


LIBRARY OF PRINCETON
FEB 1910
THEOLOGICAL SEMINARY.



Culturgeschichte

des

deutschen Volkes

in der Zeit

des Uebergangs aus dem Heidenthum
in das Christenthum.

Von

Heinrich Rückert,
Prof. an der Universität Breslau.

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1853.

Vorwort.

Die Aufgabe dieses Werkes, dessen erster Band hiermit dem Publicum vorgelegt wird und das mit einem demnächst erscheinenden zweiten Band seinen Abschluß finden soll, ist ganz im allgemeinen bezeichnet die, den Untergang des nationalen Heidenthums und die Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Stämmen bis zu seinem wenigstens äußerlich vollständigen Siege darzustellen. Es ist dabei eine möglichst genetische und innerliche Begründung dieses geschichtlichen Processes angestrebt worden, der, so oft er auch berührt und besprochen worden ist, doch, wie mir es scheint, sowohl im Großen und Ganzen, wie auch im Einzelnen noch immer einer eindringenden Untersuchung und einer lebendigen Vermittlung für die historische Anschauung der Gegenwart bedarf. Die meisten derjenigen, die sich im Ganzen oder im Einzelnen mit demselben Gegenstand beschäftigt haben, der hier behandelt werden soll, möchten, glaube ich, besonders dadurch zu keiner genügenden Lösung ihrer Aufgabe gelangt sein, daß sie die beiden Hauptpunkte, auf die dabei das Augenmerk zu richten war, nicht in der ganzen Fülle ihrer lebendigen Bedeutung erfaßt, sondern nur als todte Phrasen, um es gerade heraus zu sagen, mit fortgeführt haben. Diese beiden Punkte sind von mir bereits oben

in der allgemeinen Bezeichnung der Aufgabe dieses Werkes erwähnt. Es soll hier der Versuch gemacht werden, gestützt auf historische Thatsachen, den Umschwung in dem Geistesleben des deutschen Volkes, namentlich in der religiösen Seite desselben, der das Eindringen des Christenthums ermöglichte, im wahren Sinne genetisch nachzuweisen. Die Selbstauflösung des nationalen Heidenthums, ein Moment in dem unermeßlichen Zerbröckelungsproceß, der der Starrheit des in abgeschlossener Befangenheit vegetirenden urgermanischen Wesens ein Ende machte und es ermöglichte, daß es nach und nach von dem allgemeinen Culturstrom der Weltgeschichte ergriffen werden konnte, wird hier, wie ich glaube, zum ersten Mal in ihrem ganzen Umfang und ihrem Zusammenhang mit dem gesammten nationalen Leben berührt, wodurch sie allein verständlich und zugleich weltgeschichtlich interessant erscheinen kann.

Ebenso habe ich mich bemüht, den Begriff der Bekehrung zum Christenthum nach allen Seiten hin seiner traditionellen Formelhaftigkeit und Starrheit zu entkleiden und die inneren Modalitäten dieser Erscheinung in möglichster Individualisirung nachzuweisen. Dazu gehört vor Allem, daß die Grenzen des Einflusses wahrhaft innerlicher und bloß äußerlicher, d. h. nicht in der Sphäre des religiösen und sittlichen Denkens oder Empfindens der deutschen Heiden liegender Momente, die bei dieser Bekehrung thätig waren, möglichst genau bestimmt wurden, weil sich daraus die wichtigsten Aufschlüsse über die eigenthümlichen Gestaltungen der nächsten Zukunft dieses ganzen Christianisirungsprocesses ergeben, und eine Menge von Thatsachen, die sonst als rohes statistisches Material der Geschichte hingenommen werden, daraus in ihrer Genesis und Bedeutung für die weitere Entwickelung recht wohl verständlich werden.

Auf diese Art glaube ich eine Menge der namentlich für uns Deutsche interessantesten culturhistorischen Probleme, wenn

auch nicht vollständig gelöst, so doch wenigstens jedem nahe gebracht zu haben, der von der Geschichtschreibung der Gegenwart einen etwas besseren Begriff hat, als daß er sie für ein bloßes Vehikel zur Detailkunde des geschichtlichen Materials hält. Es ist mir seit der Zeit, wo ich überhaupt neben dem bloßen Versinken in der Fluth des historischen Stoffes, das gewöhnlich als das einzige und eigentliche Ziel der Geschichtsforschung gelten soll, noch ein anderes und höheres, weil geistigeres, Ziel derselben lebendig anzustreben begann, sehr am Herzen gelegen, mir selbst die Factoren dieser so außerordentlich merkwürdigen und ergebnißreichen Entwickelungsepoche unserer nationalen Geschichte möglichst allseitig verständlich und durchsichtig zu machen, Bemühungen, deren Resultat ich, nachdem ich endlich zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein glaubte, in die Form dieses Buches gegossen habe. —

Was nun die Auswahl und Darstellung des Stoffes im Ganzen und Einzelnen betrifft, so hat mich dabei überall der einmal eingenommene Standpunkt der Betrachtung geleitet. Es soll eine Einsicht in die inneren Phasen des Volksgeistes unter dem Einfluß der großen geschichtlichen Thatsachen und Gestaltungen jener Uebergangsperiode aus dem Heidenthum in das Christenthum gegeben werden. Weder das äußere Gesammtbild, noch die specielle Beleuchtung einer einzigen Seite davon, ist das, was ich hier zur Anschauung bringen will. Nach diesem Princip ist auch der allgemeine Gang der Darstellung zu beurtheilen, der weder eine eigentliche geschichtliche Erzählung, noch eine monographische Schilderung gewisser Zustände sein soll, die dem Bereich der sogenannten Culturgeschichte im engsten Sinne des Wortes angehören. —

Ich habe mich an manchen Stellen genöthigt gesehen, dem Text Anmerkungen beizugeben. Es ist aber mit möglichster Beschränkung nur dann geschehen, wenn der noch schwankende äußere Thatbestand gewisser geschichtlicher Facta, die für die eigentliche Darstellung die Basis bilden, erhärtet, oder ihr wahrer Gehalt

gegen allerlei Entstellungen gesichert werden sollte, die sie sich unter den Händen derjenigen gefallen lassen mußten, welche sich ihrer bereits für ihre Zwecke bedient haben. Man wird mir wohl glauben, daß hier von einem bloßen Citatenkram nicht die Rede sein kann, auch wenn hie und da eine Anmerkung, auf den ersten Blick besehen, etwas umfangreich ausgefallen ist. —

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Erstes Capitel.

Das heidnische und christliche Römerthum und die deutsche Nationalität bis zur Völkerwanderung.

Sagen über die älteste Bekehrungsgeschichte der deutschen Rheingegenden.

Die deutschen Stämme hatten unzweifelhaft schon seit dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Veranlassung und Gelegenheit, mit dem Christenthum in manchfache äußere Berührung zu kommen. Die spätere kirchliche Sage knüpft für das erste Jahrhundert an die Namen des Eucharius, Valerius, Maternus und Crescens die älteste Bekehrungsgeschichte deutscher Landschaften. Die drei Erstgenannten erscheinen als Freunde und Genossen des Apostels Petrus von Rom aus gesandt in den Rheinprovinzen und sind die Begründer und ersten Verwalter der Bischofsitze von Trier, Cöln und Tongern, wie in Mainz Crescens, der Schüler des Apostels Paulus. Wenn die deutsche Kirche somit auch ihren Ursprung nicht an den Namen eines der Apostel unmittelbar anzuknüpfen versucht hat, so war doch dadurch eine mittelbare Verbindung hergestellt, welche die Anfänge des Christenthums im deutschen Volke auf das engste mit der Urgeschichte der gesammten occidentalischen Kirche vereinigt. Die Kritik hat schon längst den späten Ursprung dieser Sagen, sowie die Gründe, welche zu ihrer Entstehung gewirkt haben, nachgewiesen. Es lag der späteren deutschen Kirche des neunten und zehnten Jahrhunderts, die die Urgeschichte des Christenthums nur im Gewande der so reich emporgewachsenen kirchlichen Sage kannte, nahe, die Momente und Namen derselben, welche zu einer Vermittelung mit der Geschichte des eigenen Volkes am passendsten waren, herauszunehmen, und ganz im Sinn und Geist der gewöhnlichen kirchlichen Sagenbildung möglichst zu entfalten,

ohne daß dabei bewußte Erdichtung, am wenigsten eine in unlauterer Absicht unternommene, im Spiel gewesen wäre. Jene ältere deutsche Bekehrungsgeschichte erhielt auf solche Weise eine Grundlage, welche zwar der späteren besonnenen Forschung nicht mehr genügen konnte, die aber für die Zeit selbst in ihrer Art eben so fest und sicher war, wie z. B. die Tradition vieler gallischen Kirchen über ihre erste Stiftung durch die unmittelbaren Schüler der Apostel.[1] Wenn nun auch aus der äußeren Einkleidung dieser

1) Ueber diese Sagenkreise von den ältesten Aposteln Deutschlands verweise ich auf Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I, p. 73 — 90, wo mit Benutzung der Vorarbeiten von Hontheim in seiner Gesch. von Trier, und Ch. M. F. Walch's Abhandlung über den heil. Maternus die sorgfältigsten und ausführlichsten Untersuchungen über die Entstehung und Entwickelung insbesondere der Trierschen Sage sich finden, mit denen vor der Hand eine unbefangene historische Kritik die ganze Streitfrage für abgeschlossen und erschöpft erklären muß. Die ähnlichen Sagenbildungen für Metz, Toul und Verdun, wo ein heil. Clemens, Mansuetus und Sentinus dieselbe Rolle spielen, wie die im Texte erwähnten Heiligen in Mainz, Cöln, Tongern und Trier, habe ich nicht einmal erwähnt, weil sie augenscheinlich nur aus einer Nachbildung der anderen älteren hervorgegangen sind. Es zeigt sich der noch spätere und hier vielleicht willkürliche Ursprung der Tradition besonders in dem Metzer Sagenkreis, wo man die Ansprüche auf secundäre apostolische Stiftung der Kirche mit Anknüpfung an den einen Namen des Clemens, eines Schülers des Petrus, nicht einmal mehr für hinlänglich begründet hielt, sondern noch einen Patiens, einen Schüler des Johannes einführte, um so, wenn der eine Weg, zu einer apostolischen Gründung des Bisthums zu gelangen, abgeschnitten werden sollte, noch einen anderen, allerdings für die moderne Kritik noch verdächtigeren, für das Mittelalter aber wegen seiner räthselhaften Unbegreiflichkeit noch gesicherteren offen zu behalten, gegen den mit den Hülfsmitteln der damaligen kirchlichen Forschung nur schwer Protest einzulegen war. Denn unter den hervorragenderen Gestalten aus dem eigentlichen Kreise der Apostel war Johannes, wie man deutlich sieht, vor allem mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, wohl weil seine Individualität der Geisteshaltung des christlichen Occidents am fernsten steht und am meisten orientalisch-griechisches Gepräge hat. Alles, was mit ihm in Beziehung gesetzt werden konnte, war deshalb so zu sagen noch geweihter und noch weniger dem auch sonst nur leise und schüchtern hervortretenden Zweifel ausgesetzt, als was mit der viel festeren und concreteren Gestalt des Petrus oder auch des Paulus in Verbindung stand. Daß sich Clemens als Apostel von Metz zuerst bei Paulus Diaconus de Episc. Mett. findet, trägt ebenfalls nicht dazu bei, die Ansprüche der Sage auf Alter und relative Authenticität zu verstärken. Paulus drückt sich noch dazu so vorsichtig und zugleich wieder so bestimmt über den Zusammenhang dieser Sage mit den übrigen apostolischen Bekehrungsge-

Sagen keine bestimmten äußeren, chronologisch festzustellenden und einzuordnenden Thatsachen entnommen werden dürfen, so läßt sich als ihr eigenster Gehalt doch das wichtige Ergebniß erkennen, daß die deutsche Kirche schon in sehr früher Zeit und in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Nachbarländer, ja des gesammten christlichen Abendlandes die Begründung des Christenthums in den deutschen Rheingegenden in engsten Zusammenhang mit der Stiftung christlicher Gemeinden in Gallien setzte, was ganz in der Weise der echten Sage durch einzelne Züge, wie z. B. daß Crescens zugleich als Apostel von Vienne und Mainz erscheint, möglichst concret veranschaulicht wird.

Ihre Bedeutung.

Wenn man die politischen und allgemein culturgeschichtlichen Verhältnisse der Rheinlandschaften in der Zeit erwägt, welche die Sage im Auge hat, so erhält ihre innere Wahrscheinlichkeit, die man nur nicht mit der äußeren historischen Thatsächlichkeit zusammenwerfen darf, eine bedeutende Bestätigung auch von dieser Seite her. Hier in den seit Cäsar mit dem römischen Gebiete verbundenen, seit Augustus in den vollständigen politischen und militärischen Schematismus der römischen Provinzialadministration eingefügten Gegenden, war die nur längs des Stromufers in ununterbrochenem Zusammenhang wohnhafte deutsche Bevölkerung durch alle und jede äußere Verbindungsmittel sehr bald in engsten Zusammenhang mit dem keltisch-römischen Gallien gesetzt. Die großen Straßen-

---

schichten im rheinischen Deutschland aus, daß man beinahe auf die Vermuthung geführt wird, er selbst habe in eigenmächtiger Verknüpfung den Namen des Clemens, den er gewiß in einer Localsage vorfand, wie aus seinen auf mündliche Tradition (denique asseverant qui ejusdem loci cognitionem habent etc. l. c. Pertz II, 261) gegründeten Nachrichten hervorgeht, an den des Petrus angeschlossen, weil die anderen gallischen, d. h. rheinischen Sagen dies mit ihren Localheiligen auch gethan hatten. Die betreffenden Worte lauten l. c.: ea igitur tempestate cum apud Galliam Belgiam Mediomatricum — copiosis populorum turbis abundaret, ad eandem beatus Petrus apostolus urbem Clementem nomine — sublimatum pontificali dignitati direxit, cum quo pariter, sicut antiqua tradit relatio, ad eas quae praecipuae erant Galliarum urbes verbo fidei obtinendas alii quoque religiosi doctores ab eodem apostolorum principe missi sunt. Die Sagen von Mansuetus in Toul und Sentinus in Verdun sind, wie Rettberg I, p. 92 u. f. gut nachgewiesen hat, nichts weiter als Nachbildungen und Erweiterungen der Legende vom h. Maternus.

züge, welche am Rhein ausmündeten, die eben so sehr für den militärischen Schutz dieser Erwerbungen als für die Entwickelung eines regen Handelsverkehrs dienten, wiesen alle nach dem großen westlichen Hinterlande. Auch war die deutsche Bevölkerung in einiger Entfernung vom Rhein selbst schon mehr und mehr mit den Ueberresten der ehemaligen Bewohner dieses Landes keltischen Stammes gemischt, bis sie in noch weiterer Entfernung unmerklich in die eigentliche keltische Nationalität überging, wie es bei einem großen Theile der belgischen Völkerschaften der Fall war.[2]) Dazu

---

2) Auf die so verwickelte Untersuchung über die Nationalität der links vom Rhein bis an die Grenzen des eigentlichen Galliens um diese Zeit angesiedelten Völkerschaften kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Es genügte, einige der allgemeinsten und gewiß unbestreitbaren Züge anzuführen. Uebrigens würde sich, wie ich glaube, etwas mehr Licht in diese ganze Streitfrage bringen lassen, wenn man die im Text angedeuteten Verhältnisse mehr in Rechnung bringen würde, als es gewöhnlich geschieht. Halbdeutsche, halbkeltische Völkerschaften müssen doch, wenn man Cäsars Bericht nicht Gewalt anthun will, ohne Zweifel in den belgischen Gegenden angenommen werden; ob die einen mehr oder weniger deutsches oder keltisches Gepräge hatten, läßt sich freilich nicht entscheiden; dazwischen wohnen Stämme echt deutschen Ursprungs, z. B. die Tungern oder Eburonen, so wie die anderen Caes. de B. G. II, 4 u. VI, 32 aufgezählten Völker in den Ardennen. Ihre keltischen Benennungen so wie die keltischen Ortsnamen, die sich in ihrem Gebiete finden, wodurch selbst Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme p. 212 u. f., verleitet worden ist, sie unter die Kelten einzureihen, können gegen jene sichere Notiz kein Gewicht haben, denn es versteht sich von selbst, daß Cäsar die Namen, die ihnen von den umwohnenden Kelten gegeben waren, überlieferte, und daß ihre größeren ursprünglich keltischen Orte ihre Benennung noch erhalten hatten, ist ebenfalls leicht erklärlich. Wie lange diese Völker ihre deutsche Nationalität gegen jene rings umher sie überfluthenden keltisch-römischen Einflüsse behaupten konnten, ist eine andere Frage. Zu Tacitus Zeiten (Germ. 2.) waren wenigstens die Tungern noch Deutsche. Am einsichtigsten und kürzesten sind diese Mischverhältnisse in den belgischen Provinzen von Löbell, Gregor v. Tours p. 456 u. f., erörtert worden, auf den ich deshalb verweise. Ein starkes Einströmen römisch-keltischer Bevölkerung in die Städte selbst in den ursprünglich deutschen Ufergegenden des Rheins ergiebt sich aus der Natur der Sache von selbst. Es war hier ebenso oder noch mehr durch die Verhältnisse angebahnt, als in den Erwerbungen der Römer auf dem rechten Ufer des Oberrheins, in den agris decumat., deren stark keltisch gefärbte Bevölkerung Tacitus ausdrücklich erwähnt. Auch geben die zahlreichen Inschriften mit offenbar gallisch-keltischen Namen in jenen Gegenden ein Zeugniß dafür, dessen urkundliche Gewißheit nicht hoch genug anzuschlagen ist.

kamen noch die großen römischen Städtegründungen und Colonien, wie z. B. in Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Utrecht, Leyden, in der Mitte einer rein deutschen Bevölkerung, meistens an Orten, wo sich durch die Concentration des, wenn immer noch rohen und unbedeutenden, so doch schon vorhandenen Verkehrs schon eine Art von städtischer Ansiedelung gebildet hatte. Alle diese neuen städtischen Mittelpunkte erhielten nur durch ihre Beziehung zu Gallien ihre Lebensfähigkeit, die bei einigen derselben bald so hoch stieg, daß sie schon ehe ein Menschenalter verging in allen äußeren Culturverhältnissen auf gleicher Stufe mit den civilisirtesten Theilen des Reiches standen. Ein Einströmen gallischer Bevölkerung fand dabei unzweifelhaft im größten Maßstabe statt, ebenso wie sich eine fortwährende Berührung mit der umwohnenden einheimischen deutschen Bevölkerung durch unzählige Adern des socialen und commerciellen Verkehrs vermittelte. Damit wurden zugleich die Wege gebahnt, auf welchen auch alle und jede geistige Einflüsse, die das eigentliche Gallien berührten, unfehlbar und fast augenblicklich in den Rheingegenden und zuerst in jenen größeren, von deutscher, römischer und gallischer Bevölkerung bewohnten Städten wirken mußten, wohin die kirchliche Sage schon in so früher Zeit die Anfänge des Christenthums im deutschen Volke verlegt.

Verbindung zwischen den überrheinischen Deutschen und den Römern.

Auch die Hauptmasse der deutschen Völker, welche sich mit ihrer Fronte an den Rhein lehnte, mußte schon durch die Verkehrsverhältnisse in jenen unter römischer Provinzialverfassung stehenden Landschaften ganz unwillkürlich allen möglichen Cultureinflüssen, die dort wirkten, offen stehen. So sehr auch allmählig der Einfluß römisch-gallischer Cultur die Nationalität der Ubier, Nemeter, Vangionen und Triboken veränderte, so bestand noch lange Zeit ein fortwährender persönlicher Verkehr zwischen ihnen und den verwandten Stämmen am rechten Ufer. Noch inniger waren solche Beziehungen zwischen den durch die römische Politik auseinander gerissenen Theilen eines und desselben Volkes, wie die Sicambern, von denen schon Tiberius durch diplomatische Künste und durch Gewalt gegen vierzigtausend Menschen vom rechten auf das linke Rheinufer hinüberzuführen wußte, während ein anderer Theil des Volkes, und wahrscheinlich der zahlreichere, auf dem rechten zurückblieb. Der Rhein war schon vor der Ausdehnung der römischen Herrschaft über Gallien nicht mehr eine Völkerscheide gewesen, und

alle seit der römischen Eroberung sich ausbildenden oder neuentstehenden Verhältnisse wirkten darauf hin, den Zusammenhang zwischen den beiden Ufern möglichst innig zu machen. Die Stromlinie wurde die kunstgerecht befestigte Basis, auf welcher sich das römische militärisch-politische System des Angriffs und der Vertheidigung gegen die Hauptmasse der deutschen Völker entwickelte. Von hier aus gingen gewöhnlich die zahlreichen kriegerischen Expeditionen, die nicht weniger zahlreichen, wenn auch geräuschloser auftretenden diplomatischen Missionen bis in den fernsten Osten des deutschen Binnenlandes, und umgekehrt strebte auch wieder fast alles, was von Seite der deutschen Völker in feindlicher oder friedlicher Absicht mit der römischen Politik in Verbindung kam, nach den großen Mittelpunkten der römischen Herrschaft längs des Rheins hin. Seitdem Cäsar zuerst ein römisches Heer an den Rhein geführt hatte, hatte sich ein immerwährendes nie rastendes Wogen des Großverkehrs zwischen den deutschen Stämmen und dem römischen Staate ausgebildet. Aus allen den wechselnden Ereignissen von da ab während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ergiebt sich, daß, wenn auch sehr häufig Perioden des wildesten Kriegsgetümmels eine große Anzahl deutscher Stämme den Römern feindlich gegenüberstellten und sonst wirksame Einflüsse des römischen Wesens für die Dauer des Kampfes zu paralysiren vermochten, eben so häufig auch Perioden eines friedlichen Verkehrs eintraten, in welchen die kurz vorher abgebrochenen Verkehrsverhältnisse mit neuer Energie wieder aufgenommen wurden. Selbst in den Zeiten der erbittertsten Kämpfe, welche von den römischen Schriftstellern als allgemeiner Aufstand aller Germanen bezeichnet werden, pflegte doch immer ein und das andere deutsche Volk aus den verschiedensten Beweggründen, oft eben nur wegen der Allgemeinheit des Krieges, gegen die es sich in eigensinniger Selbstgenugsamkeit absperrte, die bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse mit dem römischen Staate zu erhalten oder sie noch fester zu knüpfen.

Neben diesen officiellen Verbindungen traten nach und nach auch andere ein, die sich in den Berichten der Römer sehr unscheinbar ausnehmen. Aber für eine allseitige Vermittelung römischer Cultur mit der deutschen Nationalität gewannen gerade sie offenbar eine viel weiter greifende Bedeutung als jene. Schon seit Cäsars Zeiten traten, wie man weiß, Deutsche aus den verschie-

denen Stämmen in den römischen Kriegsdienst; solche anfangs nur spärlich vorkommende Fälle vermehrten sich im Laufe des ersten Jahrhunderts und es erwuchs daraus eine fortlaufende immer mehr sich verstärkende Verbindung, die endlich bis zu dem massenhaften Uebergang ganzer nach Hunderten und Tausenden zu zählender Schaaren in das römische Reich führte. Der größte Theil dieser deutschen Soldaten ging der Heimat gänzlich verloren, sobald sie nur in eine römische Heeresabtheilung eingereiht waren. Wenigstens äußerlich der römischen Civilisation zugeeignet, wurden die, welche nicht den Tod auf den Schlachtfeldern gefunden hatten, der Kern der Veteranen-Colonien, womit sich der römische Staat besonders längs der deutschen Grenzen durch einen zuverlässigen Gürtel kräftiger und wehrhafter Bevölkerung umgab. Aber Viele, besonders Angehörige edlerer Familien, betrachteten dieses Dienstverhältniß doch nur als ein zeitweiliges, wofür es genügen mag an Arminius und Marbod zu erinnern, und kehrten im Besitz mehr oder weniger vollständiger römischer Bildung wieder in die Heimat zurück. Dazu rechne man die Tausende römischer Sclaven, welche in den im Großen und Ganzen fast nie unterbrochenen Kriegen nach und nach durch alle Theile von Deutschland sich vertheilten, entweder im Kriege selbst auf deutschem Boden gefangene römische Soldaten oder die Beute jener immer wiederkehrenden und immer kecker und glücklicher ausgeführten Streifzüge in die römisch cultivirten Grenzprovinzen des Reichs.

Auch organisirte sich mitten unter dem Getöse der Waffen sehr bald ein außerordentlich lebhafter Handelsverkehr zwischen den Römern und den Deutschen. Wie weit er sich räumlich bis in die fernsten Tiefen des deutschen Binnenlandes ausgedehnt hat, dafür legen die zahlreichen Funde von römischem Geld, in Gegenden, wohin nie ein römischer Soldat oder Beamter seinen Fuß setzte, ein beredtes Zeugniß ab. Ein Theil dieser Schätze mag wohl der Gewinn glücklicher Raubzüge entweder in dem Gebiet der stammverwandten Nachbarvölker oder auf dem römischen Reichsgebiet selbst sein, der bei weitem größere kann aber nur als die Frucht des einträglichen Handels mit Rohproducten der deutschen Länder gelten. Aber gerade so wie der römische Handel einige seiner Hauptquellen in Deutschland hatte, so besaß er auch dort für manche Producte seine Hauptmärkte. In vielen Beziehungen wurden nach und

nach, vermittelt durch die persönliche Bekanntschaft der Einzelnen mit dem römischen Leben und die damit in Wechselbeziehung stehende immer größere Entfaltung des commerciellen Verkehrs, die äußeren Lebensgewohnheiten der deutschen Völker abhängig von der römischen Civilisation. Schon das römische Geld als solches wurde allmählig ein integrirender Theil eines wohlgegründeten Besitzes, edle Metalle, entweder roh oder bereits zu Schmuckgegenständen verarbeitet, erschienen immer unentbehrlicher, und da sie, wie es scheint, während der ganzen Zeit des Verkehrs zwischen Deutschen und Römern nicht aus dem eigenen Boden gewonnen wurden, so gab es kein anderes Mittel, als sie durch den Verkehr mit den Römern zu erwerben. Die feineren Stoffe, wie sie der Orient der römischen Welt erzeugte, fanden auch nach Deutschland so gut wie die Schmucksachen aus Gold und Silber ihren Weg, und die Einfachheit der Kleidung, die sich noch zu Tacitus Zeit im wesentlichen mit den selbstgewonnenen Stoffen aus Lein oder Wolle begnügte, machte mehr und mehr einer prunkenden Nachahmung des römischen Kleiderluxus Platz. An die Stelle der einheimischen geistigen Getränke, Meth und Bier, trat der Wein, den die deutsche Erde so wenig wie Gold und Silber in jener Zeit erzeugte. Auch dieses nach den Lebensgewohnheiten des Volks so wichtige Getränk konnte nur durch den Handel mit den Römern erworben werden und wurde doch so bald schon ein unentbehrliches Bedürfniß für das deutsche Volksleben jener Zeit, das in demselben Maße, als es, durch große geschichtliche Verhältnisse in raschere Bewegung versetzt, geweckter und lebendiger wurde, auch sich in seinen physischen Genüssen nicht mehr mit dem altherkömmlichen phlegmatischen Meth und Bier begnügen konnte, sondern eines feurigeren Getränkes bedurfte, welches in richtigem Verhältniß zu der lebendigeren Strömung des Blutes stand.

Durch die unzähligen Vermittler dieses so überaus schwunghaften Handelsverkehrs, die römischen Kleinhändler und Krämer, welche alle deutschen Landschaften durchzogen, mußte sich die Möglichkeit, äußere Bekanntschaft mit dem Christenthum zu machen, noch viel allseitiger und individueller gestalten als durch alle anderen Berührungen zwischen Römern und Deutschen. In diesen Schichten der Bevölkerung hatte die neue Religion bald und fest Wurzel geschlagen, wie sie ja überhaupt am ersten und kräftigsten gerade auf

die niederen Stände der städtischen Bevölkerung gewirkt hat. Diese Handelsleute sind damals wie immer selbstverständlich zugleich auch in gewissem Sinne die Colporteure geistiger Cultur, und es ist ohne Zweifel ein guter Theil der blitzschnellen und aller genaueren Beobachtung entzogenen Verbreitung des Christenthums bis in die fernsten Grenzgegenden des römischen Reichs und über sie hinaus ihrem unmerklichen, ganz im Privatverkehr sich haltenden Einfluß zuzuschreiben.

Ebenso wie in den deutschen unter römischer Herrschaft stehenden Rheingegenden neben einer solchen Bekanntschaft mit dem Christenthum, die sich auf tausendfältigen Wegen des Privatverkehrs vollzog, eine Art systematischer Missionsthätigkeit als Ergebniß der sagenhaften Nachrichten über die Predigt der Apostelschüler am linken Rheinufer nicht abgewiesen werden durfte, mögen auch zu den übrigen deutschen Stämmen außerhalb des eigentlichen Reichsgebiets, besonders aber zu den Anwohnern des Rheins und später wohl auch der Donau, einzelne römisch-christliche Lehrer gekommen sein. Eben dieses erste und zweite Jahrhundert der christlichen Geschichte erhält durch eine im größten Styl kosmopolitische Missionsthätigkeit, wie sie symbolisch in den apostolischen Sagenkreisen, vor allen in dem des Thomas und Bartholomäus sich abspiegelt, eine ganz eigenthümliche Färbung, die später durch eine Beschränkung auf die römisch-griechisch-orientalische Culturwelt wieder etwas verwischt wurde. Warum sollte denn gerade das verhältnißmäßig so leicht zugängliche Deutschland von keinem jener Glaubensboten berührt worden sein, die das Bedürfniß in sich fühlten, die Botschaft von der Erlösung der gesammten Menschheit allen Völkern zu verkündigen? Die Sage hat allerdings keine Namen solcher Prediger des Christenthums unter den rechts vom Rhein wohnenden deutschen Stämmen aus dieser Zeit aufbewahrt, wie es links vom Rhein mit einem Crescens, Maternus, Eucharius und Anderen geschehen ist. Die kirchlichen Schriftsteller des dritten und vierten Jahrhunderts, die von Bekehrungen in Deutschland sprechen, halten sich immer ganz im allgemeinen und geben weder die Namen der Bekehrer noch auch plastische Einzelheiten aus der Bekehrungsgeschichte selbst.[3])

3) So viel wie im Texte angenommen ist, allerdings ein Minimum im

Im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts entwickelten sich neben jenen großen und allseitigen am Rhein entspringenden und zu ihm zurückfließenden Verkehrsströmungen auch längs des ganzen Laufes der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Einmündung in das schwarze Meer ähnliche Verbindungen. Auch sie umfaßten sowohl den Staats- und Volksverkehr im großen, wie auch das ganze Gebiet der commerciellen und socialen Beziehungen. Auf dem Süduſer der Donau fand sich zwar nicht wie am Westufer des Rheins eine deutsche Bevölkerung vor, welche als ein natürliches Verbindungsglied zwischen dem Römerthum und dem selbständigen germanischen Wesen auftreten konnte; aber der Gang der äußeren Geschichte brachte namentlich von der Mitte des zweiten bis zum Ende des dritten Jahrhunderts hier einen fast noch lebhafteren Zusammenstoß beider Nationalitäten hervor, als er am Rhein stattfand. Und wenn auch hier in den überlieferten geschichtlichen Thatsachen die Kriegsereignisse und diplomatischen Verhandlungen in den Vordergrund treten, so nehmen jene anderen Verhältnisse des Privatverkehrs daneben auch hier wieder dieselbe Bedeu-

---

Vergleich mit den Ansichten früherer Zeit, wird aus den allgemeinen Angaben bei Irenäus, Tertullian und Arnobius zu entnehmen sein. Sie wie Rettberg I, p. 66 u. f. für bloße rhetorische Ausschmückung der Thatsache der Weltverbreitung des Christenthums zu erklären, liegt nicht der geringste Grund vor, und er selbst hat auch diese seine Ansicht in Betreff des Zeugnisses bei Irenäus modificirt: „aber immerhin bleibt es bedeutsam, daß ein Bischof von Lyon so ausdrücklich für das Vorhandensein christlicher Kirchen bei den benachbarten Germanen zeugt." Legt man wirklich darauf Gewicht, so fallen alle die an dem a. O. erhobenen Bedenken gegen die Nachricht des Tertullian. Er scheint sogar bestimmte Gegenden des deutschen Landes im Auge gehabt zu haben, die Donaulandschaften, wenn man auf die Reihenfolge, in welcher die Germanen bei ihm angeführt sind, Gewicht legen will. Er stellt sie (Adv. Jud. 7, s. Rettberg I, 70 Anm. 8) zwischen Daken und Skythen, kann also wohl die gothischen Stämme, die zu seiner Zeit im Anfang des dritten Jahrhunderts nach der untern Donau vorgedrungen waren, im Auge gehabt haben, gerade so wie sich Irenäus naturgemäß zunächst auf die dem Rhein benachbarten Stämme beziehen mag. Es wären somit die beiden großen allgemeinen Verkehrswege bezeichnet, die zugleich zur Vermittelung der Bekehrung zum Christenthum dienten. Aber andererseits muß man sich auch hüten, den Inhalt dieser Notizen zu vergrößern, wie es sonst zu geschehen pflegte; von christlichen Gemeinden und Kirchen ist darin zunächst nicht die Rede, sondern nur von einzelnen Fällen des Uebertritts zum Christenthum.

tung in Anspruch wie auf der Rheinlinie. In diesen Donauland-schaften, deren wesentlich keltische Bevölkerung sehr bald ganz von der römischen Cultur nach dem Durchschnittstypus der Provinzialen der westlichen Hälfte des Reichs umgebildet worden war, hatte das Christenthum vielleicht etwas später als in Gallien, jedenfalls aber schon in der Zeit, als sich hier der lebhafteste Verkehr zwischen Römern und Deutschen entfaltete, Wurzel geschlagen, und es war ihm also auch von dieser Seite her die äußere Möglichkeit, auf die deutschen Stämme zu wirken, gegeben.

Folgen dieser Verbindung für die Bekehrung.

Es fehlte somit keineswegs an der äußeren Zugänglichkeit der eigentlich deutschen Völker rechts vom Rhein und nördlich von der Donau für die Verkündigung der christlichen Lehre. Der größte Theil der deutschen Landschaften war viel öfter von einzelnen Römern betreten, ihre Bewohner durch viel mehr Lebensbeziehungen mit den Römern verbunden, als es in den sobald und in so großem Maßstabe von der christlichen Missionsthätigkeit bereiseten Gegenden von Hocharmenien, den Kaukasusländern, den persischen Grenzlandschaften, Arabien und dem abyssinischen Hochlande der Fall war. Aber wenn auch angenommen werden könnte, daß sich die neue Lehre diese günstigen äußeren Verhältnisse mit derselben Energie und Umsicht zu Nutze gemacht hätte, wie sie es anderswo that — und es ist kein äußerer Beweis von genügender Ueberzeugungskraft dagegen, aber freilich auch nichts direct Beweisendes dafür anzuführen — so waren doch die Resultate solcher Bemühungen, so wie der unwillkürlich wirksamen Einflüsse des Gesammtverkehrs so gering, daß alle beglaubigten geschichtlichen Spuren davon verschwunden sind.

Einzelne Bekehrungen mögen wohl schon sehr früh auf deutschem Boden vorgekommen sein, aber nirgends fand ein massenhafter Uebertritt statt, wie er doch in jener ersten Periode der Knechtsgestalt der Kirche inmitten und gerade wegen der gefährlichsten äußeren Hindernisse, der grausamsten Verfolgungen von Seite der Staatsgewalt im römischen und persischen Reiche oft vorkam. Es scheint der deutsche Boden damals keine Märtyrer, aber auch keine Früchte des Martyriums getragen zu haben. Ganz individuelle Vorgänge, die sich innerhalb der Familie hielten oder gar in der eigenen Brust beschlossen wurden, können nichts gegen die Richtigkeit dieser Behauptung beweisen. Sie mögen von den kirchlichen Schriftstellern

sorgfältig bemerkt worden sein, weil sich für sie daran ganz naturgemäß die Hoffnung auf weitere Fortschritte des Christenthums knüpfte, aber auch für sie ergab sich keine Gelegenheit, der Gründung christlicher Gemeinden Erwähnung zu thun, deren Existenz ihnen ebenso wenig verborgen geblieben wäre, als jene einzelnen Fälle, auf die sie von ihrem Standpunkte aus mit Recht so großes Gewicht legen. Auch hat, wie schon bemerkt, keine spätere Tradition, die auf dem linken Rheinufer so weit verzweigt auftritt, hier in dem eigentlichen Kern des deutschen Volkes eine Nachricht von einer erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums aus der Römerzeit aufbewahrt, was gewiß geschehen wäre, wenn die geschichtlichen Vorgänge nur irgend welche Anknüpfungspunkte dafür dargeboten hätten.

Es war aber nicht die deutsche Nationalität im allgemeinen für das Christenthum so gut wie unzugänglich, sondern nur da, wo sie in ihrer vollen äußerlichen und innerlichen Continuität auftrat. Die deutschen Stämme rechts vom Rhein mochten immerhin nach ihrem eigenen Gefühl nur in negativem Sinn eine gewisse Volkseinheit unter sich anerkennen, die sich für sie zunächst blos auf die Begriffe des zähen und erfolgreichen Widerstandes aller deutschen, noch unbezwungenen Stämme gegen die Römer und des Hasses gegen alle die Hülfsmittel des militärischen und politischen Mechanismus des römischen Staatswesens beschränkte, die zu ihrer Bekämpfung und Unterjochung angewandt wurden. Aber schon diese Art von Nationalbewußtsein genügte, um das nachhaltige und umfassende Eindringen des Christenthums ebenso unmöglich zu machen, wie das des römischen Heidenthums, selbst wenn nicht noch andere positive Momente, an denen das Leben der deutschen Völker damaliger Zeit noch reich genug war, jener negativen Haltung des Volkscharakters gegen das römische Wesen zu Hülfe gekommen wären. Sobald irgend ein deutsches Volk aus der Gemeinsamkeit des Widerstandes gegen die Römer nicht blos für eine kürzere oder längere Periode, was häufig vorkam, ohne die Grundstimmung des Volkscharakters zu verändern, sondern mit der Ueberzeugung, daß es für immer geschehe, heraustrat, gleichviel, ob freiwillig oder gezwungen, und sich den römischen Herrschaftsformen fügen lernte, hörte auch die Zähigkeit des nationalen religiösen Bewußtseins auf. Die Ubier, die schon seit Cäsars Zeit, wo

sie noch auf dem rechten Rheinufer wohnten, durch alten Stammeshaß mit ihren deutschen Nachbarn verfeindet, sich unter römischen Schutz gestellt hatten, wurden unter Augustus auf dem rechten Rheinufer angesiedelt, und von dieser Zeit an, wo sie innerhalb der eigentlichen nationalen Grenzen der römischen Herrschaft wohnten und ihre ganze Existenz ihren Mittelpunkt in dem Abhängigkeitsverhältnisse von Rom für alle Dauer suchen mußte, erwies sich auch ihr nationales Heidenthum einer Vermischung mit römischen Cultusformen zugänglich. Jetzt erhob sich in ihrer Mitte ein Heiligthum, in welchem der Genius des Augustus in der gewöhnlichen Weise des römischen Dämonen- und Heroen-Cultus verehrt wurde.[4]) Wie hier, so drangen auch bei den anderen deutschen Völkerschaften oder den Bruchstücken derselben, die sich auf dem linken Rheinufer zwischen die Kelten vorgeschoben hatten, römische und, was für die Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung dasselbe ist, gallische Götternamen und Culte ein, neben denen die einheimischen nach und nach zu Grunde gegangen zu sein scheinen, weil sie einer Vermischung mit jenen nach ihrer inneren Natur nicht fähig waren. Damit wurde zugleich auch von dieser Seite her der Boden für die Aufnahme des Christenthums gelockert, das in den religiösen Vorstellungen der deutschen Rheinvölker, so weit sie unter römischer Herrschaft sich befanden, im wesentlichen nur gegen dieselben Elemente des Heidenthums zu kämpfen hatte, die ihm auch in dem übrigen Gallien gegenüber standen. Aber es waren mit dieser Selbstentäußerung von dem nationalen Glauben auch die anderen Momente der Verwandtschaft bedeutend paralysirt, welche eine innerliche Einwirkung der diesseitigen Deutschen auf die jenseitigen zu begünstigen vermocht hätten, mit denen sie sonst in so enger und vielseitiger äußerer Verbindung standen.

Stellung des römischen Heidenthums zu dem deutschen.

Die römische Politik suchte sich wie überall so auch gegen die jenseitigen Deutschen mit an und für sich richtiger Berechnung

---

4) Die Entstehung und wahre Bedeutung der ara Ubiorum, so wie die äußeren damit zusammenhängenden Verhältnisse derselben sind zuletzt am kürzesten und richtigsten von F. Ritter in der Abhandlung über die Entstehung der drei ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln p. 48 u. f. erörtert worden, wo die Quellenzeugnisse sorgfältig zusammengestellt sind. —

der religiösen Momente zu einer möglichst dauerhaften Unterjochung zu bedienen, aber ohne Erfolg. Das Heiligthum des Augustus sollte zu dem Mittelpunkt gemacht werden, von welchem aus sich die Entäußerung der innerlichsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten des deutschen Volksgeistes allmählig und nach einem consequenten System über alle die deutschen Landschaften verbreiten könnte, welche zeitweilig der siegreichen römischen Herrschaft unterworfen waren. Der Sohn des Cheruskischen Fürsten Segest, Segimund, bekleidete eine Priesterstelle an der ara Ubiorum, freilich nur so lange, bis die siegreiche Erhebung seines Volkes unter Arminius ihm die Ueberlegenheit der deutschen Götter über die römischen glänzend bethätigt hatte. Dann entfloh er wieder in seine Heimat. In seinem Beispiel spiegelt sich die Gesammthaltung des deutschen Volksgeistes gegen die fremden Götter ab. Bis zu jener Erhebung scheint der Glaube der deutschen Stämme an ihre Zukunft, an ihre Kraft gegen die mit überwältigendem Nachdruck und systematischer Umsicht ausgeführten Unterwerfungsplane der Römer, wenn auch nicht zerstört, so doch durch Zweifel eingeschüchtert und geschwächt gewesen zu sein: die Vernichtung des Heeres unter Varus, die nicht einmal durch eine Gesammtheit der Nation, sondern nur durch die Kraft einiger Stämme vollbracht war, zerstreute alle diese Zweifel überall und erhielt dadurch wenigstens in ihren inneren Folgen eine allgemein nationale Bedeutung, die sie an und für sich, mag man ihre äußere Veranlassung oder ihre nächsten Wirkungen ins Auge fassen, keineswegs gehabt hatte. Wie von nun an trotz aller Glückswechsel die deutschen Völkerschaften an der Ueberzeugung festhielten, daß ihr Kampf mit den Römern nur siegreich enden könne — eine Ueberzeugung, die, so wenig sie sich auch in bestimmte Worte kleiden mochte, doch so gewichtig war, daß selbst alle römischen Berichte über den weiteren Verlauf dieser Kämpfe sie unwillkürlich als die Grundstimmung der deutschen Völkerschaften voraussetzen, — so war damit auch der Kampf zwischen den römischen Göttern und den einheimischen für immer zu Gunsten der letzteren entschieden.

So lange das Gefühl der Kampfesfreudigkeit und die instinctive Hoffnung des Sieges dauerte, konnte unmöglich ein Bruch mit den einheimischen Göttern im Geiste der deutschen Völker vorgehen und der Dienst anderer, den Feinden verbundener Gottheiten

an ihre Stelle treten. Die hülfreiche Kraft der einheimischen Götter war es ja, welche unzählige Male Rettung von den Feinden oder doch wenigstens Rache an ihnen gegeben hatte, wenn schwere Unglücksfälle und Niederlagen im Laufe der durch so viele Menschenalter sich hinziehenden Kämpfe mit den Römern bald hier bald dort deutsche Stämme an den Rand des Untergangs gebracht und den Feinden, wie es schien, für immer überliefert hatten. Immer war die alte Zähigkeit des Hasses und der Glaube an sich selbst wieder emporgewachsen und schnell standen die Völkerschaften, welche die Römer durch geschickte politische und militärische Manöver, oder durch einen unvorhergesehenen Schlag für immer vernichtet zu haben meinten, wieder zahlreicher, erbitterter und zäher als früher unter den Waffen. Mit dem neuen Namen, unter dem sie nach solchen Schicksalen gewöhnlich auftraten[5]), schien auch ein neuer den Römern noch furchtbarerer Geist in ihnen erstanden zu sein.

---

5) Man denke z. B. an die Sicambern, die bis zu ihrer theilweisen Besiegung oder Uebersiedlung durch Tiberius diesen uralten und bis in die spätesten Zeiten der Völkerwanderung nicht verklungenen Namen — mitis depone colla Sicamber, redet der h. Remigius noch Chlodwig bei seiner Taufe an — führten, dann als Guberni auf dem linken, als Marsi auf dem rechten Rheinufer auftraten, darauf als Franci Salii erscheinen; oder an die Cherusker, die den Namen der Sachsen erhalten; in späteren Zeiten an die Hermunduren, die als Thuringi, an die Chatten, die als Hessi erscheinen, wo überall große Katastrophen den alten Namen entweder ganz verlöscht oder wenigstens so bei Seite gedrängt haben, daß er für den gewöhnlichen Gebrauch doch als erloschen angesehen werden darf. Von Namenswechseln dieser Art sind andere Fälle wohl zu unterscheiden, wo sich ein Gesammtname für eine Reihe von Volksstämmen bildete, der besonders für die Ausländer, auf deren Berichten die einzige Kenntniß der äußeren geschichtlichen Zustände der deutschen Völker in jener ältesten Zeit ruht, die Stammesnamen ganz oder theilweise verdrängte. Von dieser Art ist z. B. der Name der Markomannen, der Alemannen und in gewissem Sinn auch der der Franken und Sachsen, als er sich von seinem ersten Ausgangspunkt, den Sicambern und den ehemaligen Cheruskern, auf die Nachbarstaaten verbreitete und als Bezeichnung einer, wenn auch nur losen politischen Gemeinsamkeit zu dienen begann. Vielleicht verhält es sich auch ähnlich mit dem Namen der später auftauchenden Bajuvarii, für die man ebenso wenig den Zusammenhang mit den einst so wohlbekannten und nun verschollenen Markomannen aufgeben möchte, wie man die Ansprüche der am Ende des 5. Jahrhunderts in den Süddonauländern nachweisbar vorhandenen deutschen Stämme, der Heruler, Skiren u. s. w. zurückweisen kann.

So war also das in äußere Formen und Namen gekleidete innerste Heiligthum des deutschen Volkslebens durch seine unauflösliche Verkettung mit dem, wenn auch mehr negativen als positiven Glauben des Volkes an sich selbst gegen jede Verunstaltung durch das Eindringen ausländischer religiöser Begriffe so vollständig geschützt, daß beide nur miteinander durch äußere Einflüsse überwältigt werden konnten, und daß es ganz unmöglich war, gleichviel auf welchem Wege, den deutschen Stämmen, so weit sie sich nicht selbst von den Römern wirklich und für alle Zeiten besiegt glaubten, neue religiöse Vorstellungen zu vermitteln, die dann weiter wirkend überhaupt im Stande gewesen wären, eine innerliche Unterordnung des deutschen Volksgeistes unter den römischen und damit die Aussicht auf eine endliche wahrhafte Besiegung dieser Stämme zu eröffnen, deren Widerstandsmittel sich, nach gewöhnlichem Maßstabe der materiellen und intellectuellen Kräfte gemessen, so ganz außer allem Verhältniß zu den Angriffsmitteln ihres Hauptfeindes befanden.

So lange die deutschen Völker noch mit ganzem, festem und vollem Vertrauen nach einer glücklichen Schlacht den heimischen Göttern die beste Beute des Sieges, das Blut der edelsten Gefangenen, die schönsten Rosse und Waffen opfern konnten, war es ebenso unmöglich, sie zu dem Glauben zu zwingen, daß sie den Römern doch noch unterliegen müßten, wie zu dem, daß die Götter ihre Feinde stärker und gnädiger als ihre eigenen seien. Durch den Gang ihrer Kämpfe, durch die immer größere Wildheit, die von beiden Seiten allmählig mehr und mehr hervortrat, steigerte sich die Bedeutung jener wechselseitig einander bedingenden Momente im deutschen Volksgeiste nothwendig nur noch mehr, und was zu den Zeiten des Tiberius und Germanicus wiederholt den Römern mißglückt war, so sicher sie auch schon den günstigsten Erfolg in der Hand zu haben glaubten, wurde in der Zeit von Marcus Aurelius und Septimius Severus oder gar von Claudius und Probus vollends ein Ding der Unmöglichkeit. Die Römer selbst waren es, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, welche durch ihr System der Politik und Kriegführung die Erfolge, denen sie zustrebten, geradezu und gründlichst vereitelten. Sie arbeiteten immer dahin, jenen Instinct der Kraft und der Zukunft in den deutschen Völkern, den sie ganz richtig herauszufühlen verstan-

den, durch List oder Gewalt, immer aber durch brutale Mittel zu brechen, weil sie voraussetzten, daß auf Barbaren, wie die deutschen Stämme jener Zeit, keine anderen Mittel Wirkung thun könnten. Das Ergebniß davon war, daß sie außer der an und für sich schon höchst gefährlichen einseitigen Reizung aller nach außen hin strebenden Kräfte in dem deutschen Volke zugleich auch noch ein in dieser Art im Beginn des Zusammenstoßes gar nicht vorhandenes Nationalbewußtsein hervorriefen. Mochte dieses sich immerhin nur, sofern es aus der bloßen instinctiven Gleichartigkeit der einzelnen Erscheinungen des Volkslebens heraus eine bestimmte Fassung gewann, darauf beschränken, daß man die Römer an und für sich als die geborenen Feinde wie des Einzelnen so des Stammes und aller Stämme zusammen und den Kampf mit ihnen als den Normalzustand ansah, so wurde doch schon durch die vielen Stämmen gemeinsamen Namen, Franken, Alemannen, Sachsen, die Vorstellung von einer Gemeinsamkeit der Aufgaben und Schicksale eines größeren Ganzen und damit ein Begriff von unermeßlicher Entwickelungsfähigkeit in die Geschichte eingeführt, der in der Zeit, als Cäsar den Rhein überschritt, noch nicht vorhanden war. Die größeren Völkermassen, welche an die Stelle der isolirten Einzelstämme den Römern seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts gegenüberstehen, sind die erste nach außen gewandte Folge dieser Umbildung im deutschen Volksgeist.

Folgen davon für die innere Entwickelung des deutschen Heidenthums.

Den ersten Anfängen eines Nationalbewußtseins, welche durch die äußeren Begebenheiten des Kampfes mit den Römern zur Entwickelung kamen, entsprach im Gebiete des religiösen Lebens der deutschen Völker eine merkwürdige Erscheinung, die sich für uns leider nur durch Combinationen und nicht durch directe Zeugnisse der geschichtlichen Quellen erkennen läßt. Wie in allen anderen Aeußerungen des nationalen Lebens, so war auch in den religiösen Anschauungen die Einheit aller deutschen Völkerschaften in Folge der Gleichheit der Abstammung und der Grundbedingungen ihrer äußeren und inneren Zustände viel größer als die Verschiedenheiten und Gegensätze der individuellen Vorstellungen und Gestaltungen, welche sich aus den besonderen Einflüssen, die auf die eine oder andere Abtheilung des Gesammtvolkes wirkten, herausgebildet hatten. In welchem Maße ein und dieselbe geistige Haltung trotz aller isolirenden Momente durch alle deutschen Völker auf diesem Gebiete von

jeher durchgegangen ist, zeigen die Trümmer der alten heidnischen Vorstellungen, die bis auf den heutigen Tag ihre wesentliche Uebereinstimmung in den Hauptzügen erkennen lassen, gleichviel ob sie vom Rande der Nordsee, aus den mitteldeutschen Gebirgslandschaften oder aus dem bairischen Hochlande stammen. Je weiter rückwärts, desto augenfälliger tritt diese Einheit des Volksgeistes hervor, denn alle späteren Einflüsse des Mittelalters und der neueren Zeit wirkten localisirend und individualisirend auf diese Ueberbleibsel, weil sie seit dem Eindringen des Christenthums mehr und mehr aus der Mitte der Strömung des Volksgeistes in stagnirende Winkel getrieben wurden. Ebenso entscheidend sind die Zeugnisse der nordischen Mythologie und sie beweisen zugleich für eine noch fernere Vergangenheit dieselbe Gleichartigkeit des religiösen Bewußtseins im ganzen Volke. Bedenkt man, daß die Trennung der scandinavischen Germanen von den continentalen so früh vor sich gegangen ist, daß sie im Anfange der beglaubigten Geschichte der deutschen Stämme schon als eine längst feststehende Thatsache erscheint; erwägt man, welche ganz locale, klimatische, geographische, ethnographische und historische Einflüsse auf die Umbildung der scandinavisch-germanischen Nationalität eingewirkt haben: so erscheint es im höchsten Grade merkwürdig, wie sehr noch immer die individuellen Gestaltungen des nordischen Heidenthums, so zahlreich und innerlich bedeutsam sie auch immer sein mögen, gegen das einheitliche Element in den Hauptzügen, z. B. in der Grundlage der Anschauungen von der Persönlichkeit der höchsten Götter, von der Kosmogonie und Eschatologie, zurücktreten. Es versteht sich von selbst, daß die in vielen Beziehungen fortwährend in engster Berührung mit einander stehenden eigentlich deutschen Völker, auf die alle jene erwähnten Einflüsse, wodurch die individuellen nordischen Bildungen bedingt wurden, nicht wirkten, auch in ihrem religiösen Bewußtsein in viel größerer Einheit und Gleichförmigkeit unter einander blieben. Aber es ist nicht zu verkennen, daß in der mehr nach außen gewandten Seite des deutschen Heidenthums eine große Fülle rein localer Erscheinungen, wie sie in jeder anderen Volksreligion auch vorkommen, hier aber begünstigt durch den von Anfang an im deutschen Volkscharakter so plastisch hervortretenden Hang zur Separateristenz, zur Isolirung und Individualisirung, sich so recht ungestört auszuprägen vermochten, den gemeinsa-

men Kern in gewisser Weise zu verhüllen im Stande war. Ein feinsinniger fremder Beobachter, wie Tacitus, war noch immer befähigt, die fundamentale Einheit aller dieser vielgestaltigen Bildungen zu erkennen, aber nicht so die Einheimischen selbst, welche naturgemäß am meisten unter dem Banne dieser äußeren Erscheinungsformen standen, weil sie sie ja selbst in instinctivem Drange nach individueller Existenz im religiösen Leben erzeugt hatten, gerade so wie äußere Schicksale einzelne Stämme, und oft die sonst am nächsten verwandten, am meisten in eine ganz isolirte oder auch in eine nach ihrem eigenen Begriff für alle Ewigkeit todfeindliche Stellung zu einander zu bringen geeignet waren, in welcher man des weiteren und engeren Bundes der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit zu vergessen pflegte.

Als die äußeren geschichtlichen Verhältnisse, die sich um den großen Gegensatz der deutschen zähen, aber isolirten Widerstandskraft und der concentrirten römischen Angriffsmacht als um den durch jahrhundertelange Dauer so zu sagen nothwendig und natürlich gewordenen Mittelpunkt drehten, nach und nach zu einer Art von äußerem Nationalbewußtsein geführt hatten, scheinen auch in engster Wechselbeziehung damit die gemeinsamen Grundlagen der religiösen Vorstellungen des Volks energischer herausgetreten und mit einer Art einfachster Reflexion den größeren Massen als Gemeingut zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die Einzelbildungen, die Heroen des Stammes, die besonderen mythischen Stammesgenealogien, die localen Gebräuche des Cultus und die locale Wundertradition gingen darüber, wie man aus den Trümmern des deutschen Heidenthums schließen kann, nicht zu Grunde: sie wurden durch den dabei noch keineswegs unterdrückten Hang nach localer Isolirung hinlänglich geschützt. Aber die hauptsächlichsten Stammesgötter, deren Genesis und Bedeutung als gemeinsame Nationalgötter entweder ganz vergessen oder doch verdunkelt war, traten jetzt in ihrer allgemeineren Eigenschaft wieder nachdrücklich hervor und jene blos locale Tradition einigermaßen in den Hintergrund. Und wenn auch kein Mittelpunkt des ganzen äußeren religiösen Lebens aller deutschen Stämme sich bilden konnte, wie es der Tempel des capitolinischen Jupiter für die römische Staatsnationalität war, so verlangten doch jene Völkerverbände nach der Haltung des Geistes in der Zeit ihrer Entstehung und ersten Ausbildung auch ganz nothwendig

die festeste Verkettung, die es überhaupt geben konnte, durch eine Gemeinsamkeit religiöser Institutionen[6]), die selbst nicht denkbar war, ehe jene innere Vermittelung religiöser Vorstellungen und ihre Verbreitung wenigstens weit über das Gebiet eines Stammes hinaus

---

6) Solche gemeinsame Culte mehrerer Stämme, die zugleich eine Art von politischem Bindemittel bildeten, kennt die ältere Zeit häufig; z. B. bei den Semnonen, dem centralen suevischen Stamme, schicken stato tempore omnes ejusdem sanguinis populi legationes zu dem heiligen Hain. Hier ist es noch gemäß der ganzen Haltung des germanischen Lebens jener Zeit die wirkliche Stammesverwandtschaft, welche wenigstens nach dem Glauben aller Theilnehmer den gemeinschaftlichen Cult bedingte. Als aber diese wirkliche oder eingebildete Blutsverwandtschaft vor anderen geschichtlichen Momenten zurücktrat, scheinen auch solche Culte verkommen zu sein, wie denn später keine Spur von dieser weitverbreiteten Religionsgemeinschaft, aber auch keine von der damit zusammenhängenden politischen Gemeinschaft so vieler Stämme, die in den Semnonen ihren Mittelpunkt fanden, zu entdecken ist. Die späteren, in engerem Zusammenhang befindlichen Völkermassen wurden neben und vor der Stammesähnlichkeit, die immerhin von wichtigem Einfluß auf die erste Bildung solcher Völkerbünde gewesen sein mag, durch ganz andere Motive, äußerlicher Natur, z. B. durch die geographische und militärische Situation der einzelnen Völkerschaften, zusammengehalten, die sie aus Nützlichkeitsrücksichten mit einander verbanden. Denn offenbar ist der Gesammtname der Franken, der, wie niemand leugnen wird, einem wirklich vorhandenen und wenn auch sehr einfach, so doch immerhin organisirten Völkerganzen entsprach, nicht blos auf Stämme mit ursprünglicher Blutsverwandtschaft ausgedehnt. Ebenso wenig der der Sachsen. Nur eins: wie hätten, falls die Stammverwandtschaft das bindende Element war, die Bructerer z. B. zuerst in dem fränkischen Bunde und dann in dem sächsischen ein Glied bilden können? Der Stammverwandtschaft nach konnten sie eben nur zu dem einen oder dem anderen gehören, aber sie gehörten in dieser Beziehung eben zu keinem von beiden und konnten sich nach politischen oder anderen Rücksichten hierhin oder dorthin wenden. Doch hatten auch diese späteren Verbindungen, die vielleicht in dem markommannischen Volke ihr ältestes Beispiel haben und zwar ein nach den Nachrichten der Quellen ganz aus demselben politischen und militärischen Grunde entstandenes, wie wir sie für die anderen mehr vermuthen als bestimmt nachweisen können, ihre religiöse Gemeinschaft, die der politischen die Weihe gab; aber auch hier mochte mehr die Reflexion walten als eine natürlich gegebene Tradition, die diesen oder jenen Gott und seinen Dienst von selbst als gemeinsamen Mittel- und Einheitspunkt hinstellte, wie es bei den auf Blutsverwandtschaft sich gründenden Völkergenossenschaften der Fall sein mußte. So stand das Heiligthum der Irminsul und das fanum Martis als Bundes- oder National-Heiligthum der Sachsen da, ohne daß man dabei nöthig hätte, einen uralten Cult in dieser Form und an

sich vollzogen hatte. Das erste äußere Kennzeichen eines solchen Vorganges lag naturgemäß in der allgemeinen Anerkennung und Verehrung eines und desselben Namens für ein in seinem Begriff einheitliches göttliches Wesen, gerade so wie umgekehrt auch das Hereindringen localer Namen die Isolirung und Localisirung der religiösen Vorstellungen zuerst bezeichnet hatte. So sind wenigstens eine Reihe solcher Götternamen aus den spärlichen Resten unseres Heidenthums mit Sicherheit als allgemein gekannt und gefeiert für alle oder doch die meisten deutschen Stämme noch jetzt nachzuweisen, und es genügt in der That für jene Zeiten, wo sich an der äußeren Geschichte des deutschen Volkes zuerst die mehr negativen als positiven Anfänge eines Nationalbewußtseins zeigen, anzunehmen, daß sich die Vorstellung von einer religiösen Volkseinheit anfänglich auch auf dies äußerlichste Erkennungszeichen allgemein gültiger Götternamen beschränkte.

Wie die Deutschen in ihrer äußeren Abwehr gegen die Römer mit ganz anderem Nachdruck auftreten konnten, seitdem sie zwar nicht in der compacten Geschlossenheit eines ganzen Volkes, aber doch in größeren, zu gemeinsamer Abwehr und Angriff verbundenen Massen das Schwert führten, wie etwa der Kampf am Ober- und Mittelrhein augenblicklich eine andere Wendung nahm, als den Römern nicht mehr Usipeter und Tenchterer und andere verschollene Völker, sondern die Masse der Alemannen entgegentrat, zeigt die Geschichte der Zeit deutlich genug. Aehnlich traten nun den fremden Göttern nicht mehr blos die Stammesgottheiten gegenüber, sondern die einer schon durch ihre Zahl furchtbaren Volksmasse und waren deshalb noch schwerer von jenen zu überwältigen, als früher. Die sichtbare Wucht der Völkerbündnisse ruhte auf dem breiten und tiefen Hintergrund einer Art von allgemeinem, alle einzelnen Gliederungen umfassendem und zusammenhaltendem Bewußtsein der Nationalität zuerst in ihrem bloßen Gegensatz zu dem Römerthum. Aehnlich stützte sich auch noch die erhöhte Bedeutung und Energie des heimischen Glaubens auf jene erwähnte

---

diesem Orte anzunehmen. Auf derselben Stufe wie diese Art von Culten steht der des Thórr als Landás von Norwegen, der des Freyr als Landás von Schweden, von denen der letztere in allen seinen Einzelheiten deutlich einen späteren Ursprung verräth, so uralt auch der Dienst des Gottes im allgemeinen sein mag.

Grundlage einer bewußten Gemeinsamkeit des religiösen Lebens, die genau in demselben Grade hervortrat, wie der Begriff der Einheit aller einzelnen deutschen Stämme, und in ihrer Sphäre dieselben Wirkungen hervorbrachte, wie sie in den äußeren Phasen des nationalen Kampfes. Während in der ersten Periode desselben die religiose Nationalität der einzelnen Stämme bedenklich auf ihre Einzelkraft im äußeren Widerstande gestellt war und mit dieser zugleich gänzlich gebrochen werden konnte, wie es den Ubiern erging, so war jetzt die eine wie die andere und die eine durch die andere in sonst ungekannter Weise wenigstens vor aller äußeren Vergewaltigung so gut wie vollständig geschützt. — Das nationale Heidenthum war also schon durch die immer stärker hervortretende Kraft des äußeren Zusammenhangs der einzelnen Volksabtheilungen mit den größeren Gruppen des ganzen Volkes gesicherter als früher, weil jetzt eine Entäußerung der religiösen Gemeinschaft für das allgemeine Bewußtsein einen Uebertritt zu den Feinden des ganzen Volkes und Stammes und nicht blos der einzelnen Glieder bedeutete. Ob dabei auch die inneren Gegensätze in den Grundlagen der fremden Religion, ihr innerlichst fremdartiger Geistestypus irgendwie empfunden wurde, läßt sich an geschichtlichen Thatsachen nicht mehr wahrnehmen. Gewiß war es schon genug, daß man fühlte, wie jedes Verlassen der einheimischen Götter voraussetzte, daß man den Feinden den Sieg wünschte oder wenigstens an dem eigenen Sieg verzweifelte und deshalb ihrer Macht huldigte.

Für den Einzelnen, losgelöst von dem Zusammenhange mit den allgemeinen Lebensströmungen und nur in seiner Beschränkung auf den nächsten Kreis der Familie und des Geschlechts gedacht, genügte aber auch schon, daß ein Verlassen der heimischen Götter nicht blos einen Uebertritt zum Nationalfeind, sondern zugleich auch ein Aufgeben aller der Beziehungen, mit denen die Seele des Einzelnen am engsten verwachsen war, bedeutete. Wer den nationalen Glauben und Cultus aufgab, verzichtete auf seinen Antheil an allem, was das häusliche und sociale Leben des Einzelnen behaglich, traulich und erhebend machte. Bis in die gewöhnlichsten Vorkommnisse des täglichen Lebens erstreckte sich der Einfluß religiöser Formen und Gebräuche, die noch so eng mit jenen verwachsen waren, daß man sie sich ohne dieselben gar nicht denken konnte; jede Mahlzeit wurde durch die Zuziehung

der Götter ein Opfer, gerade so wie umgekehrt die festlichen Opfer der Götter auch den Menschen zum behaglichen Genusse dienten, der Boden wurde durch ihren Segen geweiht, der Verband der Familie beruhte auf dem gemeinschaftlichen Cultus des Hauses und des Geschlechtes und auf der Anknüpfung der Familiengenealogie an eine Reihe von Götter- oder Heroennamen, deren still waltende Kraft mehr als die leibliche Abstammung der Einzelnen den Grundpfeiler dieser einfachsten Gliederung der gesammten Volkszustände bildete. Wer sich der religiösen Weihe, die sie umgab, entzog, war damit schon aus ihr herausgetreten.

Eine solche Trennung von allem, was, wie die Feste mit ihren Schmausereien und Gelagen, mit ihren feierlichen Umzügen der Gottheiten durch das Land, mit ihren Reigen und Chören, oder wie überhaupt die ganze Poesie, die so unauflöslich mit dem Glauben verkettet war, erheiternd, erfreuend und erhebend wirkte, was fast allein die Einförmigkeit des Lebens des Einzelnen und des gesammten Volkes, so lange es in friedlichem Zustande dahinfloß, in regelmäßiger Wiederkehr mit glänzendem Farbenschmuck unterbrach, wurde durch das nicht aufgewogen, was im günstigsten Fall die Götter des fremden Volkes verleihen konnten. So lange der Einzelne äußerlich in dem Strom des deutschen Lebens blieb, vermochten nur die einheimischen Götter, nicht die fremden, die Güter, welche am meisten begehrt wurden, Siegesehre und Siegesbeute, Glück und Gold zu geben, und selbst wenn sie diese Gaben hätten spenden können, so beruhte ihr Werth ja doch nur wieder in den Beziehungen ihres Besitzers zu dem Volksleben, wenn auch zu seinen engsten und isolirtesten Kreisen, der natürlichen Familie und der Geschlechtsverwandtschaft. Wollte er sich ganz und gar außerhalb desselben stellen, so nützte ihm weder Tapferkeit noch Reichthum.

Wer durch irgend welche Veranlassungen aus dem Kreise des Volkslebens auch local heraustrat, wenn er entweder als Gefangener von den Römern weggeführt wurde, oder freiwillig sich in ihre Heere einreihen ließ, kam natürlich auch zu den einheimischen und römischen Göttern in ein ganz anderes Verhältniß. Die fremden Götter waren es, die der Sache, der er gezwungen oder freiwillig diente, den Sieg gaben: er focht für sie und gegen die heimischen Götter, sein Glück hing von dem Segen, den jene ver-

lieben, ab, und es lag daher nahe, daß bei solchen Deutschen römische Götternamen und Culte an die Stelle der einheimischen traten, wie sie auch in Kleidung, Bewaffnung und allen Lebensgewohnheiten mehr oder weniger die nationale Tradition verließen und sich der fremden hingaben.

Inneres Verhältniß des deutschen Heidenthums zum Christenthum.

Noch mehr wie das römische Heidenthum war der nationale Glaube der Deutschen gegen das Christenthum in jener Zeit geschützt. Zwar konnte es zuerst nicht in derselben Weise wie der Dienst des römischen Jupiter oder Mars als feindliche Religion angesehen werden; es verstand sich nicht wie dort von selbst, daß der Deutsche, der seinen Glauben für den christlichen aufgab, damit auch zugleich die Legitimität der römischen Herrschaft in allen äußeren und inneren Verhältnissen des Gesammt- und Einzellebens anerkannte und sich ihr als Besiegter demüthig beugte. Aber es konnte doch den deutschen Stämmen nicht anders als wie eine besondere Form des römischen Glaubens erscheinen, und dies genügte wohl in den meisten Fällen, um die Gemüther der Deutschen im eigentlichen Deutschland den Bemühungen der Glaubensboten unzugänglich zu machen oder die religiösen Einflüsse spurlos vorüber gehen zu lassen, welche durch ihre bekehrten Landsleute innerhalb des Umfangs des römischen Reiches auf sie ausgeübt werden konnten. Immer waren es Römer, die das Christenthum verkündigten, denn auch die Deutschen, die sich zu ihm bekannten, erschienen den anderen, weil sie dem römischen Staate angehörten, überall, wo es sich um Dinge handelte, welche die Selbständigkeit und Kraft des Volksgeistes so sehr innerlich berührten, wie der Glaube und das Verhältniß zu den hohen Lenkern der menschlichen Geschicke, nur als eine Abart des Römerthums.

Daß das Christenthum die römischen Götter, die Feinde der deutschen, bekämpfte, blieb natürlich den Deutschen nicht unbekannt, und es ist gewiß anzunehmen, daß die Christen diese Seite ihres Glaubens den Deutschen gegenüber mit großem Nachdruck betont haben werden. Aber wenn eine solche Betrachtungsweise auf die Deutschen hätte wirken sollen, so hätten nicht christliche Soldaten für den römischen Staat und somit auch für den Sieg der römischen Götter fechten dürfen, wie es doch fortwährend geschah. Hätten die Deutschen vielleicht auch zu begreifen

vermocht, daß die Christen zwar für den Staat, aber nicht für die Götter, die ihn beschützten, die Waffen trugen, wären sie überhaupt im Stande gewesen, der unleugbar etwas sophistischen, wenn auch durch die socialen Verhältnisse in ihrer Wirklichkeit so leicht begreiflichen Dialektik zu folgen, mit welcher die Christen die Gebote ihrer Ethik und die Ansprüche der äußeren Staats- und Gesellschaftsordnung zu vereinigen strebten, so blieb doch die Thatsache fest stehen, daß der neue Gott der Christen sich zwar selbst einen Feind der römischen Götter nannte, aber mit diesen gegen sie Krieg führte und mit ihnen Ursache der Niederlagen und all des Unglücks war, was durch diese römischen Kriege über die Einzelnen und ganze Völkerschaften so oft hereinbrach.

In dem Christenthum einen mächtigen Bundesgenossen in ihrem Kampfe gegen Rom zu sehen, konnte den Deutschen nach dieser einfachsten und natürlichsten Auffassungsweise des Sachverhältnisses vollends nicht in den Sinn kommen. Für die spätere Betrachtung liegt es freilich deutlich vor Augen, daß die innere Auflösung des römischen Reichs und damit auch die Erlahmung seiner Angriffs- und Vertheidigungskräfte zum großen Theil durch die Keime der Spaltung und Auflehnung veranlaßt war, welche das eindringende Christenthum in alle möglichen Zustände des öffentlichen und Privat-Lebens zur Erlösung der Menschheit aus den Banden des unsittlichsten und geistlosesten Despotismus, den es je gegeben, hineinwarf. Die Christen selbst hatten davon lange keine bestimmte Vorstellung, glaubten vielmehr an die Möglichkeit der Vermittelung ihrer Principien und der Substanz der römischen Staats- und Gesellschaftszustände, wofür ihre Bemühungen, die neue Lebensauffassung ihrer Religion wenigstens in nothdürftigem Einklang mit den Formen des römisch-heidnischen Staats- und Privatlebens zu halten, ein unumstößliches Zeugniß ablegen.

Das Christenthum dachte sich selbst bei seiner anfänglichen Verbreitung in der abendländischen Welt, die in der römischen Cultur den gemeinsamen Ausdruck ihrer höchsten geistigen Interessen fand, frei von irgend einer specifisch nationalen Färbung. Es wollte keine äußere und innere Schranke der Bildung und Abstammung als seine natürliche Grenze anerkennen und sah sich ebenso wohl als Heilsbotschaft für die rohesten Barbaren wie für die gebildetsten Römer und Provinzialen an. Theoretisch gab es auch

dann nicht, als es darauf ankam, die Beziehungen zu den einmal bestehenden Verhältnissen und das Maß der Anbequemung an dieselben nicht sowohl principiell festzustellen, als vielmehr durch eine wohlgemeinte und sehr begreifliche Casuistik möglich weit auszudehnen, seine kosmopolitische Haltung auf. Aber es ist nicht zu verkennen, daß es mehr und mehr auch in seiner äußeren Haltung, ganz abgesehen von den tiefer gehenden und in keinem Falle abzuweisenden Einflüssen auf seine innere Weiterbildung, als eine Form der römisch-griechischen geistigen Nationalität auftrat, zwar als eine andere, wie die öffentlich gültige und den Fremden geläufige, aber eben doch als eine solche und nicht als ein Gegensatz zu dem römischen Wesen. Wo das Christenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts die Deutschen berührte, stellte sich diese immer mehr römische Färbung der neuen Religion zuerst heraus und ihr weiterer Inhalt war damit schon der Prüfung entzogen, weil es in der That so gut als undenkbar war, daß ein Deutscher in jener Zeit der gesteigerten Erbitterung gegen das gesammte römische Wesen nicht schon durch die römische Außenseite des Christenthums genugsam davon abgeschreckt wurde.

Abgesehen von diesen so sehr wirksamen Verhältnissen, wurde dem Einzelnen, wenn er die heimischen Götter verlassen und sich dem christlichen zuwenden wollte, noch viel größere Resignation zugemuthet, als wenn er damals seinen Donnergott mit Jupiter und seinen Kriegsgott mit Mars vertauschte. Er trat äußerlich eben so aus dem Strom des gemeinsamen Lebens heraus, aber ganz ohne Aussicht auf den Ersatz, auf welchen es den Menschen jener Zeit und jener Zustände naturgemäß zunächst ankam. Alles, was das Christenthum für diese Entsagung bieten wollte, waren Güter des inneren Lebens, deren Bedürfniß nicht einmal geahnt wurde. Aeußere Vortheile konnte es unmöglich bieten, so lange es selbst noch eine unterdrückte und verfolgte Religion war.

Die nach innen gerichteten Forderungen, die es stellte, und die innerlichen unsichtbaren Güter, die es seinen Bekennern verhieß, also die Bedingungen, welche ihm während der ersten Jahrhunderte bei weitem die überwiegende Mehrzahl aller Proselyten zuführten, mußten den Deutschen vollkommen unverständlich sein, so lange ihr äußeres und inneres Leben nicht wesentlich von der herkömmlichen Sitte und die Gegenwart nicht von den einmal gegebenen

Zuständen der Vergangenheit abwich. Gewiß bereiteten gerade jene ersten Jahrhunderte bei den Deutschen einen tief greifenden Bruch mit der Vergangenheit vor, aber nirgends war er noch in großen und allgemein gültigen, oder gar im Zusammenhang mit einander stehenden Erscheinungen des Volks- und Einzellebens diesem selbst zum Bewußtsein gekommen, und das äußere Bild, welches die Zustände der deutschen Völker am Ende des dritten Jahrhunderts, ja selbst noch im Laufe des vierten darboten, entsprach bis auf die Veränderungen in den Wohnsitzen der einzelnen Stämme für ihr eigenes Bewußtsein noch immer im ganzen dem herkömmlichen und von jeher dagewesenen, so viel sich auch innerlich nach und nach geändert hatte.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß das Christenthum in seiner allgemeinsten Fassung zwar nicht aus einer totalen Verzweiflung an der bis zu seiner Zeit gültigen religiösen und sittlichen Weltauffassung hervorgegangen ist, — denn aus einer solchen negativen Grundlage kann höchstens eine Erscheinung wie der Buddhismus seinen Ursprung nehmen, — aber daß es eine solche voraussetzte als die nothwendige Vorbedingung, um seinen positiven Gehalt wirksam werden zu lassen. Wenn auch der Einzelne, der sich zu ihm wandte, nicht immer oder vielleicht nur selten im Stande war, sich die einzelnen Momente dieser Verneinung der bisherigen Ergebnisse des Empfindens, Denkens und Wollens des menschlichen Geistes klar und in ihrer geschichtlich ursächlichen Verkettung aus einander zu legen, so war doch eine immerhin instinctive Haltung des Geistes in diesem negativen Sinn nöthig, ehe das Positive der neuen Lehre wirken konnte. Die schwächste Aeußerung desselben war das Gefühl der Belastung und der Beugung der inneren Kraft, gleichviel, was die Einzelveranlassungen sein mochten, die diesem oder jenem sich selbst gegenüber als Erklärung der in ihrer Gesammtheit ihm unerklärlichen Erscheinung dienten. Darum brachte das Christenthum eben sowohl die Erlösung für das speculative Denken, das sich in unauflösliche Widersprüche verwickelt sah, wie für den durch die Ungunst der socialen Verhältnisse zu Boden getretenen Armen.

In einem Gemeinwesen, das in allen Hauptzügen noch so wenig in die Bewegung eines inneren geschichtlichen Processes getreten war, wie die Deutschen nach ihrem eigenen Gefühle jener

Jahrhunderte, konnte der Einzelne eigentlich gar nicht zu jener negativen Vorbedingung des christlichen Glaubens gelangen. So lange das Herkommen, also die zur festgeprägten Form gewordene einmal gültige Fassung des Lebens, auch jede Gegenwart beherrschte und diese ihre geistige Einheit mit der Vergangenheit durch das Bestreben sich selbst jenem Ideal ganz gleich zu halten beurkundete, war eine Verzweiflung des Einzelnen an dem geistigen Gewinn der Vergangenheit und das ängstliche Suchen nach neuer Befriedigung, wie die Geschichte der Culturvölker der alten Welt es zeigt, an und für sich ausgeschlossen. Das, was ihm Befriedigung gab, lag nicht wie dort vor ihm in einer neuen unbekannten Offenbarung, sondern rückwärts deutlich und verständlich in dem Bilde, welches die Gegenwart von der Vergangenheit bewahrte. Selbst wenn sie ihr in der That nicht mehr glich, so genügte es doch zur Beruhigung des Gemüthes des Einzelnen, wenn nur der Glaube an diese ungestörte Einheit des geschichtlichen Volkslebens noch vorhanden war. Auch jener äußere Druck und jene leibliche Noth, die gewöhnlich in Verbindung mit der geistigen und sittlichen, aber auch allein dem Christenthum ganze Schaaren der eifrigsten Bekenner im Umfange des römischen Reiches zugeführt hatte, konnte hier bei den Deutschen nicht zu einem Bruch der heimischen Religion zu Gunsten der christlichen führen. Auch sie war nicht vorhanden, so lange die festen Fugen des herkömmlichen Familien-, Geschlechts- und Volksverbandes das Einzelleben zusammenhielten, so lange sich nicht durch Hervordrängen isolirter Größe und Reichthümer der Gegensatz eben so isolirter Hülflosigkeit entwickelt hatte. Die Ungleichheit der Vertheilung des äußeren Besitzes konnte allein so wenig wie die untergeordnete und abhängige Stellung ganzer Schichten des deutschen Volkes ein solches Gefühl des unleidlichen Druckes und der rettungslosen Armseligkeit hervorrufen, selbst wenn sie in starreren und härteren Formen aufgetreten wäre, als es nach unserer Kenntniß der ältesten deutschen Verhältnisse geschah. Sie war bedingt, aber auch wieder erträglich gemacht durch den Zusammenhang mit der Vergangenheit, wodurch die Willkür und Laune des Einzelnen, die solchen Verhältnissen anderwärts, z. B. der Sclaverei in den römischen Ländern, ihre wahre Härte gegeben hatte, fast gar keinen Spielraum fand.

So wenig wie die unmittelbar nächste Gegenwart ein deut-

sches Gemüth mit jenem Unbehagen oder gar mit einer Verzweiflung erfüllen konnte, die zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf die bisherigen Vorstellungen von dem Zusammenhang der höheren Mächte der Götter mit dem Menschen und zu einer Sehnsucht nach anderer und genügenderer Erkenntniß hierin führte, so wenig bedurfte es auch anderer Hoffnungen, anderer Verheißungen für das gegenwärtige und künftige Leben, als die waren, an denen sich der Volksgeist der früheren Zeit hatte genügen lassen. Es war dies so sehr die nothwendige Folge des Behagens in der Gegenwart, welches selbst wieder nur in einem festen und organischen Anlehnen an die Vergangenheit wurzelte, daß das eine ohne das andere nicht denkbar ist. Darauf kam es gar nicht an, daß die Gegenwart dem Einzelnen in ihrer thatsächlichen Gestaltung alles das brachte, was er zum Schmuck und zur Freude seines äußeren und inneren Lebens bedurfte, wenn nur die bekannten, allgemein gültigen und abgesehen von den eigensinnigen Ansprüchen der gesteigerten und überreizten Individualität feststehenden Ideale in ihrer naiven Einfachheit überhaupt als innerlich befriedigend und zugleich als erreichbar angesehen wurden. Dasselbe wie für die irdische gilt auch für die jenseitige Zukunft: auch hier bedurfte man keiner Neuerungen, so lange das Volks- und Einzelleben in seinem alten Gleise blieb und die besonderen Regungen der Individualität vor der Gemeinsamkeit des Volksgeistes noch verschwanden.

Der deutsche Geist zeichnet sich im Gegensatz zu den Elementen des griechischen und römischen gleich bei dem ersten geschichtlichen Auftreten des Volks durch eine gewisse Weichheit und Innerlichkeit aus, die durch alle Gestaltungen, die er in seiner Urzeit erzeugt hat, hindurchscheint. Darauf beruht die den Römern imponirende Stellung der Frauen, der Kinder, des Gesindes [7]) und ein gewisser spiritualistischer Hauch, der sich durch die Gebilde der religiösen Anschau-

7) Die bekannten Zeugnisse des Tacitus über diese Verhältnisse müssen fortwährend in ihrer vollen Kraft aufrecht erhalten werden und kein Drehen und Deuteln darf daran ändern. Es ist keine andere tendenziöse Absicht dabei, als die der selbstverständliche Hinblick auf die analogen römischen Zustände gab. Ueberhaupt wäre es einmal an der Zeit, daß die triviale Auffassung der Germania als eines Sittenspiegels für die Römerwelt aus der Wissenschaft herausgestoßen würde. Gerade mit demselben Recht könnte man die Schilderung Herodots von den Sitten der ägyptischen, persischen und anderer barbarischer Völker

ungen neben starker Formlosigkeit und Rohheit hindurchzieht.[8]) Aber dies alles bot noch keine Vermittelung für das Christenthum, da die erste Vorbedingung, ein Bruch im ganzen geistigen und sittlichen Leben des Volks mit seiner Vergangenheit, fehlte. Man kann wohl behaupten, daß manche christliche Vorstellungen, z. B. die christliche Eschatologie, den deutschen Vorstellungen näher lagen, als den übrigen Formen des abendländischen Heidenthums; doch dergleichen einzelne Züge waren nicht im Stande, allein eine Aneignung der ganzen christlichen Lehre zu veranlassen, so lange die Voraussetzungen der ganzen Lehre in dem deutschen Geiste keinen Boden fanden, weil die geschichtliche Entwickelung das Volk noch nicht von dem naiven Zusammenleben mit seiner Vergangenheit getrennt hatte und seine feineren geistigen und gemüthlichen Anlagen sich durch innigen Anschluß an dieselbe vollständig befriedigen konnten.

Die historische Seite des Christenthums.

Da noch keine Erlösungsbedürftigkeit in den deutschen Gemüthern jener Zeiten vorhanden sein konnte, so mußten schon deshalb alle Mittel der Ueberredung und die feurigste und nachdrücklichste Predigt des Christenthums wirkungslos bleiben, abgesehen davon, daß das Christenthum der ältesten Zeit, man mag es von der historischen, dogmatischen oder ethischen Seite betrachten, für einfache, in ihrer Vergangenheit fest gegründete, auf die Bethätigung ihrer Kraft und ihrer persönlichen Unabhängigkeit im höchsten Maße stolze Menschen, wie es jene Germanen waren, nur abstoßend wirken konnte. Die Persönlichkeit Jesu, ganz abgesehen

als Sittenspiegel für die damaligen Griechen gemeint erklären. — Daß in dem späteren Auftreten der Germanen viele dieser feineren Züge der älteren Zeit verwischt sind, kann gegen ihre einstige Richtigkeit nichts beweisen; denn dazwischen liegen die ungeheuren Schicksale der Römerkriege und der Völkerwanderung, welche die naive Sittlichkeit, wenn man anders für solche unbewußte Zustände diesen Ausdruck Sittlichkeit brauchen darf, zerstörten.

8) Es mag einstweilen genügen, die bekannte Stelle der Germania zu erwähnen ceterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur; lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident (was man nur nicht so erklären darf, wie es Waitz, Verf.-Geschichte I. p. 16, thut) und die Bemerkungen in Jac. Grimms Myth. XLIII. dazu, bis sich weiter unten Gelegenheit ergeben wird, in die individuellen Züge dieses germanischen Spiritualismus einzugehen.

von ihrem ethischen Gehalte, mit ihren duldenden entsagenden Zügen, war der vollständigste Gegensatz zu dem Mannesideal, das den deutschen Seelen vorschwebte. Es wäre auch durch die gewandteste Dialektik, wenn man um jeden Preis eine Anbequemung der neuen Vorstellungen an die volksmäßigen zu schaffen sich abmühen wollte, nicht möglich gewesen, das innerlich Widerstrebende, was jene weiche und lammfromme Hingabe Christi für ein an trotzige Behauptung aller Ansprüche der persönlichen Kraft, so weit sie sich in der herkömmlichen Sitte hielt, gewöhntes Herz hatte, zu vermitteln und zu versöhnen. Von dieser Seite her standen die streitbaren Gestalten des römischen Pantheons dem deutschen Gemüth unendlich näher als Christus selbst und seine nächste Umgebung. Der älteren Kirche aber war es aus begreiflichen Gründen am meisten darum zu thun, Christus so energisch als möglich gerade als den Dulder, der die Sündenlast der ganzen Welt in der unendlichen Milde und Barmherzigkeit seines Wesens auf sich genommen hatte, darzustellen, denn dies war ja die Seite, von welcher das Christenthum in dem ihm zunächst angewiesenen Boden seiner Wirksamkeit, in den Gemüthern der durch ihre eigenen Gegensätze zur trostlosen Verzweiflung gebrachten römischen Culturwelt, Wunder thun mußte.

Die andere Seite in der geschichtlichen Erscheinung Christi, seine göttliche Erhabenheit und Macht, tritt in der ältesten Kirche noch bekanntlich vor jener etwas zurück, so eng auch die Verbindung ist, in welcher der nothwendige Schluß seines Leidens, die Auferstehung, mit dem Vollbegriff seiner Göttlichkeit steht. Eine etwas spätere Periode, das dritte Jahrhundert, entwickelte dann in immer größerer Steigerung diese Seite im engsten Zusammenhang mit dem Glauben des Christenthums an seine eigene auch äußerlich die Welt überwindende Macht. Aber als Folie des göttlichen Glanzes und der Majestät des göttlichen Erlösers trat seine Leidensgeschichte dafür mit noch energischeren Farben hervor und der Eindruck, den sie in ihrer späteren Einzeldurchbildung ihrer äußeren thatsächlichen Züge auf den deutschen Geist jener Zeiten machte, mußte noch immer der nämliche, zum mindesten verneinende, wenn nicht abstoßende sein, wie früher.

Die dogmatische Seite des Christenthums.

Erwägt man die dogmatische Ausbildung der christlichen Lehre während der ersten Jahrhunderte, so ist auch darin nichts, was

nur irgend eine Begreiflichkeit für den deutschen Geist gehabt hätte, sowohl von Seite der Form wie des Inhalts. Ohne hier auf das Einzelne einzugehen, möge es genügen, nur auf die Bildungsgeschichte des Dreieinigkeitsbegriffes hinzudeuten, der seit dem dritten Jahrhundert in den Vordergrund der christlichen Speculation trat. Nur eine Jahrhunderte lange Beschäftigung mit philosophischen Problemen, wie sie die Culturvölker des Alterthums durchgemacht hatten, konnte das unentbehrliche Rüstzeug dazu bieten, und wenn natürlich die active Rolle dabei in die Hände weniger fachmäßig und methodisch Gebildeter und Gelehrter fiel, so setzte doch der ganze Gegenstand die Möglichkeit einer in vielen Abstufungen vorhandenen Receptivität der ganzen Masse der Christen voraus, die auch überall da wirklich vorhanden war, wo schon in den Ausdrücken der allen Gelehrten und Ungelehrten gemeinsamen Sprache die philosophischen Begriffe, mit denen man dabei zu Werke gehen mußte, dem Verständniß an und für sich offen lagen, wenn sie auch nicht in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe von allen erfaßt werden konnten. Diese speculative Seite tritt ohne Frage seit dem dritten Jahrhundert so sehr in den Mittelpunkt der christlichen Entwickelung, daß alle anderen in gewissem Sinne fürs erste etwas neben aus geschoben wurden. Jeder Einzelne, es mochten die Voraussetzungen seines Geisteslebens verhältnißmäßig so ungenügend sein, wie sie wollten, war genöthigt, sich unmittelbar daran zu betheiligen, besonders als nun gar durch die von Arius und seinen Genossen versuchte Festhaltung der älteren einfachen Vorstellung von dem Verhältniß der göttlichen Personen zu einander bald zwei große Gegensätze die ganze christliche Welt unter sich theilten, und die historischen Thatsachen legen Zeugniß davon ab, mit welcher inneren Energie sich geradezu alle Einzelnen an diesem Geisteskampfe betheiligten. Eine solche Forderung, die von den damaligen Hauptvertretern der christlichen Kirche selbst geradezu als die erste und unerläßliche hingestellt wurde, die Forderung, äußerlich und innerlich an Fragen Theil zu nehmen, die nach Form und Inhalt gleich unbegreiflich für jeden sein mußten, der nicht in den unmittelbar höhere Bildung bedingenden Einflüssen des nationalen Geistes- und Culturlebens durch selbstthätige Aneignung ihrer Resultate dazu befähigt war, konnte nur im höchsten Grade zurückschreckend wirken, so lange der, an den sie gestellt wurde, noch irgend gei-

stige Güter, wenn auch in der einfachsten und rohesten Form besaß, die den Regungen seines inneren Lebens hinlänglich genügten. Wie hätten diese Deutschen unter solchen Verhältnissen dazu gelangen sollen, das Sichere und Befriedigende ihres religiösen Bewußtseins gegen das vollständig Undurchsichtige, Zusammenhangslose und ihnen innerlichst Gleichgültige des römischen Christenthums freiwillig oder von innen heraus zu vertauschen?

Die ethische Seite des Christenthums.

Die sittlichen Anforderungen, welche das Christenthum an den Einzelnen stellte, sind zwar nur in sehr vereinzelten Fällen in der ganzen Strenge und Consequenz, wie sie theoretisch formulirt werden konnten, in die Wirklichkeit getreten, und die ungenügende Kraft der Menschen hat sich stets genöthigt gesehen, die Lücken ihrer eigenen Unvollkommenheit durch den Glauben an die göttliche Nachsicht und Barmherzigkeit und durch die Ausbildung der Heilsanstalten der sichtbaren Kirche auszufüllen; aber doch ist immer ihr Princip als ewig und allgemein gültiges Postulat in der christlichen Gemeinschaft betrachtet worden, selbst wenn das Leben der einzelnen Glieder derselben wenig davon verwirklichte. Ihre Substanz fällt, kann man sagen, mit der ethischen Grundlage der Persönlichkeit Christi zusammen, wenn man sie sich, wie es sich von selbst versteht, selbst fleckenlos durch den dunkeln Hintergrund der verzweifelten Sündhaftigkeit der Welt gehoben dachte, die bei allen anderen Individuen, außer dem einen erlösenden, natürlich auch das eigene Selbst ergriffen hatte. Für ein Volk von der geistigen und sittlichen Haltung, wie das deutsche, waren die sittlichen Anforderungen der christlichen Lehre eben so fremdartig, unverständlich und seinem innersten Wesen feindlich, wie die Persönlichkeit Christi den Idealen ferne stand, die sich in den aus seiner eigenen Seele herausgewachsenen Mythen abspiegelten. Die Ueberwindung der Welt, als der breiten Stätte der Sündhaftigkeit, und des eigenen Innern, der Sinnlichkeit im specifischen Sinne wie aller der Triebe und Gefühle des natürlichen Menschen, sofern sie nur sich selbst, ihrem freudigen Selbstgenuß und nicht großen objectiven Zwecken rein geistiger Natur dienen wollten, konnte nur dann wirklich gefordert und versucht werden, wenn man in der Welt und in dem eigenen Innern schon einer Macht sich bewußt worden war, die das geistige Gleichgewicht des Individuums zu vernichten vermochte. Aber ein solches Bewußtsein

konnte erst dann entstehen, wenn der Geist des Einzelnen an der Tradition der Sitten und Lebenshaltung, die ihn und seine Genossen beherrschen sollte, irre geworden war und in ihr und in sich etwas durchaus Unvereinbares entdeckt hatte. Eine Selbstentsagung und Selbstüberwindung, wie sie den Ausgangspunkt der christlichen Ethik bildet, konnte da nicht begriffen werden, wo sich das eigene Selbst nicht einmal seines Gegensatzes zu der umgebenden Welt bewußt worden war, geschweige denn der Gegensätze im eigenen Innern.

Es läßt sich kein größerer Contrast denken, als die einzelnen christlichen Tugenden nach ihrer ursprünglichen und ungetrübten Fassung, wo sie weder durch Casuistik mit der Weltklugheit vermittelt, noch durch äußere asketische Formulirung über das Maß hinaus getrieben und erstarrt waren, und das, was dem deutschen Volke jener Zeit als das Ideal der Männlichkeit galt. Für die Begriffe der Nächstenliebe, der Versöhnlichkeit im christlichen Sinn, so wie der Demuth, fehlte alle und jede Möglichkeit des Verständnisses, so lange der starke Familienzusammenhang, der feindselige Gegensatz gegen alles Fremde in stufenweiser Steigerung, je nachdem es näher oder ferner ablag, die natürliche Stimmung jedes Einzelnen bildete, so lange das Gebot der Blutrache als der Angelpunkt der sittlichen Beziehungen der Einzelnen zu der Außenwelt und der Krieg gegen die Fremden als die selbstverständliche Kehrseite der Liebe zu den durch natürliche oder traditionelle Bande Verknüpften galt. Die Beobachtung dieser durch die Sitte gebotenen Geistes- und Lebenshaltung schuf die Ehre des Einzelnen und des Geschlechtes, und das nach innen gewandte Bewußtsein davon den naturwüchsigen Stolz, der selbst die Götter und Heroen nur als höher begabte Wesen der eigenen Art anerkannte und ihnen nur in so weit wich. So lange die altherkömmliche Lebensordnung nicht umgestoßen war, mußte die Demuth nur als Attribut der Knechte und der Besiegten, der Stolz als die nothwendige Stimmung der Seele des Freien und Waffenfähigen angesehen werden, und selbst die passive Unterwürfigkeit und gedämpfte Stimmung der ersteren war noch unendlich weit von der christlichen Demuth und ihren werkthätigen Aeußerungen entfernt.

Consequent durchgeführt hätte, wenn man ein einzelnes Verhältniß herausheben will, die christliche Ethik den Waffenkampf als

solchen, gleichviel aus welchen Motiven er hervorging, verwerfen und ihren Angehörigen als Sünde verbieten müssen. Als allgemein gültige und auf die praktischen Lebensverhältnisse anwendbare Sittenlehre ist sie nie so weit gegangen, wenn auch Einzelne, die die strengere Ansicht vertraten, in der ältesten Zeit der Kirche so wie auch noch später an der consequenten Verwerfung desselben festhielten. Aber selbst wo die christliche Auffassung ihn nicht geradezu verwarf, geschah es nur mit dem Vorbehalt, daß seine Motive mit den sonstigen Anforderungen der Sittlichkeit sowohl nach christlichen wie nach allgemein bürgerlichen Begriffen jener Zeit in Einklang ständen, und es leuchtet bei alledem immer heraus, daß diese Concession nur durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse abgedrungen, aber keineswegs als für immer und für alle Fälle gültig anzusehen sei. Die Auffassung des Krieges in dem Sinne der deutschen Völker jener Zeit war an und für sich in keiner Weise mit den Grundsätzen der christlichen Lehre zu vermitteln, und diese hatte damals noch so viel innere Haltung und in Folge dessen den Muth auf ihren Principien zu beharren, daß sie sich nun und nimmer dazu verstanden hätte, eine Bekehrung als wirklich geschehen anzusehen, welche den Bekehrten nicht zugleich auch zur Entsagung auf diese natürlichste und ehrenvollste Art der Bethätigung der Geistes- und Körperkräfte gezwungen hätte. Versetzt man sich in die Wirklichkeit der deutschen Zustände, so machte schon allein die äußere Rücksicht der Selbsterhaltung eine solche Verzichtleistung unmöglich, ganz abgesehen von den geistigen Einflüssen, die ihr im Wege standen.

Die Deutschen und das christliche Römerthum.

Der äußere Druck, der auf der christlichen Kirche bis zum Ende des dritten Jahrhunderts lastete, die Demüthigungen und Verfolgungen, denen ihre Angehörigen bis dahin unterworfen waren, mußte jedenfalls auch ein Haupthinderniß der Wirksamkeit der christlichen Lehre unter einem Volke wie das deutsche sein, dem äußere Ehre und äußeres Glück als das selbstverständliche Ziel seiner Lebensthätigkeit galten. Aber dies allein machte sie nicht unmöglich, sonst hätte die neue Aera, die für die Geschichte des Christenthums mit Constantin begann, auch andere Erfolge für die Bekehrung der Deutschen erzielen müssen. Von jetzt an kehrte sich im römischen Reiche das Verhältniß um: das Bekenntniß des christlichen Glaubens gab jetzt eine ebenso sichere Bürgschaft

für eine bevorzugte Stellung im öffentlichen Leben, wie es vorher als Lohn das Martyrium zu geben pflegte, und selbst die Reactionsversuche des Heidenthums unter Julian konnten an dieser schon eingewurzelten Thatsache wenig ändern. Nur in der nächsten Umgebung des Herrschers und so weit im einzelnen Fall seine unmittelbar persönliche Einwirkung reichte, konnte wieder der Glaube an die heidnischen Götter Ehre, Einfluß und Vermögen verschaffen, während der Durchschnitt der öffentlichen Zustände und des socialen Lebens ganz in der bisherigen Weise ein entschiedenes Uebergewicht des Christenthums zeigte. Aber auch von Constantins Zeit an verharrte die compacte Masse der deutschen Völkerschaften in ihrer Indifferenz gegen die neue Lehre. Auf sie hatte es keine Rückwirkung, wenn die in römischen Kriegsdienst tretenden Einzelnen oder Massen jetzt gelegentlich ebenso, wie früher dem römischen Heidenthum, der neuen christlichen Staatsreligion anheimfielen, besonders wenn sie zu Militär- oder Agriculturcolonien dauernd verwendet wurden oder nach einer begünstigten Stellung am Hofe und in der Nähe der Kaiser trachteten, wozu nur sehr ausnahmsweise noch Heiden gelangten. Ja es scheint sich jetzt die frühere Indifferenz gegen das Christenthum, welche den deutschen Geist demselben nur unzugänglich gemacht, aber nicht geradezu feindlich gegenüber gestellt hatte, sehr bald in eine entschiedene Feindschaft umgewandelt zu haben. Diese Veränderung hängt zusammen mit der allmählig immer mehr sich steigernden Wildheit des Kampfes zwischen dem römischen Staat und den Deutschen, welcher, wie bekannt ist, besonders seit Constantin immer mehr den düsteren Charakter eines Kampfes auf Leben und Tod, auf die völlige Vernichtung des einen oder des anderen Theiles angenommen hatte. Die Heere, die jetzt gegen die Deutschen ins Feld zogen, wurden von dem christlichen Gotte beherrscht und siegten durch seine Macht, wenn auch die Individuen, aus denen sie zusammengesetzt waren, und ihre Führer noch häufig dem Heidenthum zugethan blieben.[9]) Aber die Kaiser selbst und mit

9) Ein ganz charakteristischer und authentischer Zug dieser Vorstellung findet sich in der vita D. Ambrosii per Paulinum conscripta, p. 6. ed. Bas. v. 1567: Per idem tempus Arbogastes comes adversum gentem suam, hoc est Franco-

ihnen der Genius des Staats erbaten jetzt von dem christlichen Gotte den Sieg und dankten diesem für den erhaltenen. Darum galt in der Anschauung der auswärtigen Völker der römische Staat von nun an mit Recht als ein christlicher, und ihre Feindschaft wandte sich in ganz anderer Weise als vorher gegen das Christenthum, als gegen die geistigste, aber zugleich stärkste Kraft, die die Waffen der Römer leitete und beschützte. Die vorher rein auf dem Boden der Privatstimmung sich haltende Abneigung gegen das Christenthum nahm somit auch bei den deutschen Stämmen einen, im specifischen Sinne des Wortes, politischen oder nationalen Charakter an, und dies war um so folgenreicher, je mehr sich ihre immer noch negative Auffassung der Gesammtnationalität in ihrem Gegensatz zu dem Römerthum innerlich verbitterte und verhärtete.

Die äußere friedliche Berührung des christlich-römischen Elementes mit dem deutschen wurde durch diese gesteigerte Verdüsterung des Nationalhasses dennoch nicht beschränkt. Fortwährend gingen noch in größerem Maßstab als früher Schaaren von Deutschen aus allen Stämmen in römische Dienste, und ihr Zusammenhang mit der Heimat hörte auch jetzt eben so wenig augenblicklich auf wie früher. Der Handelsverkehr dehnte sich mitten unter dem Kriegsgetöse eher noch mehr aus, als daß er zurückgewichen wäre, denn die Deutschen wurden mehr und mehr in ihren äußeren Lebensgewohnheiten abhängig von der römischen Civilisation, deren Producte sie sich bei ihrem immer glücklicheren Vorwärtsdringen häufig mit Gewalt verschafften; aber Gewalt und List reichten nicht aus, um das gesteigerte Bedürfniß darnach zu befriedigen. Damals lag rings um die deutschen Grenzen längs des Rheins und der Donau, wo früher vereinzelte christ-

---

rum, bellum paravit atque pugnando non parvam multitudinem manu fudit, cum residuis vero pacem firmavit. Sed cum in convivio a regibus gentis suae interrogaretur utrum sciret Ambrosium, et respondisset nosse se virum et diligi ab eo atque frequenter convivare cum illo solitum, audivit: Ideo vincis omnes, qui ab illo viro diligeris, qui dicit Soli sta et stat. Arbogastes war selbst noch Heide geblieben, nichts desto weniger steht er als Diener des christlich-römischen Staats unter dem Schutz des römischen Gottes, der sich ihm durch sein bevorzugtes Werkzeug, den heil. Ambrosius, vermittelt.

liche Gemeinden mit unscheinbaren Anfängen angewachsen waren, eine Reihe großer Mittelpunkte des kirchlichen Lebens. Seit den massenhaften Uebertritten unter und nach Constantin blieben in der romanisirten keltisch-deutschen Bevölkerung der Rhein- und Donauprovinzen nur verhältnißmäßig schwache Reste des alten Heidenthums in nationaler oder römischer Färbung übrig, und diese Landschaften konnten mit Fug und Recht als gut christlich gelten. Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln, Xanten in erster Linie, in zweiter Metz, Trier, Tongern, wurden jetzt überwiegend christliche Städte in den Rheinlandschaften, die den Deutschen immer näher gerückt waren und in denen noch mehr wie früher eine Menge von Fäden des socialen und commerciellen internationalen Verkehrs zusammenliefen. Dieselbe Stellung nahmen an dem oberen Laufe der Donau Augsburg und Lorch ein, in denen sich jetzt ebenso energisch christliche Cultur einbürgerte, wie dort am Rhein, wo sie vielleicht von etwas älterem Ursprung sein mag.

Unter solchen erleichternden und begünstigenden Verbindungen begann auch die Missionsthätigkeit der Kirche jetzt, wo sie durch ganz andere Mittel und durch den Schutz des Staates unterstützt war, noch in viel umfassenderem Maßstab als früher sowohl auf die in den römischen Unterthanenverband eingetretenen heidnischen Deutschen, als auf ihre freien Stammgenossen zu wirken.

So sah sich die heidnisch-germanische Nationalität von dem Christenthum jetzt mit ganz anderen und viel mächtigeren Waffen bedroht wie früher, aber der Erfolg war eben nur eine Steigerung der zähen Beharrlichkeit in der heimischen Tradition, ein äußerlich noch festeres Halten des Geistes an den ererbten Formen der religiösen Vorstellungen, und seine Aeußerung ein offensiver Fanatismus gegen das Christenthum, von welchem früher keine Rede sein konnte. Davon legen die Raub- und Vernichtungszüge Zeugniß ab, welche die deutschen Völkerschaften im Laufe des vierten Jahrhunderts unternahmen, und die in dem Maße immer ausgedehnter und verheerender wurden, als das System der römischen Vertheidigungsanstalten seinen früheren Charakter verlor, wo es auf eine consequente Durchführung eines gelegentlich in die Offensive übergehenden Defensivkrieges berechnet war, während jetzt eine schwach und zagend geführte Defensive mit eben so vereinzelten und für die Dauer erfolglosen Offensivbewegungen

abwechselte, die sich in ihrem strategischen Charakter in nichts von dem naiven Naturalismus der deutschen Kriegsführung unterschieden. Die Wuth der Deutschen pflegte sich bei solchen glücklichen Unternehmungen insbesondere gegen die Kirche und die Priester, als die eigentlichsten Vertreter ihres Hauptfeindes, des christlichen Gottes der Römer, zu kehren, und der Grund dieser schon im vierten Jahrhundert so häufigen, im fünften selbstverständlichen und allgemein bekannten Erscheinung darf nicht darin gesucht werden, daß der Schmuck der gottesdienstlichen Gebäude und die Wohlhabenheit der Priester die Raubgier der Barbaren besonders reizte. Denn wenn auch die äußere Pracht der gottesdienstlichen Gebäude nicht blos in Rom und Konstantinopel, sondern wie in allen Theilen des Reichs, so auch in den Rhein- und Donaulandschaften seit Constantin fortwährend gestiegen war, so erreichte sie doch noch immer nicht jenen überschwänglichen Luxus, der sich in den Privatwohnungen der Reicheren und Vornehmeren entfaltete, der in Städten wie Trier und Cöln nach ausdrücklichen Zeugnissen der Zeitgenossen auf derselben Stufe stand, wie in den seit einem Jahrtausend mit dem Raffinement der materiellen Civilisation bekannten östlichen und südlichen Gegenden des Reichs. Auch würde die Wohlhabenheit der Priester, insbesondere der Bischöfe, die allerdings im Gegensatz zu der auf schreckenerregende Weise um sich greifenden Verarmung der Massen in einer ihre christliche Uneigennützigkeit so oft schwer gefährdenden Weise im Steigen begriffen war, noch immer nicht erklären, warum sich die Grausamkeit der Barbaren mit solchem Fanatismus gegen ihren Leib gewandt, und ihnen so oft mit allen für ihre rohe und ungelenke Phantasie erdenkbaren Qualen den Märtyrertod bereitet hat.

In solchen Zuständen konnte von einer fortschreitenden Bekehrung der Deutschen durch das römische Christenthum in der That noch viel weniger die Rede sein, als früher, obgleich einzelne Fälle gerade so wie früher doch noch die Möglichkeit bewiesen, daß trotz dieser gesteigerten Hindernisse der äußeren und inneren Situation eine Bekehrung auf eigentlich deutschem Boden sich vermittelte. So machte jetzt das Christenthum nicht blos unter den auf deutschen Reichsgrenzen angesiedelten germanischen Leten Fortschritte, sondern auch schon lange vor der Mitte des vierten Jahr-

hunderts unter den gothischen Stämmen jenseits der Donau, die freilich weniger als andere die äußeren Formen des nationalgermanischen Wesens in Sitte und Glauben sich erhalten hatten.[10]) Die christliche Hagiographie hat aus etwas späterer Zeit auch den Namen einer markomannischen Fürstin Frithigild aufbewahrt, die am Ende des vierten Jahrhunderts durch einen christlichen Italiener, entweder einen der Deutschland nach allen Richtungen durchziehenden Gewerbsleute, oder einen Kriegsgefangenen, bekehrt wurde.[11]) Welche Stellung andere bekehrte Deutsche, die dem gothischen Stamme nicht angehörten, in ihrem Volke vor ihrem Uebertritt eingenommen haben, läßt sich nicht erkennen. Es wäre sehr wichtig zu wissen, ob sie in der Reihe der eigentlich allein in Betracht kommenden Glieder desselben, des Adels und der geehrten und reichen Freien standen, oder ob sie schon durch ihre gesellschaftliche Position von dem Strom des gemeinsamen Volkslebens, das sich in diesen als dem eigentlichen Volk concentrirte, seitab standen. War dies letztere der Fall, so hat ihre Bekehrung weniger Auffallendes, weil es natürlich war, daß Einzelne aus den niederen Schichten, deren sociale Lage allmählig mehr und mehr von jener traditionellen Erträglichkeit der früheren Zeit verloren hatte, sich von dem Unbehagen ihrer Zustände bis zu einem völligen Bruch mit dem innersten Kern der ganzen Nationalität, dem Glauben, führen ließen.

Gewiß ist es, daß, wer auf solche Weise aus dem geistigen Verband des Volkes heraustrat, auch an und für sich als dem

---

10) Es wird sich unten ergeben, wie weit das gothische Wesen jener Zeit, des Anfangs des ersten Jahrhunderts, noch als der nationalen Haltung treu geblieben zu betrachten ist. Einstweilen verweise ich im allgemeinen, was die äußere Bekehrungsgeschichte der Gothen betrifft, auf Waitz Ulfila, wo sich mit Hülfe einer sehr merkwürdigen neu aufgefundenen Quelle die neuesten Untersuchungen über die Rolle, die Ulfila dabei gespielt, sowie über die wichtigsten damit in Verbindung stehenden Vorgänge finden.

11) Ueber Frithigild s. D. Ambr. vita per Paulinum consc. p. 8 in der ed. Bas. v. 1567. Paulinus verschiebt nur nach seiner panegyristischen Tendenz den Causalnexus dieser Bekehrung, indem er sie als durch ihre aus der Ferne wirkende Verehrung gegen Ambrosius, von welchem ihr jener Christ erzählt hatte, geschehen darstellt, während die Sache selbst und die weitere Erzählung ergeben, daß sie nach der Bekehrung mit Ambrosius in Verbindung kam.

ganzen Volksthum entfremdet, von den anderen Volksgenossen als ihr Feind, oder, was dasselbe war, als ein Freund des Römerthums betrachtet werden mußte, das jetzt mit dem Christenthum so gänzlich identificirt erschien. So wurden die gothischen Christen nach heftigen Verfolgungen[12]), in denen ihr neuer Glaube geprüft wurde, genöthigt, ihre Heimat zu verlassen und sich auf römisches Gebiet zu begeben, wo sie in vielen unter anderen Verhältnissen schon länger bekehrten Stammesgenossen einen natürlichen Anknüpfungspunkt fanden. Waren die äußeren Vortheile, auf die sie bei ihrer Flucht aus der Heimat Verzicht leisten mußten, im allgemeinen nicht sehr groß, wie zu vermuthen ist, so war auch von dieser Seite her die Möglichkeit ihrer Bekehrung und ihrer späteren Standhaftigkeit sehr erleichtert.[13]) Wie sehr die Anschauung von der Identität von Christenthum und Römerthum sowohl auf Seite der Germanen wie auf Seite der Römer fest stand und als Axiom galt, davon legt jene bereits erwähnte Bekehrungsgeschichte der Frithigild ein lehrreiches Zeugniß ab. Der heil. Ambrosius, der sich durch schriftlichen Verkehr lebhaft an der Bekehrung der deutschen Fürstin betheiligt hatte, machte es zu einer Art Bedingung für die Lauterkeit und Stetigkeit ihres Uebertritts, daß sie bei ihrem Gemahl mit aller Kraft dahin wirken solle, daß er sich zu friedlichen Verhältnissen mit dem römischen Staate

---

12) Ueber die äußere Geschichte dieser Verfolgungen verweise ich einstweilen auf Waitz l. c. 39. Weiter unten wird sich noch Gelegenheit ergeben, auf einzelne Züge daraus, so weit sie für den Zweck dieser Darstellung in Betracht kommen, einzugehen und ihre äußere und innere Bedeutung für die Geschichte des Christenthums im deutschen Volke zu erörtern.

13) Von diesem früheren gothischen Christenthum ist schon die Bekehrung des Fridigern sehr zu trennen, was sich unten noch näher ergeben wird. Sie erfolgte aus rein politischen Motiven, wie aus der Erzählung des Socrates II. Eccl. IV. 33 deutlich hervorgeht: *αὕτη πρόφασις* (d. h. die Hülfe, die Valens dem Fridigern leistete) *γέγονε τοῦ χριστιανοὺς γενέσθαι τῶν βαρβάρων πολλούς· ὁ γὰρ Φριτιγέρνης χάριν ἀποδιδοὺς ὧν εὐεργετεῖτο τὴν θρησκείαν τοῦ βασιλέως* (Arianismus) *ἠσπάζετο* etc. Ebenso läßt sich der Sachverhalt aus der kurzen Erzählung in der Passio St. Nicetae ex Simeon Metaphraste Act. S. Sept. V. zwischen den Zeilen herauslesen. Erst nachdem Fridigern von Athanarich vertrieben und von Valens aufgenommen war, ficht er unter dem Zeichen des Kreuzes und siegt durch dasselbe über Athanarich. ibid. Cap. II.

bequeme.[14]) Es schien dem heiligen Ambrosius, welcher hierin die gesammte christliche Auffassung der Zeit vertritt, selbstverständlich zu sein, daß nur der Heide gegen Rom, als gegen den vorzugsweise christlichen Staat, die Waffen tragen könne, und umgekehrt verstand es sich bei den Deutschen ganz von selbst, daß sie das Christenthum bekämpfen mußten, weil sie die Römer bekämpften.

Alle solche vereinzelte Erscheinungen haben, wie die äußere Geschichte jener Zeit ergiebt, weder durch ihre äußere Massenhaftigkeit noch durch ihre innere Nachhaltigkeit irgend einen bemerkbaren Einfluß auf eine Aenderung der allgemeinen Stellung der Deutschen zu dem Christenthum und zu den Römern zu äußern vermocht. Wenn sie auch hier und da und auf kurze Zeit beiden einen kleinen Vortheil verschafften, so wurde dieser durch den steigenden heidnischen und nationalen Fanatismus und dessen wilde Ausbrüche weit aufgewogen. Es gewann immer mehr den Anschein, als wenn die wilde Kraft der Deutschen dem Christenthum und dem Römerthum auf gleiche Weise in nicht ferner Zeit rettungslos den Untergang bereiten sollte, und gewiß wäre es so geschehen, wenn nicht, ohne daß es Deutsche und Römer ahnten, in dem deutschen Wesen durch eben diese Kämpfe neue Elemente, anfangs scheinbar vereinzelt und unmerklich, dann mit immer mehr geschlossener Mächtigkeit, aufgetreten wären, die schließlich ein so ganz anderes Ergebniß der fanatischen Erregung der nationalen und heidnischen Opposition herbeiführten.

---

14) S. darüber Paulinus l. c.: in qua (epistola) etiam admonuit, ut suaderet viro Romanis pacem servare. Qua accepta epistola mulier suasit viro et cum populo suo se Romanis tradidit.

Zweites Capitel.

Die ersten inneren Veränderungen im deutschen Volksleben durch römische Einflüsse.

Charakter der deutschen Urgeschichte.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die deutschen Völker schon in einer Zeit, welche vor aller beglaubigten Geschichte liegt, tiefer gehende äußere Erschütterungen erfahren haben, als die anderen Zweige des großen indogermanischen Stammes, vielleicht mit einziger Ausnahme der Kelten, die räumlich noch weiter von dem asiatischen Ausgangspunkt des europäischen Hauptvölkerstammes entfernt wurden. Die Einflüsse solcher äußeren Vorgänge auf die inneren Zustände des Volkes lassen sich so wenig wie die Einzelheiten der Einwanderungsgeschichte in Europa in ihrem Neben- und Nacheinander erkennen, und selbst ihre Gesammtergebnisse entziehen sich bei den spärlichen directen und indirecten Nachrichten, die über die ersten Anfänge der beglaubigten deutschen Geschichte vorhanden sind, von wo aus man im Rückschlusse auf jene ältere Periode gelangen könnte, nach den meisten Richtungen hin einer klaren und bestimmten Wahrnehmung. Ein unumstößliches Zeugniß liegt in den scheinbar so rein äußerlichen Vorgängen der Lautbildung der Sprache vor. Aus der ersten historischen Periode der deutschen Sprachgeschichte läßt sich mit zwingender Gewißheit ein Rückschluß auf eine vorhistorische machen, in welcher nicht blos die geistigen Entwickelungsgesetze der Sprache, sondern auch ihre sinnlichste Basis, die einzelnen Laute, Vocale wie Consonanten, in eine wilde Verwirrung gerathen waren, aus der sie sich wieder zu einer neuen Organisation, freilich einer mangelhafteren und

unschöneren als die ursprüngliche war, von der sie sich einst losgelöst hatten, aber immerhin doch zu einer Organisation krystallisirten.[1]) Wer überhaupt die Bedeutung der Sprachgeschichte als des treuesten und reinsten Spiegels innerer Vorgänge des Volkslebens zu würdigen versteht, wird aus dieser einen Erscheinung auch an die Nothwendigkeit ähnlicher, nach allen Richtungen hin die Volkszustände zerstörender und verwirrender Einflüsse glauben, so wenig sie sich durch so durchaus authentische und unabweisbare Thatsachen, wie die, welche die wissenschaftliche Sprachforschung an die Hand giebt, constatiren lassen. Die deutschen Völker sind in jener vorhistorischen Zeit nicht blos räumlich von ihren Ursitzen getrennt und dabei die einzelnen Abtheilungen bunt durch einander geworfen, verwandte Gliederungen versprengt, ferner stehende mit einander amalgamirt, oder auch wohl Deutsches mit ganz Fremdem verkittet worden, sondern auch in den Sitten und Einrichtungen des Lebens, im Recht und im Glauben lassen sich die innerlich den erwähnten entsprechenden Vorgänge mit derselben Wahrscheinlichkeit vermuthen, mit welcher der Naturforscher aus den Bruchstücken eines Skelettes auf den ganzen Knochenbau und die gesammte Organisation eines urweltlichen Thieres schließt.

Aber wie in der Sprache, so arbeitete sich auch auf anderen Gebieten der Volksgeist zu neuen Organisationen durch. Sie wurden zwar ganz anders als die ursprünglichen, von denen er in

---

1) Es wäre eine eben so ungegründete Vorstellung von diesem Vorgang in der Sprachgeschichte, wenn man ihn blos auf diejenige Seite der Sprachentwickelung, wo er unter dem Namen Lautverschiebung durch Jac. Grimm nachgewiesen worden ist, auf die Consonanten der Guttural-, Labial- und Lingualreihe, beschränkt dächte, als wenn man überhaupt solche sprachliche Erscheinungen ohne allen Zusammenhang mit analogen Vorgängen auf anderen Gebieten des nationalen Lebens blos als eine isolirte Abnormität hinstellen wollte. Es fällt nicht schwer nachzuweisen, wie auch in dem Vocalismus der deutschen Sprache, in den Flexionen, Wortbildung 2c., vor allen Dingen in dem Gesetze des Ablauts, welches so mächtig Nomen, Verbum und Wortbildung beherrscht, aus der neu gewonnenen Gesetzmäßigkeit des Gothischen heraus sich deutlich mit Hülfe einer verständigen und auf den Kern eingehenden Benutzung der vergleichenden Grammatik Rückschlüsse auf eine Periode der Verwirrung und Verstümmelung entnehmen lassen, die hier auszuführen freilich nicht am Orte wäre. Einiges davon wird gelegentlich weiter unten beachtet werden können, worauf ich einstweilen verweise.

der Mittelperiode der äußeren und inneren Verstörung abgewichen war, aber in ihrer Art ein eben so fest gefügtes und wohl gegliedertes Ganze, wie die neugestaltete Sprache, nur mit dem Unterschied, daß sich dort die Momente der Verstörung nicht mit der Sicherheit, wie hier, auch aus der späteren Reorganisation heraus erkennen lassen.[2])

Charakter der vorrömischen Periode.

In den alleräußerlichsten Zuständen der deutschen Stämme machte sich eine Rückkehr zu organischen Bildungen zunächst dadurch fühlbar, daß an die Stelle des gesetz- und gestaltlosen Drängens unter- und durcheinander und nach außen jetzt eine gewisse Gesetzmäßigkeit in die Bewegung der einzelnen Glieder und der Gesammtmasse des Volks kam, denn die Bewegung selbst hörte keineswegs auf. Die deutschen Völkerschaften waren im Anfang ihrer beglaubigten Geschichte noch in ebenso unaufhaltsamem Vordringen nach Westen und Südwesten begriffen, wie seit dem Beginn ihrer Trennung von der asiatischen Urheimat. Aber früher war diese große und gesetzmäßige Richtung nach Westen und Südwesten durch andere abnorme häufig durchkreuzt worden. Das eclatanteste Beispiel dieser Art ist die nach Nordwesten ge-

---

2) Der Grund davon liegt in dem Wesen der Sprache überhaupt. Die sinnliche Seite derselben macht es möglich, gewisse Gesetze aufzufinden, die wie physikalische oder mathematische mit zwingender Gewalt den Einzelnen, der sich ihrer bedient, ihr dienstbar machen und die im ganzen und großen mit derselben Regelmäßigkeit vor sich gehen, wie die Lebensfunctionen des Körpers. Aus dem Postulate der Regelrichtigkeit der sprachlichen Erscheinung heraus sind die Schlüsse auf das, was in einem besonderen Sprachstande abnorm ist und warum es abnorm ist, mit Sicherheit zu gewinnen, wie es in den anderen Regungen des Volkslebens, in denen die unendliche Mannichfaltigkeit der geistigen Freiheit die allerdings auch hier vorhandenen Gesetze so sehr modifieirt, nicht der Fall sein kann. Für den gegebenen Fall, die deutsche Sprache, haben wir in den gothischen Denkmälern eine relativ so massenhafte und vollständige Kenntniß ihrer ältesten geschichtlichen Erscheinung, wie sie in keinem der anderen Gebiete der nationalen Gebilde vorhanden ist. Sie reichen vollkommen aus, um uns in ihren Organismus klare Einsicht gewinnen zu lassen, so unschätzbar auch ein noch größerer Umfang derselben für die Aufklärung von Einzelheiten wäre. Als Folie dazu dienen die Hülfsmittel, welche die vergleichende Grammatik an die Hand giebt, und diese und jene zusammen genommen genügen wenigstens, um zu erkennen, was in Verwirrung gekommen war und was wieder in neue und im gewissen Sinn auch organische Fugen gerückt wurde.

richtete Strömung der germanischen Völker, welche den größten Theil Scandinaviens den finnischen Ureinwohnern entriß. Sie erschien der Geschichtsbetrachtung einer späteren, keineswegs zu tief gehenden Reflexionen geeigneten Zeit so widernatürlich, daß Jornandes Scandinavien als Ausgangspunkt der großen Bewegung ansah, welche die Deutschen über den ganzen europäischen Continent und bis nach Afrika zerstreute. Es ist möglich, daß er hierin von seinen sonst gebrauchten gelehrten Autoritäten abhängig ist, aber eben so wohl kann er einer unmittelbaren Volkstradition folgen[3]), die sich die räthselhafte Erscheinung der germanischen Bevölkerung in Scandinavien nur dadurch zu erklären vermochte,

3) Die Worte des Jornandes lassen die Beschaffenheit seiner Quelle nicht deutlich durchscheinen: Cap. IV.: Ex hac igitur Scanzia insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum — Gothi quondam memorantur egressi. Dies kann sowohl aus der Volkstradition wie aus der gelehrten Literatur, welche sich unter der gothischen Herrschaft in Italien, wie wir wissen, so eifrig mit der Geschichte des Volks und dadurch von selbst auch mit Gegenständen der allgemein germanischen Urgeschichte beschäftigte, entnommen sein. Da aber an einer anderen Stelle eine mit vielen und meist richtigen ethnographischen Notizen angefüllte Geographie und Beschreibung von Scandinavien auf diese erste Bemerkung folgt, die Jornandes doch nur aus den gelehrten Vorarbeiten entnommen haben kann, so ist es wahrscheinlicher, daß memorantur sich auch auf derartige Quellen bezieht. Wäre es volksmäßige Tradition, so hätte sie das Nämliche gethan, was die sächsische Stammsage that, die Widukind nicht erfunden haben kann, weil er sonst auch die anderen damit in unzertrennbarem Zusammenhang stehenden Sagen erfunden haben müßte, eine Ehre, die ihm wohl Niemand zutheilen wird, wonach die Sachsen zu Schiffe in ihre spätere Heimat gekommen und in der Elbmündung gelandet seien, von wo aus ihre meisten Seezüge während der Völkerwanderung, namentlich die Unternehmungen gegen die britischen Inseln, ausgingen (Wid. I, 3. pro certe autem novimus Saxones — navibus advectos etc.; daneben steht dann ganz naiv die gelehrte Reminiscenz von der Eroberung Britanniens, die er aus Beda kennt, ohne daß er eine Ahnung davon hat, daß beides im Grunde dasselbe, d. h. das erste nur eine sagenmäßige Umkehr des letzteren ist). Wäre dieser Zug aus gelehrten Reflexionen hereingekommen, so hätte sich dieser auf dieselbe naive Weise das Sachverhältniß umgedreht, wie Rudolf von Fuld in der Transl. St. Alexandri c. 1. (Pertz II, 674): Saxonum gens, sicut tradit antiquitas (was bei dem gelehrten Mönch nicht unmittelbar Volksüberlieferung, sondern entweder gelehrte Quelle oder die nach seinem eigenen Ermessen zugestutzte Sage ist) ab Anglis, Britanniae incolis, egressa per Oceanum navigans Germaniae litoribus — appulsa est. Zwischen der Auswanderung und dieser Notiz liegen vier-

daß sie dorthin den autochthonischen Sitz des ganzen Germanenthums verlegte.

In dem Beginn der historischen Zeit tauchten nur noch vereinzelte Erscheinungen als Nachklänge der regellosen Uebergangsperiode auf, in denen die stetigen Gesetze der Gesammtfortbewegung der deutschen Völker verlassen wurden, oder als noch nicht allgemein durchgedrungen zu betrachten sind. Das Ergebniß solcher abnormer Vorgänge war, wie es sich von selbst versteht, daß sie als momentane Phänomene einen viel gewaltigeren und großartigeren Eindruck auf die Zeit hervorbrachten, als das innerlich geregelte langsame Fortschieben der Masse der deutschen Stämme in der natürlichen Richtung; aber eine dauernde Bedeutung für die Geschichte wohnte ihnen nicht ein.

So ist der gewaltige Völkersturm der Cimbern und Teutonen, den man nur mit Verkennung aller inneren und äußeren Zeugnisse der Geschichte zu einem keltischen Wander- und Kriegszug stempeln kann[4]), vorübergebraust ohne auf die übrigen deutschen Völker selbst und noch viel weniger auf die Gestaltung der gesammten europäischen Verhältnisse Wirkungen auszuüben, die irgendwie den dabei in Bewegung gesetzten Kräften und den anfänglichen Erfolgen entsprachen.

Bei einer solchen, nur von innen heraus möglichen Regelung des nach außen gerichteten Laufs des Volks, deren allgemeine Gesetze so tief verborgen lagen, daß sie vor dem Schein der Willkührlichkeit des ganzen Vorganges dem Auge eines fremden Beobachters entzogen bleiben mußten, — denn es läßt sich nichts scheinbar Willkührlicheres denken, als jenes instinctive Streben der germanischen Völker nach Westen und Südwesten, das weder eine klar zu formulirende Veranlassung, noch weniger ein klar vor Augen liegendes Ziel

---

hundert Jahre, zwischen Jornandes und der Einwanderung der scandinavischen Germanen muthmaßlich wenigstens noch einmal so viel, also Zeit genug, um den wahren Sachverhalt vergessen zu lassen.

4) Es genügt allein schon auf Grimm, Gesch. d. d. Spr. II, 632, zu verweisen, wo man die wichtigsten Zeugnisse über die Herkunft dieser Stämme zusammengestellt findet. Ob man so weit gehen darf, wie es dort geschieht, in späteren Völker- und Ländernamen der cimbrischen Halbinsel, in den Ditmarsen, Stormarn die Namen der Teutonen und Cimbern nachzuweisen, kann hier nicht weiter erörtert werden.

für sich anführen konnte, — ist es begreiflich, daß die deutschen Stämme bald vergaßen, daß ihre frühere Geschichte einen ganz anderen Charakter gehabt hatte als die allernächste Vergangenheit. In ihren schon durch eine verhältnißmäßige Stetigkeit wieder von neuem zu organischer Gestaltung gediehenen Zuständen behielten sie von jener Zeit des wilden Durcheinanderwogens der elementaren Strömungen des Volkslebens nicht einmal mehr eine Ahnung über. So bildete sich allmählig bei ihnen der Glaube, daß sie Autochthonen und von Anfang an mit dem Boden verwachsen seien, den sie in der Gegenwart bewohnten, der doch vielleicht noch vor wenigen Menschenaltern von Kelten bewohnt war. Es spiegelt dieser Glaube allerdings auch eine kindliche Vergeßlichkeit des Volkes ab, für die wir bei unserer jetzigen Art der gelehrten Vermittelung der geschichtlichen Kenntnisse gar keinen Maßstab mehr besitzen, aber er hat seine kräftigsten Wurzeln in dem Gefühl der Festbegründung und Dauerhaftigkeit der bestehenden Verhältnisse, das sich nach der Vergangenheit hin nicht einmal durch die Reminiscenzen anders gewordener Zustände in seiner naiven Sicherheit und seinem Glauben an die Ewigkeit dessen, woran es sich in der Gegenwart befriedigte, irre machen lassen wollte, wobei die Continuität der Heimat als erste und wichtigste Grundlage nicht zu entbehren war.

Das organische Vordrängen aller deutschen Stämme nach Westen und Südwesten brachte dieselben bis in die Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christus fast nur mit den Kelten in Berührung, und zwar auch nicht alle Stämme, sondern nur diejenigen, die nach der dauernden Regelung der geographischen Vertheilung der einzelnen deutschen Völkerschaften an den äußeren Rand der ganzen Masse gedrängt waren. Man erkennt mit Sicherheit, daß im großen und ganzen ein stetiger Fortschritt auf dieser natürlichen Bahn stattfand, wenn auch im einzelnen manche Schwankungen, wohl auch gelegentlich Rückschläge, von Seite der Kelten eintraten. Alle deutschen Stämme bewegten sich zwar langsam, aber unaufhaltsam den durch die Natur bezeichneten Grenzen des ganzen Phänomens entgegen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur an dem westlichen Ocean, dem atlantischen Meere, liegen konnten. Die Kelten wären damit wenigstens auf dem Continent dem sicheren, wenn auch noch auf Jahrhunderte

hinausgeschobenen Untergang verfallen gewesen und im Laufe der Zeiten hätte sich eben so unmerklich wie deutsches Blut und deutsche Sitten, so auch die Vorstellung der Autochthonie von den Ufern der Elbe und Weser an die der Loire und Garonne, ja wohl auch an die des Ebro und des Tajo übersiedelt.

Die nächsten Wirkungen der Besetzung Galliens durch die Römer.

Als die römische Politik den Germanen entgegentrat, so rettete sie allerdings die Existenz der gallischen, belgischen, helvetischen und Donau-Kelten, freilich nur um sie nach und nach in die Formen der römischen Bildung aufgehen zu lassen. Mit Cäsar und der Festsetzung der Römer am Rhein wurde dem instinctiven Vorrücken der Germanen Halt geboten und damit zugleich der Keim zu den durchgreifendsten Veränderungen in dem inneren Volksleben gelegt, die alle Seiten desselben ergriffen.

Von jener, man möchte sagen gemüthlichen, Verdrängung und Vertilgung der Kelten war nun weiter keine Rede. Vor ihnen erhob sich der eiserne Wall römischer Legionen und bald auch steinerne Befestigungen an allen Orten und Enden. Bald kehrte sich sogar das Verhältniß um: die römische Politik fand es für nöthig, wenigstens einen Theil des deutschen Landes in das strategische System von Gallien hineinzuziehen und griff diese Aufgabe mit ihrer gewöhnlichen, nur einmal in der Geschichte gesehenen Nüchternheit, Einsicht und Energie an, so daß jetzt die deutschen Stämme zu ihrer großen Ueberraschung auf eine Defensive gedrängt waren, der sie nach ihren äußeren und inneren Kräften nicht gewachsen schienen.

Dabei dauerte doch bei den deutschen Völkern das Streben in die Ferne hinaus genau in der früheren instinctmäßigen und trotz ihrer Langsamkeit unwiderstehlichen Art wenigstens überall da fort, wo nicht unmittelbare Gefährdung durch die Römer alle Gedanken von selbst auf die Defensive beschränkte. Die nach Westen und Süden vorgeschobenen Stämme mit Gewalt zurückgestaut, die im Binnenlande angesiedelten auf sie drängend, das ist im allgemeinen das Bild, welches die ethnographischen Zustände Deutschlands im Beginn unserer Zeitrechnung gewähren.

Es kam dadurch eine Störung in die erste und wesentlichste Basis der neu geordneten allgemeinen Zustände, deren Wirkungen sich zunächst eben nur auf das eine Verhältniß der äußeren An-

siedelung zu beschränken schienen. Aber bei dem engen Zusammenhang dieser einen Seite mit allen anderen Seiten des Volkslebens ergab sich daraus auch für sie alle eine immer weiter um sich greifende Störung, deren Causalnexus freilich dem Auge der Römer wie der Deutschen selbst entzogen blieb.

Grundlage der deutschen Zustände zu Cäsars Zeit.

So fragmentarisch die Notizen sind, die uns Cäsar über die deutschen Zustände seiner Zeit giebt, so reichen sie doch vollkommen aus, um aus ihnen noch die Existenz der einfachsten, von der Naivetät der Volksanschauung als ewig und unabänderlich festgehaltenen Verhältnisse zu erweisen, während uns etwa fünf Menschenalter später die Germania des Tacitus in einer relativ ausführlichen Schilderung des gleichzeitigen Deutschlands eine ganze Reihe von Veränderungen erkennen läßt, deren äußere Veranlassungen und chronologisches Auftreten zwar nicht immer, aber doch hier und da aus den zwischen diesen beiden Hauptquellen in der Mitte liegenden Nachrichten ersehen werden können. Die Basis der politischen und socialen Zustände der deutschen Völker war zu Cäsars Zeit der starke Zusammenhang, den die natürliche Verwandtschaft gab, oder, was dasselbe ist, der Glaube an das Vorhandensein einer solchen. Ueber der einfachsten Form derselben, der Familie im allgemein bürgerlichen Sinn, stand damals noch in ungebrochener Kraft der durch Glaube und Sitte geheiligte Geschlechtsverband, ungefähr analog der römischen Gentilverfassung der ältesten Zeit, und eine Gesammtheit derselben, zu der sich die einzelnen Geschlechter ähnlich wie die Familie zu dem Geschlecht verhielten, bildete den Volksstamm, der somit nicht blos auf einer politischen und localen Union sonst selbständiger Glieder, sondern zuerst auf der Gemeinsamkeit des Blutes beruhte. Unter solchen Zuständen war der staatliche Mechanismus einfach und auf der anderen Seite wieder innerlich sehr complicirt, falls man die wirklich bestehenden Verhältnisse auf äußere Rechtsformeln hätte bringen wollen. Von selbst lag die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Familie in der Hand ihres natürlichen Hauptes, ebenso in den aufsteigenden Gliederungen in den Händen der Geschlechts- und Stammes-Aeltesten, deren Geltung und Macht, wie überall in solchen naturwüchsigen und ihrem Begriffe nach noch gar nicht einmal von der ältesten Basis aller menschlichen Gesellschaftzustände, den Familienverhältnissen, abgelösten Einrichtungen,

allein durch die Sitte und das Herkommen und die persönliche Geltung der Individuen innerhalb dieser Gruppen bedingt, auf der einen Seite gelegentlich beschränkt, auf der anderen Seite aber auch ebenso oft verstärkt sein konnte. Es war also der reinste Typus der patriarchalischen Verfassung, wie er im wesentlichen überall in den Anfangsperioden der Völker vorkommt, nur hier individuell gefärbt durch eine gewisse Unstetigkeit des Territoriums, auf welcher sie sich entfaltete, obgleich das Volk in keiner Weise bis zu einer vollständigen Nomadenwirthschaft herabsank. Wenn wir sonst nichts über jene Zustände wüßten, so würde allein schon der Glaube der Deutschen an ihre Autochthonie[5]), der jedenfalls damals

5) Der Glaube der deutschen Stämme an ihre Autochthonie, der oben nach seiner inneren Bedeutung besprochen wurde, erhellt aus den oft citirten Stellen der Germ. 2 für das ganze Volk und 39 für die Semnonen. Der Versuch von W. Wackernagel (Ztsch. f. d. Alt. VI, 15.), diese so ganz deutlichen Nachrichten des Tacitus zu beseitigen oder auf allgemeine kosmogonische und anthropogonische Vorstellungen zurückzuführen, die entweder an gar keine bestimmte Oertlichkeit geknüpft waren, oder, wenn an eine, dann wohl an eine dunkel vorgestellte asiatische, zerfällt in seiner Willkürlichkeit in sich selbst. Denn die Reminiscenz an Asien ist bei allen Germanen ganz erloschen und nur erst wieder durch die gelehrte Geschichtschreibung eingeführt worden. Wenn Snorri die Asen aus Asien kommen läßt, so mag er eben so wenig auf eine naturwüchsige Ueberlieferung, auf eine wirkliche Volkssage sich stützen, als wenn der britische Nennius den ersten Menschen Alanus aus Asien einwandern läßt. Die nordisch-germanische Vorstellung der Autochthonie, die nur, wie alle nordischen Mythen, durch kindisch-greisenhafte Phantastik und Reflexion sehr entstellt ist, liegt in der Erzählung von Ymir, dem Urriesen, vor: das Local dieser dort so complicirten Menschenschöpfung kann nach der dabei verwandten landschaftlichen Decoration von Eis und Schnee nur im nordischen Lande selbst gedacht worden sein, wenngleich die Sage die eigentliche Schöpfung erst nach den ersten Zeugungsprocessen aus Ymirs Leib geschehen läßt, worin sich die ungeschulte Reflexion jener nordischen Welt deutlich zu erkennen giebt. — Als später durch große geschichtliche Ereignisse die Einflüsse paralysirt waren, aus denen sich die Vorstellung der Autochthonie entwickelt hatte, als die deutschen Stämme das kindliche Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem sie jeweilig lebten, verloren, suchte der Volksgeist wieder in der Ferne herum nach dem Ursprung der Nation und wußte ihn natürlich nicht anders als in Anlehnung an schon vorhandene imposante Völkergestalten zu finden. So sind schon vor, aber noch mehr nach der Völkerwanderung die Sagen von der Abstammung der Franken von den Trojanern, der Sachsen von dem Heere Alexanders von Macedonien ermöglicht, wenn auch nur durch gelehrte Einmischung in ihre concrete Plastik entwickelt worden. Das älteste Beispiel der

schon vorhanden war, wenn er auch erst aus einer späteren Zeit äußerlich documentirt wird, hinreichen, um eine Vorstellung zurückzuweisen, die die deutschen Stämme zu Cäsars Zeit etwa auf gleiche Linie mit den turkotatarischen oder arabischen Beduinenstämmen stellt. Der Ackerbau war neben der Viehzucht die Grundbedingung der materiellen Existenz der einzelnen Familie wie aller aufsteigenden Gliederungen, aber im Wechselverhältniß mit dem ungenügenden Betrieb desselben mußte jenes langsame stetige Vorrücken nach Westen und Südwesten und der Gewinn des Kriegs als Surrogat eintreten. Es läßt sich nicht entscheiden, welches unter diesen Momenten das primitive war, ob die innere Nothwendigkeit des Volkscharakters das Drängen nach Außen, und in Folge dessen die ewige Dauerhaftigkeit des Kriegs und Kampfes veranlaßte, — denn wenn auch äußerlich einmal Ruhepunkte eintreten konnten, so galten sie für das Bewußtsein des Volkes eben nur als Ausnahmezustände, als Pausen, denen eine erhöhte Thätigkeit in dieser Richtung folgte, — oder ob die ungenügende Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse in Folge einer mangelhaften äußeren Civilisation zu einem Erwerb auf anderem Wege, durch den Krieg, vielleicht auch um die überschüssige Bevölkerung abzuleiten, führte. Wahrscheinlich ist es, daß eine gewisse Ruhelosigkeit des Volksgeistes, ein Erbtheil der früheren Katastrophen und der großen Wanderzüge von Asien bis in die Mitte von Europa, die doch nur mit dem Schwert in der Hand sich Bahn brechen konnten, auch in die Periode der nun erlangten festeren Gestaltung aller Verhältnisse hinüberlebte und dort das Gegengewicht gegen die beharrlichen und phlegmatischen Elemente des Volksgeistes bildete, deren sichtbarste Aeußerung der Betrieb des Ackerbaues war.

Diese patriarchalische Verfassung war damals noch so sehr ihrem reinsten Typus treu geblieben, in dem sie überhaupt auftreten kann, daß sogar die gesammte Bodenfläche, deren die Agricul-

---

Art ist die Nachricht des Ammianus XXVIII, 5. jam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt über den Ursprung der Burgunder, woraus dann Orosius, dem es dabei auch nur zunächst auf die Deutung des Namens ankommt, wieder folgert, daß sie von den römischen Burgen in den agris decumatibus etc. genannt seien. Offenbar konnte Ammian seine Angabe nicht erfinden, sondern hörte es von Deutschen, vielleicht selbst von Burgundern.

tur bedurfte, als Gesammteigenthum des Stammes betrachtet und darnach bewirthschaftet wurde. Die Vertheilung geschah allgemein nach dem Ermessen der Stammesältesten, d. h. der Häupter der Geschlechter, nicht nach losgelöster Willkür, sondern nach den festen Regeln des Herkommens, als deren lebender Ausdruck hier wie überall sie, die geborenen Fürsten des Volkes, gelten mußten. Ja nicht einmal der Wohnsitz der einzelnen kleineren Gruppen des Stammes und des Geschlechtes konnte neben diesem Wechsel in den Benutzungsverhältnissen des Bodens sich dauernd fixiren; auch die einzelnen Familien waren genöthigt, ihre Wohnungen je nach dem ihnen zugefallenen Grundstücke zu verlegen. Es verschwand also aller Individualismus der Heimat und des Besitzes vor der Bedeutung der allgemeinen Momente der Stammeseinheit und des Stammeseigenthums, was sich von selbst zu verstehen schien, so lange der Stamm für nichts anderes als für die aus einem und demselben verbindenden Elemente des gemeinschaftlichen Blutes entstandene höhere und weitere Einheit angesehen wurde, deren untergeordnete und engere Grenzen in den Geschlechtern und Einzel-Familien sich darstellten.[6])

---

6) In der viel besprochenen Notiz des Cäsar, Bell. Gall. VI, 22, wird ausdrücklich die jährliche Vertheilung des Grundbesitzes und der Wechsel der Wohnsitze ausgesprochen: sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierint (d. h. die nächste Unterabtheilung des Stammes, nicht, wie Sybel [deutsches Königth. p. 50] annimmt, cognationes gleich natürliche Einzelfamilie, denn sonst wäre der Zusatz qui una coierint widersinnig; es heißt, die auch räumlich zusammen leben, nicht blos durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, was sich bei der Familie von selbst versteht), quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt. Dies gilt für alle Germanen, keineswegs blos für die Sueven, deren Verfassung sich übrigens in nichts von der der anderen unterscheidet, als daß sie die kriegerische Seite des Volkslebens noch systematischer ausgebildet zu haben scheint, als es sonst der Fall war, wie es übrigens die Situation des Volkes an der Spitze der keilförmig vordringenden germanischen Volksmasse naturgemäß mit sich brachte. Daher die jährliche Ablösung eines Theils des Volkes, welcher die Kriegsmacht bildet, durch den anderen, der unterdeß das allen gemeinschaftliche Land gebaut hat. B. Gall. IV. 1. Die von Waitz ausgesprochene Ansicht, man thue Unrecht, die Nachricht des Cäsar auf die Germanen überhaupt zu beziehen, kann gegen das Zeugniß einer solchen Autorität wie Cäsar nicht Stich halten. Im Grunde ist sie auch nur ein Nothbehelf, um seiner durch die ganze Verfassungsgeschichte sich hindurchziehenden Vorstellung von einer Stetigkeit der germanischen politischen und

Veränderungen bis zur Zeit des Tacitus.

Wesentlich andere Erscheinungen bietet schon 150 Jahre später die Zeit des Tacitus. Der Begriff der Blutsgemeinschaft im Stamme oder Volke bildete freilich immer noch die theoretische und factische Grundlage der politischen und socialen Zustände. Aber neben der alten patriarchalischen Bedeutung der Stammeshäupter treten jetzt andere, früher in dieser Art ungekannte Mächte hervor, die den gesammten Zuständen einen schon viel mehr staatlichen oder politischen Charakter aufprägten als ehedem. Entweder hatte sich die Bedeutung eines der Geschlechtshäupter so gesteigert, daß sie den Einfluß der anderen und dann überhaupt aller der in Sitte und Herkommen beruhenden Momente, welche in dem patriarchalischen Staat nie eine wirkliche Monarchie, selbst nicht in den kleineren Kreisen des Geschlechts, entstehen ließen, mehr oder weniger bei Seite schob, und wenn es die Gelegenheit gab, die Form einer ziemlich unbeschränkten monarchischen Herrschaft annahm. Oder, was dasselbe ist, nur nach einer anderen Seite gewandt, es trat vor der Selbständigkeit der einzelnen Glieder, Familien und Individuen die Bedeutung der Stammes- und Geschlechtsverfassung zurück, und wenn ihre Form auch noch als herkömmliche Basis der Institutionen mit fortgeführt wurde, so war sie doch mehr und mehr im Begriff zu einer bloßen Reliquie der Vergangenheit zu werden. Damit war der Boden für einen wirklichen Usurpator geebnet, der auf seine bloßen persönlichen Eigenschaften und nicht mehr auf seine traditionelle Stellung in der Verfassung des Volkes seinen Besitztitel gründete. So war es bei Marbod und anderen der Fall, und wenn eine Usurpation glückte, so verstand es sich von selbst, daß der neue monarchische Mittelpunkt immer mehr auf Kosten der ihm innerlich feindseligen Reste der herkömmlichen patriarchalischen Verfassung nach möglichst concentrirter und absoluter Gewalt strebte. Von selbst war damit auch in einem solchen Gemeinwesen inneren Revolutionen Thür und Thor geöffnet, denn die alten Gliederungen, die doch nicht mit einem Male vertilgt werden konnten, widersetzten sich so gut es ging, und die Individuen mit ihrem gerade durch die allgemeine Loslösung aus den herkömmlichen, die Individualität auch nach dieser Seite hin gefangen halten-

---

socialen Zustände, die schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht mehr vorhanden war, nicht Eintrag thun zu lassen.

den Formen hervorgerufenen Selbstgefühl und persönlichen Freiheitssinn suchten naturgemäß das neue Joch abzuschütteln, was ihnen gelegentlich gelang, gelegentlich mißlang. Es war dies einer der Haupthebel, welche die römische Politik seit Augustus Zeiten zur inneren Auflösung der Widerstandskräfte der deutschen Völker in Bewegung setzte, und wenn sie auch in der Weise dauernde Erfolge, wie sie sie beabsichtigte, nicht zu erreichen vermochte, so gelang es doch auf diesem Wege, die herkömmlichen Zustände der deutschen Stämme viel häufiger in Verwirrung zu bringen, als wir aus unseren Geschichtsquellen wissen. Nur eine andere Folge derselben Ursache war es, wenn, wie in den meisten Stämmen zur Zeit des Tacitus, nicht eine strenge Monarchie, gleichviel auf welchem Wege, sich begründet hatte, sondern die Schwerkraft in der Versammlung aller freien und wehrhaften Leute lag. Es ist dies ebenso eine Abweichung von dem ächten Typus der patriarchalischen Verhältnisse als jene nach absoluter Unbeschränktheit hinstrebende Monarchie, denn es war dem Wesen nach gleich, ob die individuelle Willkür eines Einzelnen, oder die freie Selbstbestimmung aller Einzelnen über die allgemeinen Schicksale eines nicht auf Individualität und Einzelwillen, sondern auf die objective Macht des Herkommens und des Blutes gegründeten Gemeinwesens entschied. In solchen Fällen kam es auch bis zu einer förmlichen Wahl der Vorsteher des Gemeinwesens, die blos als Ausdruck des öffentlichen Willens handeln durften, und deren Stellung an und für sich keine Spur mehr von jener Legitimität des Bluts zeigte, die den Geschlechtshäuptern zukam. Uebrigens konnten sich auch sie neben diesem demokratischen Element, wie man es mit vollem Rechte nennen kann, ihr Dasein fristen, gerade so wie neben einem solchen strengen Königthum, aber natürlich wurde weder hier noch dort der Typus der lebendigen Zustände im ganzen und großen durch solche schwache Reste der Vergangenheit geändert.

Dabei erlitten nun auch die Besitzverhältnisse durch dasselbe Hervordrängen des früher auch hier verschwindenden individuellen Elementes eine große durchgreifende Veränderung, die zur Zeit des Tacitus freilich noch kaum die Hälfte ihrer möglichen Bahn erreicht hatte. Ein Einzelbesitz an Grund und Boden in der abstract individualisirenden Weise der römischen Auffassung dieses Rechtsverhältnisses hat sich bekanntlich stets so wenig mit der deut-

schen Anschauung vertragen, daß er niemals, troß aller Bemühungen der juristischen Theoretiker und der Gesetzgebung bis auf die allerneueste Zeit, durchzudringen vermochte. Wenn man sich aber eben erst von dem Begriffe des Stammesbesitzes losgemacht hatte, so konnte man noch viel schwerer zu diesem Extreme gelangen als später. Es blieb noch immer die Vertheilung der Ackerfläche als Regel bestehen, aber die Grundsätze, nach denen sie geschah, änderten sich. Sie wurde jetzt nach der persönlichen Bedeutung der einzelnen freien Volksgenossen vollzogen und deshalb ungleich, auch verlor dabei die Mittelstufe des Geschlechtes, welche früher zwischen dem Einzelnen oder der einzelnen Familie gestanden war, ihre Bedeutung und es traten dafür die localen, rein geographischen Verhältnisse hervor. Die Wohnung oder das Dorf des Einzelnen war jetzt an der Stelle, wo sie einmal lag, fixirt, und obgleich unsere sehr kurz gehaltenen Quellennotizen über diesen Punkt schweigen, so versteht es sich nach der Natur der Sache von selbst, daß jetzt nur noch die räumlichen Nachbarn, gleichviel ob demselben Geschlechte angehörig oder nicht, jene Art von Gesammtbesitz haben konnten, die früher sich auf das ganze Volk oder den Stamm erstreckte, so lange sein Begriff als der einer natürlichen Familie sich ungestört erhalten hatte.[7]) Von einem sol-

---

7) Soviel und nicht mehr sagen die berühmten und berüchtigten Worte des Tacitus, die crux der deutschen Rechtsgeschichte und Alterthumskunde Germ. 26 agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Von den gentes cognationesque ist keine Rede mehr; ein engerer Verband innerhalb der größeren des Stammes muß stattgefunden haben, der die locale Grenze der Vertheilungen bildete, denn die Stetigkeit der Wohnsitze in dieser Zeit geht aus allen Zeugnissen des Tacitus selbst und der anderen römischen Geschichtschreiber mit unumstößlicher Gewißheit hervor. Dies allein machte schon einen Wechsel des Besitzes bei denjenigen Stämmen, die oft ausgedehntes Gebiet besaßen, wie die Chatten, Hermunduren, Semnonen rc., unmöglich. In den uralten Nachklängen, welche sich in der späteren Markverfassung finden, mag noch eine Spur dieser secundär taciteischen Agricultur- und Gemeindeverhältnisse zu finden sein, daher man für diese Zeit das Wort Markgenossenschaft, richtig verstanden, immerhin anwenden darf, nur haben diese Markgenossen nicht blos an der Mark im späteren Sinne, an Weide und Wald, Gesammteigenthum, sondern an der ganzen Flur. Von jährlicher Vertheilung der ganzen Grundfläche ist keine Rede, dagegen wechselt die Bestellung der einzelnen Stücke jedes Jahr, es wird ein Stück Land nur ein Jahr bebaut, dann läßt man es ruhen: arva per annos mutant et superest ager; dies bezieht

chen Zustande war nur noch ein Schritt bis zu dem, wo jedem Einzelnen oder jedem Hofe ein Theil der Flur zum vollen Sondereigenthum zugewiesen wurde.

Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Darstellung, die einzelnen Ursachen in ihrer Verkettung nachzuweisen, die eine so durchgreifende Aenderung auf diesem Gebiete des Volkslebens erzeugten. Es mag genügen, die Thatsache selbst vor die Augen geführt zu haben. Als letzte allgemein treibende Veranlassung kann hier nur wie bei anderen Veränderungen die äußere Geschichte der deutschen Stämme, zunächst die großen Schicksale, welche gerade in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus über sie kamen, angesehen werden. Römische Heere waren gelegentlich bis zur Elbe vorgedrungen; es gab kein noch so entlegenes Volk, das nicht auf eine oder die andere Weise durch die ununterbrochenen Kriegszüge erschüttert, in seiner behaglichen Entfaltung und im Genusse des durch das Herkommen fixirten Lebens gestört worden wäre. Eben so störend wirkte die römische Politik auf diplomatischem Felde. Daneben, nur in ganz anderer Weise, kommen auch noch die jetzt schon so fest geknüpften Handelsverbindungen mit der römischen Welt in Betracht, deren sich eine frühere Zeit mit richtigem Instinct, freilich aber ohne Erfolg, zu erwehren versucht hatte. Die Gegensätze von reich und arm, die sich nach der Verfassung des Volks nicht an dem Grundeigenthum bilden konnten, hafteten zunächst an anderem Besitz, der wieder nur durch die kriegerischen und friedlichen Beziehungen zu Rom erworben werden konnte, und als sich einmal dessen Werth eingebürgert hatte, war wieder ein neues Moment vorhanden, welches die Bedeutung der Individuen auf Kosten jener naiven Gleichartigkeit der Gesammtheit steigerte.[8]) Das

---

sich nur auf die schon vertheilten Stücke Land innerhalb der Markgenossenschaft oder Dorfflur, von der der einzelne Nutznießer bald dieses bald jenes Stück baut, was bei den großen wüstliegenden Strecken leicht geschehen konnte, denn diese ermöglichten es, dem Einzelnen und der ganzen Markgenossenschaft viel mehr zuzumessen, als sie je auf einmal, selbst wenn sie jährliche Brache hatten, bebauen konnten, facilitatem partiendi camporum spatia praestant sagt Tacitus. Man sieht aus dieser Darstellung, wie ich nach dem Wortlaut der taciteischen Stelle, die hier so einfach als möglich erklärt ist, von den Früheren abweiche. Ich verweise im allgemeinen deshalb auf Waitz, I, p. 19 u. folg.

8) Cäsars merkwürdige Angabe einiger Gründe, die ihm die Germanen selbst

Uebergewicht der Individuen ging zwar nicht von dem Reichthum als solchem aus, denn dieser mußte nach den damaligen Culturbedingungen immer nur in zweiter Linie stehen, es begann von dem persönlichen Hervortreten Einzelner in den ganz abnormen äußeren Kriegs- und Staatseinrichtungen, die sich durch die Nothwendigkeit erzeugt hatten, den durch ihre Cultur so ganz anders gefährlichen Feinden, als es die gewesen waren, für welche die einfachen geistigen und materiellen Kräfte der früheren Zeit genügt hatten, mit neuen Mitteln die Spitze zu bieten. Wer diese Mittel zu schaffen vermochte, war an und für sich schon ganz über das Maß hinaus gerückt, mit welchem eine frühere Zeit mit Recht ihre Fürsten und Helden gemessen hatte. Daran schlossen sich die friedlichen Beziehungen, die viele deutsche Völker so lange Zeit mit Rom verbanden und der Politik der Nationalfeinde dienstbar machten. Auch sie dienten, nur in einer anderen Weise, einem Hervortreten Einzelner, die durch eine Hingabe an Rom ihre eigenen rein persönlichen Interessen auf Kosten der Gesammtheit beförderten. Was der römische Staat einem Barbaren an verlockendem Besitzthum bieten konnte, das wurde ihnen als Preis ihrer Hingabe in Fülle zu Theil, und wenn sie einmal aus der sittlichen Gemein-

---

für den Gesammtbesitz und den Wechsel der Felder und Wohnungen und gegen den Eigenbesitz und feste Niederlassungen angeführt haben sollen, laufen alle nach diesem Punkte zusammen. Die Kraft des Individuums soll in dem Gesammtgefühl aufgehen. In der äußeren Formulirung, in der sie Cäsar mittheilt, sind sie natürlich nicht germanisch, sondern ganz und gar nach den geläufigen römischen Reflexionen oder Maximen über Staat und Besitz zurechtgelegt, denn Germanen hätten wohl schwerlich mit so abstracten und kalten Worten und Begriffen hantiert, wie sie es hier angeblich thun. Bell. Gall. VI, 22.: Ejus rei multas afferunt causas; ne, assidua consuetudine capti, studium belli gerendi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, cum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat. Die Probe für die Richtigkeit dieser Ansichten wurde durch die weitere geschichtliche Entwickelung der deutschen Zustände gemacht, in welcher alle jene Gebrechen, die in der Periode des Gemeinbesitzes vermieden wurden, hereinbrachen, nur freilich nicht, weil man nach eigenem Gutdünken und in freiem Entschluß davon abging, sondern weil der ganze Volksgeist sich änderte, und damit auch die Nöthigung zum Einzelbesitz eintrat

schaft mit ihrem Volke so weit herausgetreten waren, um sich den Nationalfeinden zu verkaufen, so hinderte sie auch kein weiteres Bedenken, ihren Reichthum und die wirksame Unterstützung römischer Macht zu immer stärkerer Accentuirung ihrer hervorragenden Stellung zu verwenden. Von dieser Art waren die Fürsten oder Könige, welche Rom den Chatten, Bructerern und anderen Völkern aufzuzwingen versuchte, ein Unternehmen, das schließlich zwar stets mißglückte, aber doch schon in seinem Beginn und so lange es möglich war, es durchzuführen, die alte Einförmigkeit des Stammes- und Völkerlebens auf die gewaltsamste Weise durchbrach.

Wenn so in den nächsten Beziehungen der Einzelnen zu dem Ganzen in Besitz und öffentlicher Verfassung das Gewicht des Individualismus außerordentlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit verstärkt wurde, und wenn auch noch nicht zu einer vollständigen Veränderung der ersten Formen des Volkslebens, so doch zur Erschütterung ihrer Basis, also recht eigentlich destructiv gewirkt hatte, so hatte doch auch dieser Individualismus seine sehr wichtigen positiven Seiten. Der Egoismus der Einzelnen, der Ehrgeiz, die Habsucht und Genußsucht hatten nach und nach allerdings großen Spielraum auf Kosten der naiven Sittlichkeit der früheren Zeit gewonnen, aber daneben regten sich auch alle anderen Seiten der individuellen Volks-Anlagen in viel lebendigerer Freiheit und Aufspannung, als sie früher möglich gewesen war. Marbod und Arminius sind Gestalten von anderem Gepräge, als es noch funfzig Jahre früher irgend ein deutscher Mann, ein Held im damals eminentesten Sinne des Wortes, zeigen konnte. Wenn also auch die Wucht der römischen Angriffsmittel die naive Beharrlichkeit der früheren Zustände zu zerstören begann, so trieb sie dafür jetzt geistige und moralische Kräfte hervor, die früher in der Erstarrung der gleichförmigen Physiognomie aller geschlummert hatten. Ihre Widerstandsfähigkeit schien den Römern unbegreiflich, weil sie in ihren Operationen gegen die Deutschen die Auffassung des Volkscharakters der ersten Zeit zu Grunde legten, bis sie sich durch bittere Erfahrungen dazu bequemen mußten, auch das Wachsthum der geistigen Kräfte in ihren Gegnern anzuerkennen.

So wenig die Berührung mit den Römern in der Art auf die deutschen Stämme in ihren Verfassungsformen und in ihren

öffentlichen Verhältnissen wirkte, daß sie die heimische Tradition aufgaben und sich zu einer Nachahmung römischer Einrichtungen wandten, so wenig waren auch diese allmählig immer stärker hervortretenden Individualitäten und Charaktere nach römischem Vorbild gemodelt, wenn sie sich auch mit geschickter Aneignung die Hülfsmittel des römischen Geistes und der römischen Civilisation in ihren heimatlichen Zuständen und vor allem in ihrer Stellung zu Rom möglichst zu Nutze machten. Schon Marbod stand, wie die Römer selbst zugeben mußten, an geistiger Gewandtheit und berechneter Durchführung seiner Pläne als Feldherr und Staatsmann auf einer Höhe, wie sie nur einer der gebildetsten Römer einnehmen konnte. Aber so wenig wie die äußeren Lebensgewohnheiten des Volks durch die Einführung früher unbekannter Genüsse in Folge seines lebhaften Verkehrs mit den civilisirten Theilen der Erde ihre nationale Haltung im ganzen und großen verloren hatten; so wenig wie etwa ein festliches Gelag bei den deutschen Stämmen, wenn auch dabei der Wein des Südens getrunken, römischer Schmuck und römische feine Stoffe entfaltet wurden, einem römischen Feste glich; so wenig wie ein Deutscher, wenn auch in die kostbarsten römischen Zeuge gehüllt, mit einem Römer verwechselt werden konnte: hatte auch die innere Haltung der Individuen ihren nationalen Typus verloren, der jetzt in weit ausgeprägterer Weise und im einzelnen ganz anders geformt heranstrat, als zur Zeit Cäsars.

Innere Veränderungen im deutschen Heidenthum von Cäsar bis Tacitus.

Ganz dasselbe gilt für die Entwickelung, welche die deutschen religiösen Zustände von jener Zeit an bis etwa an den Schluß des ersten Jahrhunderts durchliefen; auch hier ist vieles verändert, in gewissem Sinne verstört, aber ihr eigentlichstes Wesen insofern unberührt geblieben, als nichts Fremdes sich Eingang zu verschaffen vermocht hatte. Auch hier treten einzelne Seiten in individuell concreterer Gestalt heraus, der einfache Organismus der Urzeit ist durchbrochen, aber der nationale Typus deswegen nicht verwischt.

Wie die hervorragenden Gestalten der deutschen Stämme des ersten Jahrhunderts und in ihrem Gefolge in absteigender Linie alle Einzelnen anders geworden sind, als die zu Cäsars Zeit, aber noch deutscher, wenn man so sagen darf, als jene, freilich auf Kosten der latenten Harmonie der Gesammt- und Einzelerscheinung: so wurden auch in der Religion nur die nationalen Züge

entfaltet, und deren charakteristisch=deutsche Physiognomie tritt viel markirter als in jener Urzeit hervor.

Cäsars Nachrichten über das deutsche Heidenthum.

Um zuerst ihr äußerlichstes Bild ins Auge zu fassen, so hatte Cäsar bei den deutschen Stämmen seiner Zeit einen so einfachen Cultus vorgefunden, daß er, der Römer mit seinen angeborenen Anschauungen von einem außerordentlich minutiös ausgebildeten, mit Ceremoniell und Ritual überladenen Gottesdienste, wie der römische, oder wenn er die nach der Seite des Barbarenthums ihm zunächst liegende Parallele mit der keltischen Religion zog, in der sich die Hierarchie der Druiden entfaltet hatte, und Cultus, Dogma und religiös=politische Disciplin so bewunderungswürdig fein ausgebildet war, die Deutschen beinahe für irreligiös, für nachlässig gegen die Götter erklären mußte. Ein besonderer Priesterstand war nicht vorhanden, die Opfer und die Gebräuche des Cultus so elementar, daß der Römer es nicht der Mühe werth hielt, sie der Skizze des deutschen Wesens seiner Zeit einzuverleiben. Die Götterbegriffe selbst zeigten dasselbe schlichte und unscheinbare Gepräge. Cäsar suchte sie auf römische Namen und Vorstellungen zu reduciren und fand dann einige der hauptsächlichsten Kräfte der Natur, die zugleich auch als Erscheinungen des Himmels verehrt wurden, wie Sonne und Mond und das Feuer. So unvollständig auch der Bericht Cäsars sein mag, der für die innerliche Seite des religiösen Wesens kein Organ hatte, sondern nur die äußeren Formen und auch diese nur in so weit, als sie mit den traditionellen römischen und römisch=griechischen zu vergleichen waren, aufzufassen verstand, so geht doch mit Gewißheit daraus hervor, daß sich die religiösen Vorstellungen der deutschen Stämme damals noch genau auf derselben Stufe mit dem übrigen Leben in jener einfachen Gebundenheit an die natürliche Grundlage der Existenz hielten. Was in dem Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen das Blut war, das war im Verhältniß zu den höheren, die Existenz des Einzelnen und der Gesammtheit bedingenden Mächten die erhaltende und segnende Kraft der Natur, die sich an den großen physikalischen Vorgängen und in der Macht des Lichtes und der Wärme am meisten versinnlichte. So gut wie der Blutsverband keine politische oder ethische Basis im eigentlichen Sinne des Wortes hat, sondern nur als eine natürliche Nothwendigkeit wie die Functionen der Lebensthätigkeit wirkt, so gut fehlte auch den göttlichen

Vorstellungen jener Zeit die sittliche Basis, die eben nur aus einer Befreiung von jener Gefangenschaft in der Natur gewonnen werden kann. Es ist gleichgültig, ob Cäsars Reihe der deutschen Götter vollständig ist oder nicht: daß sie nicht vollständig ist, ergiebt sich schon daraus, daß der Begriff des belebenden Lichtes und der befruchtenden und segnenden Wärme mit unabweisbarer Nothwendigkeit den der ertödtenden Finsterniß und der zerstörenden und feindseligen Kälte voraussetzt — es ist ferner gleichgültig, ob alle deutschen Stämme sich mit denselben religiösen Vorstellungen befriedigten, oder ob, wie es aus der einfachen Wahrnehmung folgt, daß Stammesunterschiede bereits als feststehende Volksbegriffe galten, ihnen auch etwas verschiedene, localgefärbte Göttermythen entsprachen; so viel läßt sich erkennen, diese Götter hatten so wenig eine eigentlich ethische, wie eine eigentlich menschliche Haltung, am wenigsten jene zugleich so großartige und so herzgewinnende plastische Menschlichkeit, wie die Gebilde des griechischen religiösen Bewußtseins.[9]

---

9) Cäsars kurze Notizen über die Religionszustände der Germanen gelten eben so allgemein wie seine anderen Nachrichten für alle Stämme, nicht etwa blos für zerfahrene Zustände einer aus dem Zusammenhang mit dem nationalen Leben gerissenen Völkerschaft. Wenn man, wie Myth. p. 92, 93 geschieht, die religiösen Verhältnisse der taciteischen Zeit auf derselben Entwickelungsstufe stehen geblieben glaubt, muß man nothwendig zu dem Urtheil kommen, welches Grimm dort über Cäsar fällt: „Ich kann Cäsars Worte für nichts als eine allgemein gehaltene Ansicht nehmen, die gegen Tacitus bestimmte Aussage weder andere Götter verdächtigen, noch viel weniger einen bloßen Elementardienst unter den Germanen darthun mag." Allerdings sind seine Nachrichten weder genau, noch vollständig, da es ihm weder auf das Eine, noch auf das Andere, sondern blos auf eine Charakteristik des Typus der deutschen Religion wie überhaupt des deutschen Wesens in seinem doppelten Gegensatz gegen das Römerthum und Keltenthum ankam. Aber die physikalische Basis der deutschen Religion ist deutlich genug bezeichnet, und es wäre doch wunderbar, wenn er die Seite, die sich bis zu Tacitus hin mehr hervordrängt, die anthropomorphistisch-ethische, übersehen hätte, da sie von seinem Standpunkt noch dazu viel mehr ins Auge hätte fallen müssen, als die reine Elementar- und Naturreligion mit ihren schwankenden und nebelhaften Gebilden, die für einen römischen Beobachter gar nicht als eigentliche göttliche Mächte erscheinen konnten, weil sie dem Typus der römischen Götterbegriffe so fern standen. Wer aber die anderen Nachrichten Cäsars über Staat und Familie, Ackerbau, Krieg rc. der Deutschen gelten läßt, und gegen diese hat Grimm nichts einzuwenden, muß auch die über die Religion gelten lassen. Uebrigens ist es ja nur ein natürlicher Entwickelungsproceß, wenn aus dem Dienste der großen elementaren Mächte sich

Cäsar schweigt von einer Seite der religiösen Vorstellungen gänzlich, von den Heroen, den halbgöttlichen Gestalten, die in der Mitte zwischen den gewöhnlichen Menschen und den eigentlichen Göttern stehen und keineswegs erst dann von dem Volksgeiste erzeugt werden, wenn die Götterbegriffe selbst schon in menschliche Formen gekleidet und aus ihrer dämonischen Allgemeinheit und Verschwommenheit herausgetreten sind, und deshalb liegt in Cäsars Schweigen kein Grund, den Deutschen seiner Zeit diese Seite des religiösen Bewußtseins abzusprechen. Die reiche Entfaltung in einer verhältnißmäßig kurzen Periode, schon geraume Zeit vor Tacitus, nöthigt geradezu, noch weiter zurück ihre Grundlage als schon vorhanden anzunehmen, denn Tacitus kennt die deutsche Heroensage schon als ein uraltes Eigenthum des Volkes und der einzelnen Stämme, wie aus seinen Nachrichten über Castor und Pollux, Odysseus, vor allem über Tuisco und Mannus erhellt: eine Reihe von Sagen, die nicht mehr im Entstehungsprocesse begriffen waren, weil sie sich ihm, dem fremden Beobachter, sonst keines Falls hätten bemerkbar machen können.[10]) Mit der Existenz des Heroenthums war auch den

---

dann persönliche Gottheiten mit einer ethischen Seite entwickeln, und die späteren germanischen Gottheiten haben auch genug von der rein physikalischen Seite übrig behalten, um ihren ursprünglichen Ausgangspunkt erkennen zu lassen. Man dürfte mit demselben Rechte behaupten, daß die elementaren Naturkräfte der Vedas für das religiöse Bewußtsein des indischen Volkes keine Götter gewesen sein könnten, weil später die geistigeren und menschlicheren Gestalten der Brahma-Religion an ihre Stelle getreten sind. Zwischen diesen und jenen ist noch ein ganz anderer, tieferer Unterschied, wie zwischen den deutschen Göttern des Cäsar und des Tacitus. Die nähere Beschaffenheit des ältesten germanischen Naturdienstes erhellt übrigens aus den wenigen Worten Cäsars nicht genug, um im einzelnen stets mit völliger Bestimmtheit zu erkennen, wo die Anknüpfungspunkte für die innere Entwickelung des späteren deutschen Heidenthums lagen. Es läßt sich nicht einmal sehen, ob die elementaren Gottheiten schon allgemein in menschlicher Form gedacht, ob sie unter sich in Verbindung gebracht waren u. s. w., kurz alle Hauptfragen, die über die concrete specifisch deutsche Gestaltung jenes allgemeinen Typus aufklären müßten, bleiben dort völlig unbeantwortet, und es wäre kühn, sie durch Rückschlüsse aus der späteren Zeit beantworten zu wollen, obgleich manchmal doch die Versuchung dazu sehr groß ist, z. B. die Sonnengottheit Cäsars, den taciteischen Mercurius oder den späteren deutschen Wuotan mit einander zu identificiren, eine Versuchung, der ich selbst vielleicht nicht kräftig genug widerstanden bin, wie sich unten zeigen wird.

10) Daß zu Cäsars Zeiten Stammessagen und folglich auch Stammes-

übrigen Götterbegriffen der Weg zum Eingehen in die volle Menschlichkeit vorgezeichnet. Ihre menschliche Füllung und Sättigung wurde aus der Entwickelung des Geistes- und Gemüthslebens der Nation entnommen, die auch hierin ihre Autochthonie im geistigsten Sinne des Wortes festzuhalten, d. h. den innersten Kern ihres Wesens ungetrübt von keltischen und römischen Einflüssen zu vielseitigster Entfaltung zu bringen verstand.

Aber auch der Cultus der Heroen war, wie sie selbst nur die einfache Allgemeinheit des damaligen deutschen Volks- und Stammeslebens abspiegeln konnten, so einfach, daß er sich mit denselben Formen und denselben Dienern begnügte, welche den hohen göttlichen Mächte zukamen. Der noch ungestörte Patriarchalismus des Volkslebens vereinigte in der Person der Geschlechts- und Stammeshäupter die richterliche, heerführende und priesterliche Function als die Dreieinigkeit des Begriffes der fürstlichen Gewalt in ihrer einfachsten und naturwüchsigsten Form, wie sie in den verschiedensten Zeiten und Ländern immer in derselben Weise in den Elementarzuständen auftritt. Die Häupter der einzelnen Familien, die auch in jedem anderen Verhältniß innerhalb ihres Kreises genau die Bedeutung hatten, wie jene anderen Häupter in den weiteren, waren für den Gottesdienst ihrer Familien die natürlichsten Leiter und Vorsteher. Es war bei einer solchen Haltung des Volkslebens gar kein Boden gegeben, wo sich ein Priesterthum als eigener Stand entwickeln konnte, dazu bedurfte es erst eines Durchbruchs des alten Patriarchalismus. Sobald dieser erfolgt war,

---

heroen vorhanden gewesen sein müssen, wird aus der obigen Darstellung einleuchten. Daß er sie übergangen hat, folgt aus der so sehr compendiösen Fassung seiner Nachrichten über die deutschen Zustände, wo er blos die Haupterscheinungen hervorhob, die für seine Auffassung den Begriff des germanischen Wesens bildeten. Stammessagen und Stammesheroen mit ihrem Cultus gab es überall, sie konnten jedoch in den Augen des römischen Beobachters nicht als eine Eigenthümlichkeit der deutschen Nationalität gelten, wie jener Naturdienst, den er deshalb ebenso wie die merkwürdigen Besitz- und Staatsverhältnisse in kurzen Zügen schildern mußte. Er hätte der Stammessagen nur Erwähnung thun können, wenn er Zeit und Lust gehabt hätte, sie im einzelnen seiner Darstellung einzuverleiben; dann hätte er aber mit demselben Rechte unzählige andere für seinen Standpunkt eben so wichtige oder noch wichtigere Dinge aufnehmen müssen, und aus den wenigen Zeilen, die er diesem Gegenstand überhaupt widmen wollte, wäre ein Buch geworden.

wuchs auch ein selbständiges Priesterthum hervor, gerade wie anderwärts, nur daß die Modalitäten seiner Entwickelung hier wieder durch den genausten Zusammenhang mit dem lebenskräftigen Volksgeist, der nach allen Seiten sich selbst die Gesetze seiner Entfaltung gab, ganz anders als etwa bei Kelten und Römern sich gestalteten.

Zu Tacitus Zeit.

Bis zu Tacitus hin war an die Stelle der dämonischen Naturmächte eine Reihe eigentlicher menschlich gedachter Götter getreten, die sich ohne Mühe mit der Substanz der römischen Götterbegriffe vergleichen ließen, so verschieden auch ihre Individualitäten von denen des römischen und griechischen Pantheons sein mochten. So unzureichend immerhin die Namen eines Mercur, Hercules und Mars, einer Isis und Terra mater die eigenthümlich deutschen Begriffe wiedergeben können, das geht wenigstens aus ihnen hervor, daß die menschliche Persönlichkeit sich tief in alle diese Vorstellungen eingesenkt und sie bereits zu concreten Gestalten verkörpert hatte, von denen eine frühere Zeit, wo die menschliche Individualität selbst noch so viel mehr gebunden war, nichts wissen konnte, wenn sie sich, wie es bei den Deutschen durchweg geschah, an sich selbst hielt und nicht nach fremden fertigen Mythen greifen wollte. Aber diese neuerwachsenen Götter waren doch noch nicht zu ganz abgeschlossener menschlicher Form gekommen, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt. Es waltet in ihnen mehr die allgemeine unendliche Macht, als deren Träger der einzelne Gott dem Einzelnen und dem Volke nahe tritt, als die plastische Persönlichkeit, die, nach allen Seiten hin fest begrenzt, eine Richtung der gesammten göttlichen Thätigkeit vollständig in sich vergegenwärtigt und die anderen ausschließt. Deshalb denn auch das Schwanken in ihrer Bezeichnung und Benennung, wenn sie auf fremde mythologische Vorstellungen reducirt werden sollten. Derselbe höchste Gott, den Tacitus in der Germania dem römischen Mercur vergleicht, erscheint bei ihm an einer anderen Stelle als Mars.[11]) So gab

11) Daß in der Zeit des Tacitus, ja bei ihm selbst, die römische Bezeichnung deutscher Gottheiten schwankt, erhellt aus der bereits von Zeuß und Anderen angeführten Stelle der Hist. IV, 64 communibus deis et deo praecipuo deorum Marti, was nur, wie dort richtig geschieht, auf den sonst Mercurius bezeichneten höchsten Gott der ganzen Götterreihe, auf Wuotan, bezogen werden darf.

es also wohl persönliche Götter, aber ihr Gehalt und ihr äußeres Bild floß noch in einander, ihre Thätigkeiten ergänzten sich nicht, sondern deckten sich. Dies verlieh allerdings dem gesammten Götterglauben eine Art supranaturalistische Färbung, die einem Römer wie Tacitus, der innerlich schon an dem krassen Anthropomorphismus des griechischen und römischen Heidenthums irre geworden war, imposant erschien. Ein ahnungsvolles geheimnißreiches Fühlen und Sehnen nach einer höheren Macht, die sich nicht in menschliche Formen kleidete, ganz abgesehen von seinem Inhalt, der den Römern unverständlich bleiben mußte, konnte leicht an und für sich schon als etwas Höheres, Geistigeres gelten als jene scheinbar auf die gewöhnlichste Menschlichkeit herabgesunkenen Ideale des antiken Geistes. Solche Götter konnten aber auch für das Bedürfniß des Cultus unmöglich in menschlicher Gestalt versinnlicht werden; daher darf man dem ausdrücklichen Zeugnisse des Tacitus, daß unter den deutschen Stämmen seiner Zeit keine Götterbilder gefunden wurden, sondern nur Symbole der Gottheiten, etwa ein Schiff, oder Bilder heiliger Thiere, die sich des besonderen Schutzes eines jener Götter erfreuten, unbedingten Glauben schenken. Aber ganz transscendental waren diese unabbildbaren Götter doch nicht — wie hätte man für sie sonst römische Bezeichnungen finden können? — nicht einmal ihre Gestalten und ihr Behaben specifisch unterschieden von dem menschlichen Wesen und Thun, sondern nur gleichsam die menschliche Art hinter einem Nebelvorhang unbestimmter, aber auch riesiger und zugleich doch duftig feiner abspiegelnd. Solche Götter konnten auch nicht in Tempeln wohnen: ihr Heiligthum war das geheimnißvolle Düster der rauschenden Bäume, oder ein Berg- und Felsengipfel, wo der Blick in das Unendliche schweift.

Diese neuen Götter bedurften aber doch eines viel entfalteteren Cultus als jene einfachen Mächte des Himmels und der Erde der Vergangenheit. Cäsars Wort, die Deutschen haben ein unausgebildetes Opferwesen, paßt für Tacitus nicht mehr. Ueberall ist jetzt die Rede von einem in sehr mannichfaltigen Formen auftretenden Cultus, von Opfern aller Art, von dem feierlichen Menschenopfer, das dem höchsten Gotte in regelmäßiger Wiederkehr dargebracht wird, bis zu den Spenden aus den Erzeugnissen des Feldes und der Viehzucht. Die Feste der Götter in der vollen Entfaltung alles Prunkes, den die äußeren Culturverhältnisse des Volkes möglich

machten, sind der Mittelpunkt der heiteren Seite des nationalen Lebens, gerade so wie die Götter, je näher sie den Menschen rückten, zunächst auch mehr und mehr in den Mittelpunkt des Gedanken- und Gefühlslebens der Einzelnen treten. Damit war von selbst die Entwickelung eines besonderen Priesterthums gegeben, das früher nicht vorhanden war, um so mehr, als die äußere Thätigkeit derer, die einst als die geborenen Priester des Volkes galten, der Fürsten und Könige des Staates, jetzt sich so häufig durch die complicirten Verhältnisse ihrer Kreiße, seitdem der Kampf gegen Rom begonnen hatte, ganz in Anspruch genommen sah und schon deshalb nicht den gesteigerten Anforderungen eines Zeit und Aufwand aller Art bedürfenden Cultus genügen konnte.

Aber das neue Priesterthum hatte darum noch nicht hierarchische Gliederung gewonnen, es war kein vom übrigen Volke äußerlich abgetrennter Stand, keine Priesterkaste wie die keltischen Druiden, die in ihrer äußeren Abgeschlossenheit und Erhabenheit über dem anderen Volke zugleich auch eine abgeschlossene Geheimlehre, eine Art von Theosophie und Theologie ausbildeten, welche dem übrigen Volk nach Form und Gehalt an und für sich unzugänglich blieb. Von alle dem ist keine Spur bei den deutschen Stämmen zur Zeit des Tacitus: so häufig auch Priester erwähnt werden, nirgends erscheinen sie in einem hierarchischen Verband, sie sind überall nichts anderes als die unmittelbaren Diener des Volksglaubens, des gesammten religiösen Geistes der Nation, die Bewahrer der heiligen Ueberlieferung in der allgemein gültigen Form, keineswegs die in geheimnißvoller Einsamkeit stehenden Vermittler zwischen der Masse des Volkes und den göttlichen Mächten, deren Gewalt es anheimgegeben ist, diese Vermittlung zu vollziehen oder zu unterlassen. Alle Spuren weisen darauf zurück, daß diese germanischen Priester ihrem Ursprunge nach noch immer nichts weiter sind, als die alten Stammesfürsten, denen zugleich auch priesterliche Gewalt für ihren Kreis einwohnte.[12]) Wo sich die einfachen Zustände des Patriar-

12) Vergl. darüber Sybel deutsch. Königth. p. 66 u. f., wo dieses Verhältniß ausführlich erörtert wird. Was dort gelegentlich über römische Einflüsse auf die Entwickelung der deutschen religiösen Begriffe, so wie über die Veranlassung zur Trennung des Priesterthums oder vielmehr zur Beschränkung des patriarchalischen Fürstenthums auf die Priesterschaft gesagt wird, ist freilich unhaltbar.

chalismus mehr als anderswo erhielten, wo sich der Stammesfürst noch unverdrängt von durch glückliche Usurpationen emporgehobenen Individuen aus seinem Kreiße oder aus der Fremde als wirklicher Fürst behauptete, mag ein besonderes priesterliches Amt auch damals noch nicht hervorgetreten sein. Aber die gewöhnliche Erscheinung war doch, daß neue politische Mächte an die Stelle der alten getreten waren oder daß einer oder einige aus der Zahl der Geschlechtshäupter ihre Herrschaft nicht mehr auf der alten patriarchalischen Basis fortführten. Wenn sie auch noch in ihren Händen blieb, so steigerte sie sich zu einer Art monarchischer Gewalt über den Stamm auf Kosten der alten Freiheit in der Gebundenheit des Patriarchalismus. In beiden Fällen trennte sich das Priesterthum von der fürstlichen Gewalt. Es blieb dann naturgemäß an seinem alten politisch nebenaus geschobenen Inhabern haften, die durch ihren Zusammenhang mit der Tradition, ja auch mit den Göttern und Heroen selbst, zu denen ihr Stammbaum hinaufreichte, die geborenen Träger des Priesteramts waren, und behielt deshalb auch so noch eine sonst unerklärliche politische Bedeutung.[13])

---

13) Die politische Bedeutung des deutschen Priesterthums in der Zeit des Tacitus und später geht aus den bekannten Stellen Germ. 7, 10 u. 11 hervor, wo sie freilich nur auf die Hauptverhältnisse beschränkt ist, in denen sie den Römern am auffallendsten erschien, einmal auf die Strafgewalt im Krieg, die damals in seiner Hand ausschließlich lag, eine Einrichtung, die bis zur Völkerwanderung wieder aufgegeben war, wo sie sich in der Hand der Fürsten und Heerführer befindet; ferner auf die Bewahrung der Ordnung in der Volksversammlung und endlich auf die Vorsteherschaft und Leitung der Orakel und Auspicien für das ganze Volk (civitas). Dies war an und für sich nicht auffallend, mußte aber deswegen den Römern merkwürdig erscheinen, weil daneben auch noch dem Privaten das Recht, ganz auf dieselbe Weise die Götter über Dinge zu fragen, die seinen nächsten Kreis betrafen, blieb. Also in den engsten Gliederungen des deutschen Volks- und Staatslebens erhielt sich noch die ursprüngliche Einheit der patriarchalischen Verfassung von Priesterthum und Fürstenthum, insofern man die Stellung des Hauptes einer natürlichen Familie mit dem Fürstenthum vergleichen darf. Daß Tacitus nur die beiden Gegensätze civitas und familia kennt, zeigt deutlich, daß auch hier wie in anderen Verhältnissen der Zusammenhang der mittleren Stufe, des Geschlechtes, am meisten gelockert war, und ist zugleich ein indirecter Beweis in Ermangelung eines zwingenden directen, daß außer dem Oberpriester des ganzen Stammes auch noch andere Priester vorhanden gewesen sein müssen, die den mit der Lockerung des Geschlechtsstaates doch nicht zu Grunde gegangenen Heiligthümern und Cul-

So hatte sich auch hier in den Neugestaltungen einer späteren Zeit die ursprüngliche nationale Auffassung als Basis der ganzen Institution erhalten und die plastische Entfaltung des Priesterthums erreichte genau nur dieselbe Stufe, auf welcher die plastische Entfaltung der Hauptbilder der religiösen Vorstellungen angelangt war.

---

ten dieser Verbindungen vorstanden. Der eine sacerdos civitatis kann sie doch unmöglich alle selbst verwaltet haben, und wenn die Geschlechtshäupter ihnen noch wie sonst der Regel nach vorgestanden hätten, so würde dies Tacitus hier erwähnt haben.

Drittes Capitel.

Die deutsche Nationalität nach den ersten Kämpfen mit den Römern.

Röthigung zum Hervordrängen des kriegerischen Elementes.

Die Veränderungen, welche eine verhältnißmäßig so kurze Zeit in der Gesammthaltung des deutschen Wesens zu erzeugen vermochte, können, wenn man nur ihren allgemeinsten Charakter im Auge hat, recht wohl organische genannt werden. Sie sind ohne Ausnahme aus den Grundlagen der nationalen Eigenthümlichkeit hervorgegangen, die früher in unbewußter Passivität verharren und die Gegenwart der Vergangenheit unterschiedslos gleich setzen durfte, aber jetzt, um ihre Substanz zu behaupten, sich durch große äußere Verwickelungen und Begegnisse zu einer Art von bewußten, den Bedürfnissen des Augenblicks genügenden Schöpfungen getrieben sah, als Gegengewicht gegen das mit Ueberwältigung und Vernichtung drohende Römerthum. Unorganisch können sie nur insofern heißen, als diese Neubildungen zwar den nationalen Typus ausschließlich in kräftigster Gestalt zeigen, aber nicht die ganze Fülle desselben gleichmäßig zu entwickeln vermochten, sondern gewisse Richtungen, freilich mit einer durch die Verhältnisse gebotenen Einseitigkeit auf Kosten anderer, an und für sich eben so berechtigter, in dem innersten Bedürfnisse des Volksgeistes eben so begründeter hervortrieben und zu steigender Entfaltung brachten, während diese mehr und mehr verkümmerten.

Vielleicht hätte sich auch aus einer solchen Störung des Gleichgewichts in der Volksseele wieder eine Restauration auf neuer Basis finden lassen, wenn günstige Verhältnisse die Veranlassung jener Störung und Verwilderung weggenommen hätten. Es lag in

dem deutschen Wesen des zweiten und dritten Jahrhunderts wenigstens eben so viel wahrhaft schöpferische Kraft, um ausgleichend und versöhnend die Gegensätze zu vermitteln und aus den Elementen der Unordnung zwar etwas Anderes als das Frühere, aber doch wieder eine harmonische Ordnung zu gewinnen, wie in der früheren Zeit, wo in der Periode der großen Wanderung von Asien her bis in die Mitte von Europa analoge Einflüsse analoge Störungen hervorgebracht hatten, aber das Volk dennoch wieder zu einer inneren Befriedigung und Beruhigung gelangt war, aus der es nun von neuem durch die Römer aufgeschreckt wurde.

Aber der Verlauf der weiteren Geschichte, insbesondere die Entwickelung des Verhältnisses zu Rom, verstärkte in wachsendem Maße alle die Momente, welche bereits zur Auflösung der alten Zustände in Thätigkeit gesetzt waren, und zwang mit unabweisbarer Nothwendigkeit immer nur die bereits einseitig hervortretenden Eigenthümlichkeiten und keine anderen zu noch größerer Einseitigkeit. So wenig die deutschen Stämme, selbst wenn sie den Willen dazu gehabt hätten, sich den Kriegen mit den Römern oder dem diplomatischen Verkehr mit ihnen zu entziehen im Stande waren, eben so wenig lag es in ihrer Macht, auf der einmal eingeschlagenen Bahn der inneren Entfaltung ihres Nationalcharakters stehen zu bleiben und mit bewußter Thätigkeit auch den anderen Seiten ihres Wesens, die zunächst für ihre Selbsterhaltung und Vertheidigung nicht unerläßlich nöthig waren, ihr Recht anzuthun. Es war ja nur die Alternative gegeben, entweder mit einseitiger, aber eben darum energischster Ausbeutung der Kräfte, mit denen sie gleich anfangs den Römern die Spitze geboten hatten, es auch fernerhin zu thun, oder überhaupt auf ihre Existenz und Eigenthümlichkeit zu verzichten.

In dem Kampf gegen Rom trat allerdings allmählig eine entscheidende Wendung ein, die die ganze bisherige Stellung beider Theile dem Begriffe nach veränderte. Die Angriffe der Römer, die mit der bewußten Absicht unternommen waren, die nationale Selbständigkeit der Deutschen im weitesten Sinn des Wortes zu brechen und sie zu eben so fügsamen Herrschaftsobjecten zu machen, wie die, welche der römische Staat in Kleinasien, in Afrika, Gallien und Britannien zu seinen Zwecken im ganzen ohne Gefahr des Widerstands ausbeuten konnte, verwandelten sich in

ein mühsames und verlustvolles System der Defensive. Aber diese Veränderung ging so allmählig und mit so häufigen Reactionen des früheren Systems vor sich, daß es selbst für die heutige Geschichtsbetrachtung schwer hält, die Epoche dafür auch nur annähernd auf ein oder zwei Menschenalter zu bestimmen. Schon seit Mark Aurel kann die bisherige Offensive von römischer Seite als thatsächlich aufgegeben erscheinen, aber die um mehr als hundert Jahre späteren Kriege des Probus tragen in ihren strategischen Verhältnissen und ihren nächsten Resultaten ganz und gar das Gepräge der glücklichsten und hoffnungsreichsten Zeit der römischen Offensive: es ist, als wenn Drusus und Germanicus noch einmal an der Spitze der römischen Legionen die Barbaren durch die Kraft der cultivirten Kriegsführung widerstandslos niederschmetterten. So wenig wie die Römer der Zeit selbst mitten in dem Wechsel der Begebenheiten, und in ihrem Urtheil eben so sehr von ihrem Nationalstolz wie von den Eindrücken des Augenblicks abhängig, bis tief in das vierte Jahrhundert hinein[1]) die gänz-

---

1) Unter den heidnisch-römischen Schriftstellern ist Ammianus Marcellinus der erste, — denn das bekannte taciteische urgentibus imperii fatis (Germ. 33) stellt die Germanen mit allen anderen Barbaren, welche aus dem inneren Verfall des römischen Reichs Nutzen ziehen konnten, auf eine Linie, — der den Untergang Roms durch die Germanen voraussieht, während die christlichen, namentlich in der Polemik, schon früher die Germanen als Werkzeuge des göttlichen Strafgerichtes über die Sünden der römischen Welt zu betrachten pflegten. Man lese bei Ammianus Stellen wie XV, 2: Exoritur jam hinc rebus afflictis haud dispari provinciarum mole calamitatum turbo novarum, exstincturus omnia simul, ni fortuna moderatrix etc. oder XXXI, 1: Interea et Fortunae volucris rota Bellonam furiis in societatem adscitis armabat, moestosque transtulit ad Orientem eventus, quos adventare praesagiorum fides clara monebat et portentorum, von denen viele namhaft gemacht werden, woraus sich ergiebt, daß die Todesgefahr des römischen Reiches schon tief in das Volksbewußtsein eingedrungen war. Oder XXXI, 4: Ita turbido instantium studio orbis Romani pernicies ducebatur und vor allem XXXI, 5: Negant antiquitatum ignari tantis malorum tenebris obtusam aliquando fuisse rem publicam, sed falluntur malorum recentium stupore confisi. Auch früher sind ähnliche Unglücksfälle vorgekommen. Der wahre Unterschied liegt darin: Verum mox post calamitosa dispendia res in integrum sunt restitutae: hac gratia, quod nondum solutioris vitae mollitie sobria vetustas infecta, nec ambitiosis mensis, nec flagitiosis quaestibus inhiabat, sed unanimanti ardore summi et infimi inter se congruentes ad speciosam pro re publica mortem, tamquam ad portum aliquem tranquillum properabant et placidum. Deswegen

lich veränderte innere Beschaffenheit ihrer Situation zu erkennen vermochten, eben so wenig vermochten dies die Deutschen. Ein gewisses instinctives Vorgefühl eines endlichen Sieges, das sehr bald bei ihnen Wurzel geschlagen haben mag, konnte nicht über die Noth des Augenblicks, die nach einer großen Niederlage alle Kräfte zur Vertheidigung zusammenzunehmen zwang, hinweghelfen, und auch wenn sie sich im ganzen und großen als Sieger fühlen durften, war es doch jedenfalls noch immer selbstverständlich, daß sie, sobald sie die Waffen aus der Hand legten, wehrlos den Römern Preis gegeben waren. In einem solchen Kampfe konnte es keine Ruhe für den Geist und keinen Augenblick zum Besinnen geben.

Als endlich weder Römer noch Deutsche über die wahre Lage der Dinge länger in Zweifel sein konnten; als man von römischer Seite in den Deutschen nicht blos tapfere, aber barbarische Feinde sah, sondern in ihnen die einstigen Vernichter der römischen Macht, durch furchtbare Thatsachen gezwungen, ahnte, und auch die Deutschen nicht mehr um die Selbsterhaltung oder den Sieg im einzelnen Kampfe, sondern für die Eroberung des römischen Reiches fochten: war eben deshalb eine innere Umkehr, ein Einlenken ihres Wesens nach den anderen Seiten hin, die sich nicht auf diesen Kampf bezogen, die es bisher so wenig entwickeln konnte und die doch trotz aller Zurückdrängung noch nicht ganz erstorben waren, innerlich unmöglich. Früher war es, man kann es so nennen, die erste Pflicht der Nationalität gegen sich selbst, sie bei Seite zu schieben, um diejenigen Kräfte möglichst ungestört zu entfalten, welche allein zu ihrer Selbsterhaltung dienen konnten; jetzt waren diese Kräfte selbst der Kern der Nationalität geworden und trieben sich mit einer Art von physikalischer Nothwendigkeit immer weiter auf die äußerste Spitze, aber eben damit auch zuletzt gegen sich selbst.

Die Bedeutung dieses Elementes im Staat und im gewöhnlichen Leben.

Die Umbildung, welche der politische Zusammenhang der einzelnen deutschen Stämme von Cäsar bis Tacitus erfahren hatte, läßt sich kurz als ein Hervordrängen der kriegerischen Elemente

---

ist nach seiner Meinung die Sterbestunde des römischen Namens nahe und die Deutschen sind es, die sie herbeiführen werden.

des Individualismus bezeichnen. Gleichviel auf welchem Wege es hier so, dort anders hervortrat, es herrschte jetzt überall das kriegerische Verdienst als die natürliche Grundlage der Berechtigung der Einzelnen im Gemeinwesen in einer Weise, die früher unerhört war. Der Einzelne konnte jetzt seine Bedeutung in der Gesammtheit viel mehr darauf gründen als auf die Legitimität seiner Stellung im patriarchalischen Staate, und wenn sich diejenigen, welche eine solche besaßen, in ihrer vollen Bedeutung erhalten wollten, so war dafür eben nur der eine Weg der Waffenehre gegeben. Auch konnten sie im glücklichen Fall dann wiederum zu ganz anderer Höhe der Herrschaft emporsteigen, als eine frühere Zeit sie gekannt hatte. Doch bei alledem war die ganze innere Haltung des deutschen Geistes noch immer nicht alleinig kriegerisch geworden, es wußten auch die anderen Elemente im Einzelnen und im Volksleben, wenn auch in untergeordneter Weise, ihre Geltung zu behaupten. Jene gemüthliche Art der Kriegsführung und Kriegsverfassung, wie sie Cäsar bei den Sueven vorfand, hatte allerdings aufgehört, wo ein Jahr um das andere die waffenfähige Mannschaft gegen den Feind geschickt wurde, und die Zurückgebliebenen oder Abgelösten unterdessen zu Hause in ruhiger Behaglichkeit sich eines patriarchalischen Stilllebens erfreuten, den Acker in der bequemen Weise jener Zeit bauten, die Viehzucht und Jagd betrieben und dabei so recht gründlich von den Mühen des Krieges ausruhten, um dann wieder nach einem Jahr mit neuem inneren Triebe die Ruhe abzuschütteln und sich im Felde herumzutummeln. Eine solche Kriegsverfassung mochte allenfalls gegen Kelten und die Nachbarn eigenen Stammes genügen, sie mochte gegen beide, wie sie es bei den Sueven wirklich that, Vortheile erringen können, wenn sie durch eine besonders kräftige physische Organisation des Volkes und durch die Schwäche der Gegner unterstützt war, gegen römische Legionen war sie in ihrer kindlichen Naivetät nicht wohl angewandt, und es ist auch weiterhin keine Rede davon, daß sie sich irgendwo erhalten habe.

Die fortwährende Kriegsbereitschaft jedes einzelnen Mannes trat von selbst an ihre Stelle, und es wurde der erste Grundsatz des germanischen Staatslebens, daß jeder Einzelne immerwährend und unter allen Verhältnissen, nicht etwa Jahr um Jahr, zum Tragen der Waffen im Kampfe nach außen, insbesondere in einem

Vertheidigungskriege verpflichtet sei.[2]) Aber trotz dem blieb dem deutschen Charakter noch lange eine gewisse Hinneigung zu jenem behaglichen Ausruhen. Je energischer die Spannung der Kriege geworden war, seitdem ein viel furchtbarerer Feind gegenüberstand, und seitdem natürlich auch im Innern der einzelnen Völkerschaften die Kriegskunst und Waffenführung sich immer mehr von ihrem primitiven Naturalismus entfernt hatte und zu einer verwickelten Disciplin zu werden begann, die man sich nur durch angestrengteste Uebung von frühester Jugend auf vollständig zu eigen machen konnte, desto kräftiger trat auch in den deutschen Gemüthern zu Tacitus Zeit eine Sehnsucht nach Ruhe hervor, wenn auch nicht nach physischer Ruhe, sondern mehr nach einer Herabspannung der geistigen Anstrengung des eigentlichen Kriegslebens. Es blieb auch nicht blos bei der Sehnsucht, sondern das Leben des Einzelnen und des Vol-

---

2) Das unumstößliche Zeugniß dafür liegt in Germania Cap. 13, wo die Wehrhaftmachung und ihre politische Bedeutung klar ausgesprochen ist. Die entgegengesetzte Ansicht findet man unter den Neueren am entschiedensten und ausführlichsten bei Waitz Vfg. p. 38 u. f. vertreten. Nach seiner Vorstellung von der Natur des Grundbesitzes in jener Zeit, der ihm schon völliger Einzelbesitz geworden ist, mußte er auch zu der Consequenz kommen, daß nur dieser allein die vollen politischen Rechte, Theilnahme an der Gemeinde und ihrer Versammlung, gewährte, ebenso wie nur die Grundeigenthümer eigentlich zum Kriegsdienst verpflichtet gewesen wären. Wenn man die oben erwähnten ausdrücklichen Zeugnisse des Tacitus über die noch zu seiner Zeit bestehenden deutschen Eigenthumsverhältnisse erwägt, so ergiebt sich von selbst, daß darauf kein einziges dieser Rechte basirt oder beschränkt werden konnte. Nach welchem Princip die Vertheilung damals innerhalb der muthmaßlich kleineren Kreiße geschah, läßt sich nicht erkennen, denn dort wird (s. o. p. 56 Anm.) blos gesagt, daß die Vertheilung des Ackerlandes pro numero cultorum vor sich gehe, ohne die Modalitäten zu bestimmen; aber wenigstens so viel, daß der Einzelne nach seiner schon sonst fixirten Stellung zum Ganzen — secundum dignationem — dabei berücksichtigt wurde. So läßt sich das Verhältniß in der That umgekehrt feststellen: die Wehrhaftmachung gab politische Rechte, weil sie kriegerische Pflichten und Rechte auferlegte, und weil sie politische Rechte gab, scheint sie auch dem Einzelnen, der ein eigenes Hauswesen gründen wollte, ein Anrecht in der Ackervertheilung berücksichtigt zu werden gegeben zu haben. Wenn er es vorzog der natürlichen Familie noch ferner anzugehören, oder in einen comitatus zu treten oder sonst eine besondere Laufbahn einzuschlagen, so ist vorauszusetzen, daß sein Anspruch auf Benutzung von Grund und Boden so lange geruht habe, bis er wirklich seiner Geltendmachung für seine eigene Subsistenz benöthigt war.

kes bot noch Gelegenheit genug, wo sie sich befriedigen konnte. Die Deutschen dieser Zeit wollten zwar schon mehr kämpfen als ruhen, das active Element hatte offenbar über das passive, nachdem es einmal aufgerüttelt war, den Sieg davongetragen, und jene in kindlich naiver Symbolik sich äußernde ungefähre Harmonie zwischen Anspannung und Ruhe, die noch zu Cäsars Zeit sogar die Grundlage großer Organisationen des Gemeinwesens sein konnte, würde sie jetzt selbst nicht mehr befriedigt haben, auch wenn sie die äußeren Verhältnisse nicht unmöglich gemacht hätten. Aber daneben konnte sich das Bedürfniß nach Abspannung der Kräfte doch auch noch bis zu voller Sättigung befriedigen, zwar nicht immer, wenn es sich gerade bei dem Einzelnen oder der Gesammtheit lebhaft regte, aber doch noch oft und lange genug, um das Volk und den Einzelnen vor einer fieberhaften Hast der Kampfeslust und des Kampfbetriebs zu bewahren und das Herz den anderen Regungen offen zu halten, wenn gleich das Aufzucken des männlichen Muthes in der Gefahr des Kampfes und gegen den Schmerz der Wunden und des Todes als die höchste unter allen Regungen des Innern galt. Ja es konnten noch Fälle eintreten, wo namentlich in den mehr im deutschen Binnenlande angesiedelten Stämmen diese Friedensruhe mitten unter dem Kriegslärm der Nachbarschaft und nach eigenen wirrevollen Zeiten den Einzelnen wie dem Ganzen lästig wurde, wenn sie über das Maß hinaus ging, das in dem eigenen Bedürfniß für sie gesteckt war. So war es schon in den früheren Zuständen gewesen, wo die Gesammtaction des Stammes oder der einzelnen Geschlechter die Neigung, ja die Bedürftigkeit der Gemüther nach Kriegsarbeit und Austoben der kriegerischen Kräfte häufig nicht ganz befriedigen konnte, und deshalb sich kühne Abenteurer an die Spitze selbstgeschaffener Unternehmungen stellten, um in ihnen der eigenen und der nationalen Thatenlust einen freien Spielraum zu bieten. Je schneller das Blut der Deutschen seit ihrem ersten Zusammentreffen mit dem einzigen Feind, der ihre Kräfte zu übertreffen schien, mit den Römern, floß, je größer die Beweglichkeit und Elasticität des Volksgeistes durch sein Ringen gegen das ihm so unendlich überlegene Römerthum wurde, desto weniger stellte sich das Bedürfniß nach ruhiger Behaglichkeit in der früheren geradezu vegetativen Weise ein, desto geringerer Zeit bedurfte

es auch äußerlich zu seiner Befriedigung, desto feiner konnten auch die Mittel werden, durch die es sich befriedigte.

Das müßige Leben der deutschen Männer zur Zeit des Tacitus zeigte unleugbar im Vergleich mit früher eine gewisse, wenn auch immer noch sehr rohe chevalereske Haltung. Die Jagd und die Feste und Gelage mit ihrer lärmenden Munterkeit, allerdings auch mit Uebermaß in Wein oder Bier, füllten die Mußezeit aus, dabei durfte der Würfel nicht fehlen, der gelegentlich über Freiheit und Unfreiheit des tapfersten und stolzesten Kriegers entschied. So roh sich die germanische Festfreude gegenüber dem Raffinement der damaligen römischen Cultur ausnehmen mochte, so wild barbarisch dem Römer dies wüste Zechen mit den Waffen an der Seite, dieser Einsatz der höchsten Güter auf die Augen eines Würfels erscheinen mußte, eine gewisse jugendlich frische Hoheit und Kraft lag doch immer darin und es unterschied sich diese Art Stillleben doch noch unendlich von dem thierisch dumpfen Hinbrüten anderer Barbarenstämme, wenn ihre Rauf- und Beutelust oder auch ihr physischer Hunger und Durst gestillt ist. Es war auch nur eine relative Ruhe und relative Trägheit, gewissermaßen das spielende Abbild des eigentlichen Lebens in seiner höchsten Steigerung, des wirklichen Kampfes auf Leben und Tod. Ueberall bricht durch Tacitus Darstellung der germanischen Lebensgewohnheiten das Gefühl hindurch, daß diese Herzen noch weich und freudig genug waren, um sich gelegentlich mit einer solchen spielenden Nachahmung des Krieges zu begnügen, daß sie mildere Eindrücke als die der Aufregung des eigentlichen Kriegs zu empfinden noch fähig waren und mit vollem Behagen auf sie eingehen konnten. Das religiöse Leben mit seinen manchfaltigen Cultusformen, wie es sich öffentlich entfaltete, das religiöse Leben des Geschlechtes und der einzelnen Familie mit einfacheren Formen, das Verhältniß zu den übrigen Gliedern der Familie, zu den Frauen und Kindern, das öffentliche Leben in seiner politischen Seite, Volksversammlungen und Rechtsprechen, die überall hervorkeimende Poesie, alles dies wirkte noch in seiner ganzen Breite und Tiefe auf die deutschen Männer der damaligen Zeit. Es weist keine Spur darauf hin, daß diese Momente dem Geiste der damaligen Zeit deshalb unverständlich geworden oder auch nur sehr ferne gekommen wären, weil sich die Männer des Volkes vor allem anderen als Krieger fühlten.

In den religiösen Vorstellungen.

Auch von dieser Seite her tritt der organische Zusammenhang in der Entwickelung des religiösen Empfindens mit dem Gesammtleben des Volkes in den prägnantesten Zügen hervor.

Auch in den religiösen zu größerer Concretität hindrängenden Gebilden springt das kriegerische oder ritterliche Element, wie man es wohl nennen darf, wenn man nur nicht mit dem Worte ritterlich den specifischen Begriff des Mittelalters verbindet, in die Augen. Kriegerisch sind die Stammeshelden, deren in Liedern gefeierte Thaten im Beginne des Kampfes das Blut ihrer Nachbarn höher wallen ließen. Helden in der Schlacht sind es, die im Liede fortleben, aber auch die Thaten der Götter mögen nur dann von der Weihe der Poesie ergriffen worden sein, wenn sie diese geliebteste Seite der menschlichen Individualität repräsentirten. Die Substanz jener segnenden oder verheerenden Naturgottheiten der ältesten Zeit hat sich zu gigantischen Heldengestalten umgebildet. Aber selbst diese vorzugsweise kriegerischen Götter sind doch noch nicht ganz bloße Kriegsgötter geworden, ja an der Spitze der ganzen Götterreihe steht eine Gestalt, die wenigstens eben so sehr noch mit dem elementaren Begriffe eines friedlichen Gedeihens und Wachsens wie mit dem Heroenthum in der Auffassung der taciteischen Periode in Berührung steht. Wie wäre sonst der Römer auf den Gedanken gekommen, sie dem römischen Mercur zu vergleichen, in welchem doch entschieden keine Kriegsgottheit gesucht werden kann? Aber daß auch diese Gestalt im Begriff war in eine kriegerische Fassung überzugehen, lehrt das Beispiel aus Tacitus selbst, dessen wir oben erwähnten. Wuotan, denn so wird ein Hauptname dieses höchsten Gottes auch damals gewesen sein, ist dem kriegerischen Tencterer, einem Manne aus dem von den Römern so viel bekämpften, schon zu den verzweifeldsten Anstrengungen getriebenen Volk, nicht mehr Mercur, sondern Mars, weil für ihn und sein Volk naturgemäß die kriegerische Seite in der Persönlichkeit des höchsten Gottes stärker hervortreten mußte als die friedliche und milde.

Neben dem einen höchsten Gott mit seiner kriegerisch-friedlichen Allseitigkeit stehen in der Aufzählung des Tacitus zwei entschieden kriegerische, Schlachtengötter im eigentlichen Sinne. Es sind die nächst höchsten, die er bei den Germanen seiner Zeit vorfand. Er nennt sie mit den römischen Namen Hercules und Mars, und

was man sich auch unter diesem deutschen Hercules denken mag, ob einen wirklichen Gott auf der höchsten Stufe des göttlichen Begriffes, wohin ihn die Anführung bei Tacitus zwingend verweist, oder blos einen der vergötterten Kriegshelden des Volks, also eine göttliche Macht zweiten Ranges, jedenfalls muß die kriegerische Färbung seines Wesens durch seine römische Bezeichnung als Hercules von selbst einleuchten.[3]) Das niedere Göttergewimmel erwähnt Tacitus nicht, oder nur so gelegentlich, daß es schwer hält, sich blos aus seinen Zeugnissen eine Vorstellung von ihrer Substanz zu machen. Aber mag hier das kriegerische und friedliche Element qualitativ oder quantitativ so oder so vertheilt gewesen sein, mögen die friedlich elementaren Richtungen hier vor der individuell kriegerischen zurückgetreten sein oder nicht, die eine große Thatsache steht fest: zwei Kriegs- und Heroengötter standen an der obersten Stufe des deutschen Pantheons, doch über ihnen thronte noch in erhabener Majestät ein nicht ausschließend kriegerisch und heroenhaft gebildetes göttliches Wesen als höchster Herrscher im Himmel und auf Erden und im Geiste und Gemüthe des Volkes.

So war also das im ganzen und großen doch noch nicht völlig zerstörte Gleichgewicht der geistigen Haltung des Volkes, wenn sie sich auch schon bedenklich nach der einen rein kriegerischen Seite

---

3) Es steht aus späteren Zeugnissen der gesammten germanischen Mythologie die Dreiheit: Wuotan, Donar, Ziu oder wie sie sonst genannt werden mögen, fest. Tacitus giebt Cap. 9 eine Dreiheit von ins Römische übertragenen Götternamen, unter welchen Mercurius Wuotan, Mars Ziu sein muß. Nur der mittlere Name soll nicht auf Donar passen und irgend einen Heroen bezeichnen. Grimm Myth. p. 377 hat versucht, ihn auf den Stammheroen Irmin zu deuten, und allerdings ist es schwer, die Auffassung des Donar als eines der höchsten Götter mit den Worten des Tacitus, Germ. 3: Herculem — primum omnium virorum fortium ituri in proelia canunt zu vereinigen. Für Irmin scheint auch noch die Erwähnung von columnae Herculis zu sprechen, Germ. 34, die an die Irminsul allerdings am leichtesten sich anknüpfen lassen. Wenn man an dem Ausdruck virorum fortium nicht Anstoß nehmen wollte, so würde sich die taciteische Uebertragung des Donnergottes durch Hercules am besten durch die Aehnlichkeit der augenfälligsten und in Sage und Lied am meisten gefeierten, geradezu typisch gewordenen Attribute, der Keule des Hercules und des Streithammers des Donnergottes, erklären lassen, wie es schon Müller, Altd. Rel. p. 241, versucht hat.

neigte, auch in der Religion abgespiegelt. Aber nur ein Schritt noch, und Mercur, der Segenspendende, der Gedeihen und friedlichen Verkehr, Poesie und feineres geistiges Leben Beschützende, verwandelte sich in den blutschnaubenden Mars, und die äußere Geschichte drängte überall dahin, daß dieser Schritt bald und möglichst vollständig geschah. Wie die noch nicht zu Grunde gegangene Harmonie des Volkslebens und der Volksseele dann verstört und unlösbar verstimmt werden mußte, so auch die religiösen Gebilde. Auch sie sollten die Fähigkeit zur harmonischen Befriedigung aller Seiten der Volksseele verlieren, ohne daß doch diese Seiten selbst, trotz aller Verkümmerung, ausgetilgt werden konnten.

Viertes Capitel.

Innere Veränderungen der deutschen Nationalität vor und während der Völkerwanderung.

Steigende Grausamkeit der römischen Kriegsführung.

Die Kriegsführung der Römer gegen die deutschen Stämme war von Anfang an zumeist von dem Grundsatze geleitet, daß man ihren zähen Trotz durch Schrecken brechen müsse, und daß gegen Barbaren, wie sie, jegliches Mittel erlaubt sei, wenn es nur zum Ziele führe. Nur periodisch wurde auch einmal ein anderer Weg eingeschlagen und die Glätte der römischen Urbanität zur Besänftigung und Gewinnung der verschüchterten und verbitterten Gemüther der Barbaren verwandt, womit namentlich Tiberius eine Zeit lang scheinbar glänzende Erfolge erzielte. Aber da diese Behandlung nicht aus der Achtung vor dem deutschen Wesen, sondern nur aus politischem Interesse hervorging, so konnte sie weder systematisch durchgeführt, noch auch auf die Dauer wirksam werden. Die Deutschen selbst verstanden bald trotz der Rohheit ihres Empfindens und Denkens den eigentlichen Kern ihres Verhältnisses zu den Römern auch in der gewinnenden Verkleidung, in der es sich gelegentlich darzustellen beliebte, durchzufühlen, und so mußte, da der friedliche Weg zu keinem Resultat führte, von römischer Seite der alte Vernichtungskrieg wieder aufgenommen werden. Je weniger auch er genügende Resultate bot, desto mehr steigerte sich seine Heftigkeit. Es läßt sich aus den im ganzen dürftigen Berichten recht wohl erkennen, wie sich von Menschenalter zu Menschenalter die Erbarmungslosigkeit auf römischer Seite fortwährend erhöhte. Bald genügte es nicht mehr wie anfangs mit Raub und

Brand die nach römischen Begriffen armseligen, den Deutschen als Stätte der Familie, als eigentliche Heimat doch so werthen Wohnsitze zu verheeren, die Felder zu verwüsten, die Ernten und Heerden zu vernichten, weil man sie wegen der natürlichen Schwierigkeiten des Terrains und wegen der Schnelligkeit der Märsche gewöhnlich nicht mit wegführen konnte, die heiligen Haine durch die Art oder durch das Feuer zu zerstören, alles Dinge, die sich die römische Kriegsführung nach den antiken völkerrechtlichen Begriffen allerdings nicht gegen die gleichcultivirten Völker, aber wohl gegen Barbaren erlauben durfte, wiewohl sie sich dieselben auch da nur selten, wenn sie auf ganz verzweifelten Widerstand stieß oder auf Seite der Feinde eine rohe Grausamkeit herkömmlich zu sein schien, wirklich erlaubte. Daß die bewaffneten, oder auch nur waffenfähigen Männer gewöhnlich niedergemacht, seltener als Gefangene mit fortgeführt wurden, um dann doch fast regelmäßig für Zeitlebens auf ihre Freiheit und ihre Heimat verzichten zu müssen, daß Frauen und Kinder in gleicher Weise, indem sie in die Hände der Römer fielen, in ewiger Sclaverei ihr günstigstes Geschick sehen mußten, konnte bei solcher Haltung des Kampfes weniger auffallen. Aber sehr häufig wurde diese vergleichsweise noch mildere Behandlung der Deutschen durch viel härtere Maßregeln verdrängt. Die römischen Kriegszüge nahmen, so weit sie überhaupt noch von offensiver Natur waren, mehr und mehr den Charakter des kleinen Krieges an. Von zusammenhängenden Operationen, wie sie noch Germanicus im großen Styl, aber mit sehr unglücklichem Erfolge, durchzuführen versucht hatte, ist nach ihm fast gar nicht mehr die Rede. Kleinere und kürzere Expeditionen, bei denen das Gelingen hauptsächlich durch die vollständigste Ueberraschung der Feinde ermöglicht wurde, führten allerdings häufig zu dem allergünstigsten Erfolg. Ein Stamm, dem eine Strafe zugedacht war, wurde gelegentlich in Mitte des tiefen Friedens einer geweihten Festzeit überrascht, wie es Germanicus bei den Marsen gelang, wo die Waffen überall ruhten und die heitere und lebensfrohe Seite des nationalen Wesens allein ihr Recht behauptete. An Widerstand war dann nicht zu denken, und die römischen mobilen Colonnen beuteten diese günstige Situation mit der grausamsten Consequenz aus. Ein allgemeines Blutbad war der verhängnißvolle Schluß der allgemeinen Lust, und das römische Heer kehrte

zwar nicht mit vieler Beute beladen, aber mit dem Bewußtsein, den Feinden eine Todeswunde geschlagen zu haben, eben so rasch zurück, wie es gekommen war. So lauerte das Verderben unsichtbar mitten in der scheinbar ruhigsten und gesichertsten Strömung des deutschen Lebens, und wenn es hereinbrach, geschah es meist so, daß die Erinnerung daran noch den spätesten Nachkommen der damals Entronnenen als ein Tag der Trauer und des nationalen Unglücks im Gedächtniß blieb. Selbst wenn eine solche Unternehmung nicht so vollständig gelang, oder gar zum Nachtheile der Römer ausschlug, so steckten sich die römischen Feldherren doch immer bestimmter als das eigentliche Ziel der Kriegsführung eine möglichst systematische Ausrottung des mit den Römern verfeindeten Volkes, und das Raub- und Beutesystem einer früheren Periode der römischen Kriegsführung trat vor dem erbarmungslosen, unterschiedslosen Hinwürgen mehr und mehr in den Hintergrund. Nur das Bedürfniß nach deutschen Gefangenen, die man zu römischen Soldaten preßte, oder als die gesuchteste Waare auf die römischen Sclavenmärkte brachte, mit denen gewöhnlich auch das bis zur Unersättlichkeit gewachsene Verlangen der römischen Großstädter nach dem blutigen Nervenreiz der Gladiatorenschauspiele und Thierkämpfe befriedigt zu werden pflegte, brachte gelegentlich eine Ausnahme in den herkömmlichen Zug des römischen Kriegssystems. Aber es war schwer zu sagen, ob nicht dieser entwürdigende, langsame Untergang, dem der Gefangene anheimfiel, von kälterer Grausamkeit zeugt und auch mehr erbitterte, als ein rasches Hinmetzeln einer ganzen Bevölkerung.

In den ersten Zeiten des römisch-deutschen Kampfes war es, wenn vornehme, einflußreiche Männer oder Frauen den Römern in die Hände fielen, der römischen Politik rathsam erschienen, sie sich durch eine gewisse Schonung und gelegentlich sogar durch ehrenvolle Auszeichnung zu verbinden. Es mag genügen, an Vorgänge mitten in dem wildesten Kriegsgetümmel während der Operationen des Germanicus, die doch zunächst als Rache für die Niederlage des Varus gelten konnten, im Schoße des Volkes, von dem jener Unglücksfall der Römer zunächst ausgegangen war, der Cherusker, zu erinnern. Die Fürsten Segimer und Sesithacus, so wie Thusnelda, die Gemahlin des Hauptfeindes, fanden, von den Römern gefangen, die beste Behandlung; nur die Freiheit selbst wurde ihnen

vorenthalten, weil sie sich dafür im rechten Augenblick der römischen Politik dienstbar machen sollten. Später schützte so wenig die fürstliche Geburt und Stellung wie die niedrigste und unscheinbarste vor den Consequenzen der raffinirtesten Grausamkeit, da jene Milde keine Früchte getragen hatte. Zur Zeit des Constantinus, ja unter den Augen und nach der ausdrücklichen Anordnung des Kaisers wurden gefangene deutsche Fürsten wie gemeine Missethäter der schlimmsten Kategorie den wilden Thieren im Circus vorgeworfen.[1]) Wenn dies das Schicksal von Fürsten war und wenn die Römer in jener Zeit es zwar als eine außerordentliche, aber durch die Umstände vollkommen gerechtfertigte Maßregel und von ihrem Standpunkt aus mit Recht ansehen durften[2]), da der Geist ihrer Feinde gegen alle Maßnahmen des bisherigen Schreckens- und Einschüchterungssystems schon abgehärtet war, so läßt sich denken, wie sich der durchschnittliche Charakter jener fast ununterbrochenen Vernichtungszüge in die Heimat der deutschen Stämme bis dahin gestaltet haben mußte. — In dieser Verdüsterung des Kampfes konnte es schon als eine hoch zu rühmende Humanität auf römischer Seite gelten, wenn Julian die in ehrlicher offener Feldschlacht bei Straßburg gefallenen Alemannen nicht den Geiern zur Beute auf dem

---

1) Die Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bunau I, 406, Mascou I, 213 zu finden. Die Namen zweier fränkischer Fürsten, die auf diese Art endeten, hat uns Eumenius in seinem Panegyrikus XI. bewahrt, Ascanius und Regaisus, wofür wohl Ragaisus zu lesen sein dürfte. Es wäre dann derselbe Name, den der bekannte Barbarenführer zu Stilicho's Zeit trug und der in vollständigster Form Uradagaisus lautete.

2) Wie die officiellen Stimmen solche Maßregeln betrachten, d. h. wie sie von den Lenkern des römischen Staates selbst betrachtet wurden, lehrt Eumen. l. c. Inde est igitur, Imperator, pax ista qua fruimur. Sciunt posse se Franci transire Rhenum, quos ad necem suam libenter admittas; sed nec victoriam possunt sperare, nec veniam. Quid ipsos maneat ex regum suorum cruciatibus metiuntur. — Ubi nunc est illa ferocia, ubi semper infida illa mobilitas? — Doch leuchtet selbst aus den weihrauchduftenden Worten des Redners eine andere Ansicht durch, die auch nach dem, wie die Römer den deutschen Charakter hatten kennen lernen, zu sehr bei nur einigermaßen nüchternem Nachdenken sich aufdrängte und deren Richtigkeit in dem weiteren Verlauf der Geschichte eine für die Römer so verhängnißvolle Bestätigung fand: l. c. Cap. X.: non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras.

Schlachtfelde liegen, sondern anständig wie die Römer bestatten ließ. Es war sonach in diesem einen bestimmten Falle, wie überhaupt in dem ganzen Verhältniß der Römer zu den Deutschen, das, was sonst als unerhörte Härte nach den Begriffen des bei den Römern und Barbaren gleich geltenden Kriegsrechts erschien, zur Regel geworden, und die frühere Regel wurde als nicht genug zu preisende, im Grunde nicht einmal wohl angewandte ausnahmsweise Humanität[3]) angesehen.

Art der römischen Friedenspolitik.

Ebenso sehr wie durch ein consequentes Schreckenssystem mit Hülfe der Waffen hatte die römische Politik von Anfang an durch andere Mittel ihre Feinde zu verderben versucht, indem sie sie auf diplomatischem Wege umgarnte oder aus den Wurzeln des heimatlichen Daseins durch Verlockungen aller Art zu reißen trachtete. Lange Zeit, namentlich so lange Tiberius entweder in Deutschland selbst die gesammte römische Politik gegen Deutschland leitete oder von Rom aus die Oberleitung in Händen hatte, waren damit größere Erfolge erzielt worden, als auf dem Schlachtfelde. Es gelang eine ganze Reihe von dauernden Friedens- und Schutzverträgen mit einzelnen deutschen Völkern zu schließen, die sich, wie z. B. der mit den Batavern, wenn andere begünstigende Umstände, vor allem die Grenznachbarschaft mit römischen Provinzen, hinzukamen, selbst in gefährlichen Situationen bewährten und die Kraft zahlreicher und kriegstüchtiger Völker den Römern gegen ihre Stammesgenossen zur Disposition stellten. Anderwärts wurde durch die römische Diplomatie wenigstens momentan oft in den gefährlichsten Krisen die Kraft eines oder mehrerer Volksstämme paralysirt, wenn auch später wieder Feindschaft und Krieg als Normalzustand eintrat. Es gab kaum irgend einen deutschen Stamm, der nicht den Römern als Object der schlauesten diplomatischen Operationen

---

3) In kurzen Zügen giebt Eumenius ein Bild der damaligen Kriegsführung, indem er einen Ueberfall der Bructerer durch Constantin erwähnt. Gerade die Kürze der Darstellung giebt ihr etwas für die ganze Zeit typisches und verstärkt ihren Eindruck: l. c. XII. Caesi igitur innumerabiles, capti plurimi. Quidquid fuit pecoris, captum aut trucidatum est. Vici omnes igne consumpti. Puberes qui in manus venerant, quorum nec perfidia erat apta militiae, nec ferocia servituti, ad poenas spectaculi saevientes bestias multitudine sua fatigarunt. — Die Veranstaltung des gemeinsamen Begräbnisses aller bei Argentoratum Gefallenen erwähnt Amm. M. XVII, 1.

diente, und die Mittel, die dabei angewandt wurden, waren von selbst recht eigentlich zur innerlichen Auflösung des Nationalgeistes und der Nationalkräfte geschaffen. Der durch große Erfolge genährte Ehrgeiz einzelner Familien oder ganzer Geschlechter, besonders aber der Kriegsruhm oder Reichthum ausgezeichneter Individuen, ihre Habsucht und Genußsucht, der Haß, der sich ebenso wie die Liebe traditionell innerhalb derselben Kreise fortpflanzte — auf alles dieses wurde zugleich speculirt, und häufig gelang es, damit so große äußerliche Erfolge zu erzielen, daß entweder unmittelbar oder mittelbar durch römischen Einfluß im Innern der einzelnen Stämme der alte schon von selbst gelockerte politisch-familienhafte Zusammenhang durch neue Usurpationen gänzlich über den Haufen geworfen und damit zugleich, weil das Alte meist nicht ganz beseitigt werden konnte, ein Keim zu fortwährenden inneren Kämpfen und zu einem eigentlichen Untergang des einzelnen Volkes, auf welches die römischen Machinationen einmal gewirkt hatten, gelegt ward. Auf diese Art zerstörte sich das cheruskische Volk schon während des ersten Jahrhunderts so, daß es für immer dem Untergang verfallen schien, insbesondere da auch die anderen Stammesfeinde der günstigen Gelegenheit wahrnahmen.[4] Zwi-

4) Bekannt ist, wie bis in die eigene Familie des Arminius die römischen Intrignen Eingang fanden. Sein Bruder, dessen römischer Name Flavius oder Flavus (denn es ist nicht, wie Wackernagel Ztsch. f. d. A. II. 558 thut, anzunehmen, daß dies ein deutscher Name sei) schon genugsam seine Stellung bezeichnet, war in Rom eingebürgert. Es gelang den Römern mit Hülfe einer ihnen ergebenen Partei, nicht nur auswärtige Völker fortwährend auf die Cherusker zu hetzen, sondern sie auch durch innere Kriege so zu zerfleischen, daß schon um das Jahr 46, nach Tac. Ann. XI., fast niemand von dem alten Königsstamm mehr übrig war, d. h. aus dem vornehmsten Geschlechte unter den verschiedenen, die an der Spitze der einzelnen Abtheilungen des Volkes standen, als Italus (nicht Italicus, der von Tac. Hist. III, 5 u. 21 erwähnte suevische, d. h. quadische Fürst und Bundesgenosse des Vespasian), der Sohn jenes Flavius. Durch die Intriguen der römischen Partei gelang es wirklich ihn zurückzurufen. Er kam zurück mit römischem Geld und römischer Leibwache, aber seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Er mußte zu den Longobarden fliehen und führte von da aus einen Räuberkrieg gegen die Cherusker, der diesen nicht wenig schadete. Ann. XI, 17. Kurz darauf erlag das Volk, das innerlich durch die römische Politik so geschwächt war, den Angriffen seiner alten Stammesfeinde, der Chatten, deren Haß sich namentlich durch die zeitweilige Unterthänigkeit der Cherusker unter die römische Politik gesteigert zu haben scheint,

schen den einzelnen deutschen Völkern diente vor allem der römischen Politik der alte, meist schon in das Dunkel der Vorzeit und in die Stammesmythen verwebte nachbarliche Haß trefflich, und das System, ein Volk auf das andere zu hetzen, oder für das durch den Sieg etwa gestärkte sogleich einen schwächenden Gegner in Bereitschaft zu haben, war bis in alle Einzelheiten von der römischen Politik mit einer Kenntniß der Verhältnisse, der individuellsten Vorgänge des germanischen Lebens ausgebildet, die uns die wichtigsten Aufklärungen über deutsche Zustände geben könnte, wenn sie uns im einzelnen überliefert worden wäre, denn nach der geheimnißvollen Natur solcher Operationen sind meist nur ihre Resultate ersichtlich geblieben.

Es galt überhaupt von Anfang an als Grundsatz der römischen Politik, daß man den Barbaren eben so wenig allgemeine Humanität wie besondere Treue in der internationalen Verbindung schuldig sei. Auch hier galt jedes Mittel, wenn es nur zum Ziele führte, als erlaubt, und Treubruch aller Art wurde begangen, sobald man ihn für nützlich hielt. Namentlich galt es später, als die kriegerischen Operationen den Charakter von vereinzelten Ueberfällen im großen Styl annahmen, für einen besonderen Triumph der römischen Geistesüberlegenheit und politischen Bildung, wenn man ein Volk durch diplomatische Manöver so lange berücken konnte, bis der geeignete Augenblick gekommen schien, wo es durch einen raschen Schlag für immer aus der Zahl der Feinde verschwinden sollte.

Resultate beider für die äußere Wehrkraft der deutschen Stämme.

Alles dies vermochte freilich weder die physischen, noch die geistigen Widerstandskräfte der deutschen Stämme zu brechen. Alle Vernichtungszüge der Römer, alle jene scheinbar vollständigen Siege, wenn sie einmal durch eine besonders gelungene Metzelei ihre Rechnung mit irgend einem der feindlichen Stämme geschlossen zu haben wähnten, hatten keinen anderen Erfolg, als daß wie aus der Erde her-

---

Ann. XII, 28. Zu Tacitus Zeit war die Kraft des cheruskischen Volkes durch diese inneren und äußeren Feinde vollständig gebrochen, Germ. 36, nur widerspricht die dort sich findende Sentenz über den Untergang der Cherusker durch nimiam et inertem pacem Tacitus eigenen oben angeführten Nachrichten über die inneren und äußeren Kriege des Volkes während der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts.

vor immer neue Schaaren von noch kräftigeren, kriegstüchtigeren und erbitterteren Feinden hervorwuchsen. Es schien, als wenn die alte Sage von dem erdgeborenen Gott, dem Stammvater des ganzen deutschen Volkes, jetzt immer von neuem wieder zur Wahrheit würde, denn je blutiger die römischen Kriege wurden, je mehr auf deutscher Seite in offener Feldschlacht, wo so oft Tausende auf einmal aus einem Stamm den Tod fanden, oder sonst durch das römische Schwert fielen, oder durch die Gefangenschaft ihrem Volke entrissen wurden, desto zahlreicher waren die Streithaufen, die den Römern nach kurzer Zeit wieder im Felde die Spitze boten. Die ungeheuren Verluste an Menschen, die sich daneben noch durch die immer mehr einwurzelnde Sitte, Solddienste bei den Römern zu nehmen, erhöhten, ersetzten sich so schnell, daß man keine Lücke wahrnehmen konnte, so groß war die physische und psychische Kraftfülle des Volkes, die den Abgang nicht blos zu decken, sondern sogar einen Ueberschuß hervorzubringen vermochte. Es ist nichts schwieriger, als nach gelegentlichen Andeutungen, wie sie über die Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands jener Zeit vorliegen, statistische Thatsachen constatiren zu wollen, aber es scheint nach umsichtiger Erwägung und Vergleichung der römischen Berichte im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als wenn sich in der Zwischenzeit die Gesammtsumme der deutschen Bevölkerung mehr als verdoppelt hätte, trotz des progressiven Abgangs, namentlich seit dem dritten Jahrhundert, wo in früher unbekannter Weise zahlreiche Haufen fast aus allen deutschen Stämmen entweder mit Gewalt oder durch Unterhandlungen in römischen Kriegs- und Staatsdienst traten.[5])

In gleichem Verhältniß war die psychische Widerstandskraft gewachsen, so gewachsen, daß die Römer selbst nach und nach einzusehen begannen, daß nur ein Wunder sie selbst vor dem Untergange durch das Schwert der von ihnen anfangs so verachteten Barbaren retten könnte, daß sie seit dem vierten Jahrhundert mehr für

---

5) Wie wohl die Römer dies in späterer Zeit bemerkten, geht aus Amm. XXVIII, 5 hervor, wo das, was dort zunächst von den Alemannen gesagt wird, uf alle deutschen Stämme bezogen werden darf: Immanis enim natio jam inde ab incunabulis primis varietate casuum imminuta, ita saepius adulescit, ut fuisse longis saeculis aestimetur intacta.

Hinausschiebung des unvermeidlichen Untergangs als um dauernde Abwehr kämpften, denn an Besiegung und Unterwerfung dachten sie ohnehin nicht mehr, so sehr sie auch in ihren officiellen Bulletins noch immer die alten Phrasen festhielten, gleichsam als Trost für die angstvolle Gegenwart, wie auch die panegyristische Geschichtschreibung der Zeit im ganzen noch den alten Ton der Siegesgewißheit anzustimmen pflegte.

Ein solcher Aufschwung der physischen und geistigen Kräfte, wie er sich bei den deutschen Stämmen vorfand, war naturgemäß zunächst nach der einen Seite hin, der äußeren kriegerischen Bildung und kriegerischen Gewöhnung, gerichtet. Damit allein waren, ohne daß irgend ein bestimmtes System dabei zu Grunde gelegen hätte, die großen Resultate im Kampf gegen Rom gewonnen worden. In Folge davon war es bis zum vierten Jahrhundert schon so weit gekommen, daß die Römer nicht mehr wie in den ersten Zeiten des Kampfes die physische Ueberkraft des einzelnen deutschen Kriegers, den Todesmuth, der alle ziemlich auf gleiche Weise beseelte, anerkennen mußten, aber daneben doch noch mit nicht unbegründeter Geringschätzung von der ganzen Kriegsführungsweise der Deutschen bis herab zu ihrer ungenügenden Bewaffnung, die zu Tacitus Zeiten nicht einmal des Hauptstoffs, des Eisens, sich bedienen konnte, sprechen durften. Damals war es die Unzugänglichkeit des Landes, die Wälder, Sümpfe und Flüsse, der Mangel an Vorräthen, die herbe Strenge und rauhe Unbeständigkeit des Klima's, die sie als die Hauptgründe der ungenügenden Resultate ihrer großen militairischen Operationen in Deutschland angeben konnten. Jetzt waren die Deutschen, ohne ihre schon sonst furchtbaren kriegerischen Eigenschaften aufzugeben, den Römern in Bewaffnung, Taktik und beinahe auch in Strategie, so weit sie sich nach der Art des damaligen Kriegs entfalten konnte, gewachsen. Ohne die römische Bewaffnung anzunehmen, hatten sie sich ihre Hülfsmittel für ihre Bedürfnisse zu eigen zu machen verstanden. Sie fochten noch mit ihren nationalen Waffen, die Franken mit ihrem Wurfbeil, das auch nach ihnen benannt ist[6]), die Sachsen mit

---

6) Ueber den Zusammenhang des Namens Sachsen mit der charakteristischen Waffe des Volks besteht kein Zweifel. J. Grimm hat, auf diesen Zusammenhang gestützt, G. d. d. Sprache II, 612, noch weiter rückwärts die Iden-

ihrem breiten Schlachtschwerte, wie sie es von jeher gewohnt waren, aber die Waffen waren in demselben Maße furchtbarer ge-

---

tität dieser Bezeichnung mit dem Namen Cherusker erwiesen, die Zeuß p. 105 u. 150, obgleich er richtig auf die so nahe liegende Deutung beider Namen gekommen war, doch noch nicht in Zusammenhang mit einander gesetzt hatte. Nur ist freilich damit immer noch nicht vollständig sicher erwiesen, ob das Volk von seiner Waffe oder die Waffe von dem Volke genannt wurde, obgleich in diesem Falle die erstere Annahme näher liegt, weil sahs an und für sich allgemeines Appellativum für ein ursprünglich aus einem geschärften Stein bestehendes größeres Messer gewesen zu sein scheint, und heru nach seiner Wurzelbedeutung (z. B. = gr. κείρω) auch die Bedeutung Werkzeug zum Schneiden gehabt haben muß. Mit dem Namen Franken mag es sich anders verhalten. Die spätere Bezeichnung für die Nationalwaffe ist Francisca sc. bipennis, und sie wird geradezu identifieirt mit den secures, die von den Lictoren getragen wurden, s. Du Cange s. v. Francisca u. Francisci. Ueber äußere Form und Gebrauch sind wir vollständig unterrichtet, und es ist jedenfalls ein unendlicher Abstand von der alten framea des Tacitus, Germ. 6, ein Name, der ausdrücklich von ihm als deutsches Wort aufgeführt wird: vel ipsorum vocabulo frameas, und als eine mit kurzer Eisenspitze versehene Lanze beschrieben wird. Die Aehnlichkeit liegt nur darin, daß diese frameae auch für den Kampf in der Nähe, wie als Wurfgeschoß in die Ferne dienten, gerade wie die bipennis francisca, deren Furchtbarkeit besonders in dieser letzten Anwendung bestand. Für framea wird es wohl bei der von Müllenhoff Ztsch. VII, 383 gegebenen Erklärung sein Bewenden haben, der das Wort mit dem Stamme fram in Verbindung setzt. Es wäre also die Bedeutung des für die Ferne wirksamen Geschosses durch die Sprache hervorgehoben. Andere Erklärungsversuche machten W. Wackernagel, s. Ztsch. II. 558 und J. Grimm, Ztsch. VII, 470. Beide leiten den Namen Franci davon ab, so daß eine Deminutivform Framicho wie neben Sahso Sahsiko anzunehmen wäre, und Franke, der die bipennis, die frühere framea Tragende hieße, wie Sachse der Schwertträger, und zwar grammatisch mit mehr Recht, als Sahso den Schwertträger bedeuten soll. Aber der Widerspruch in der Form und Art der Waffe, der Unterschied zwischen framea und francisca, die ein ganz anderes Werkzeug geworden ist, läßt sich nur durch die unstatthafte Conjectur beseitigen, daß aus der framea mit der allerdings erweislichen Ausbildung der Kriegshülfsmittel etwas ganz anderes, aus dem Wurfspieß ein zweischneidiges Streitbeil geworden sei, und daß dabei diese Waffen den alten Namen behalten haben, während doch neben den Beilen auch Wurfspeere als Hauptwaffen der Franken erwähnt werden und Chifflet in der Anast. Childerici ausdrücklich erwähnt, daß in Childer. Grab neben dem Schlachtbeil auch eine framea, d. h. eben ein zum Kampf in die Nähe und Ferne geeigneter Speer sich gefunden habe. Auch ist es nicht zu übersehen, daß die Waffe wenigstens bei den Deutschen selbst immer in abgeleiteter adjectivischer Form von dem schon zum nomen proprium gewordenen Volks-

worden, wie ihre Träger. Ja es hatte sich das Verhältniß gegen früher beinahe umgekehrt; die römischen Legionen bequemten sich jetzt, die Kampfesart der Barbaren zu erlernen, und die Tradition der römischen Kriegskunst ging darüber mehr und mehr zu Grunde. Offenbar trug dazu viel bei, daß die Deutschen selbst als Miethstruppen bald den Hauptbestandtheil der römischen Heere bildeten und natürlich gerne bei ihrer gewohnten Kampfart und Bewaffnung blieben; aber wären auch die römischen Heere des ersten Jahrhunderts eben so stark mit Barbaren gemischt gewesen, das römische Selbstbewußtsein jener Zeit hätte es nimmermehr ertragen, gerade darin, worauf sich mit Recht sein größter Stolz gründete, womit es die Welt überwunden hatte, in der Kriegskunst, so ohne weiteres bei den Barbaren in die Schule zu gehen.

Für die sittlichen Eigenschaften der Deutschen.

Wenn sich die römische Kriegsführung mit innerer Nothwendigkeit zu einer größeren Wildheit steigerte, so war es nur eine natürliche Folge davon, daß auch die Deutschen ihrerseits es den Römern gleich zu thun suchten. Jene heimtückischen Niedermetzelungen waffenloser Massen, eingeleitet durch den schwärzesten Verrath, jenes System der unerhörtesten Gewaltthätigkeiten und das Verleugnen aller Menschlichkeit konnte nur entweder den Geist des Volkes, auf das es seine Wirkungen durch Jahrhunderte äußerte, brechen und in dumpfer Resignation zur Knechtschaft zwingen, oder es zu grenzenloser Erbitterung reizen, die in ihren Ausbrüchen durch ein viel gewaltiger angelegtes Naturell und durch die Ungebrochenheit des Barbarenthums, aus der sie herausquollen, eine dämonischere, furchtbarere Gestalt annahmen, als alles, was

---

namen Francus gebildet wird, während, wenn die Grimm-Wackernagel'sche Conjectur richtig wäre, eher Franca die Waffe, Francisci die Franken bezeichnen müßte, selbst wenn man die nicht zu beweisende Mittelform Framecho und Framicho festhalten wollte. — Daß die agſ. Sprache den Wurfspeer oder eine andere Wurfwaffe mit france bezeichnet, beweist nichts, weil man erst nachweisen müßte, daß die Sachsen auch das Wort framea im Gebrauch gehabt hätten. So wird man annehmen müssen, daß der Name blos von der fränkischen Waffe übertragen ist, ebenso wie das spätere und seltnere nord. frakka. Beide sind unmittelbar aus den noch immer seine ursprünglich adject. Kraft bewahrenden Francus, dem Volksnamen, abgeleitet. So wird es also bei der uralten Deutung des Namens Francus = liber sein Bewenden haben, die übrigens auch neulich von Grimm, Gesch. d. d. Sprache II, 660, adoptirt worden ist, und die Waffe ist hier nach dem Volke genannt, nicht das Volk nach der Waffe, was auch viel natürlicher ist.

die Römer aufzubieten hatten. Schon die Niedermetzelung der vornehmsten römischen Gefangenen nach der Niederlage des Varus vor den Altären der einheimischen Götter offenbart eine wilde Unheimlichkeit der nationalen Erbitterung, die auf die damaligen Römer ihres Eindruckes nicht verfehlte. Und doch war gerade in diesem Falle noch die Wildheit des individuellen Naturells durch das Hereinziehen der allgemeinen Elemente des nationalen Cultus, die den Einzelnen beherrschten, so sehr gebändigt.

Allmählig wurden die Kriegszüge der Deutschen auf römisches Gebiet nur das Gegenstück zu den römischen Expeditionen; dieselben Scenen der Verwüstung und der erbarmungslosesten Grausamkeit spielten hüben wie drüben, und die Systematik in dergleichen, die den Deutschen anfangs nicht geläufig war, scheint sehr bald von ihnen erlernt worden zu sein. An und für sich lag bei aller natürlichen Rohheit und Gewaltsamkeit des Barbarenthums, die bei den Deutschen im vollsten Maße vorhanden war, doch nicht eine eigentliche Neigung zur Zerstörung als solcher oder ein wirklicher Blutdurst, noch viel weniger ein Zug von raffinirter Grausamkeit in der Anlage des nationalen Charakters. Wenn auch die in offener Feldschlacht gemachten Gefangenen zum Theil den Göttern als Sühnopfer fallen mußten, so waren dies doch verhältnißmäßig nur wenige und das Loos der anderen gestaltete sich meist milder, als es selbst bei den civilisirtesten Völkern des Alterthums der Fall zu sein pflegte. Die Stellung der eigentlichen Knechte, die fast ohne Ausnahme aus der Beute der Kriegszüge hervorgingen, zeigte noch zu Tacitus Zeit die deutlichen Spuren einer gewissen Gemüthlichkeit und Weichheit der deutschen Art. Sie wurden noch immer als Theile der Familie betrachtet, und die kalte abstracte römische Auffassung, die in dem Unfreien nur eine Sache sah, war den Deutschen ganz ferne geblieben. Aber die späteren deutschen Kriegszüge bezweckten eben so wohl wie die der Römer zunächst nur möglichst umfangreiche Metzeleien, in zweiter Linie erst stand der Erwerb von Gefangenen, obgleich diese nach den Verhältnissen der Zeit in jedem Sinn die kostbarsten Gegenstände der Beute waren. Auch hier folgten also die Gewohnheiten der Deutschen dem römischen Vorbild Schritt für Schritt, denn auch die Römer thaten gelegentlich dem Schwerte Einhalt, um die erbeuteten Menschen zu verwerthen. Neben der einfachen und naiven Mordlust, die

eben wie die eines reißenden Thieres würgte, was in den Weg kam, und so roh und gewaltthätig als möglich, um möglichst schnell zu ihrer Befriedigung zu kommen, stellte sich übrigens allmählich auch noch ein Hang zu raffinirterer Befriedigung desselben Triebes, eine eigentliche Lust an der Qual der Opfer ein. Die kalte Grausamkeit der Franken, der Vandalen, der Alemannen, war keineswegs bloße römische Fiction. Wenn sie auch dem Volksgeiste aufgenöthigt wurde, und wenn sie auch nur sehr ausnahmsweise vorkam, was sich aus den römischen Berichten freilich nicht entnehmen läßt, die auf eine leicht erklärliche Weise alle bösen Eigenschaften ihrer Feinde möglichst generalisiren, so war sie eben doch ein Charakterzug geworden.

Wie in der Grausamkeit, so waren die Deutschen auch in der Heimtücke, im Verrath, in der Arglist, Wortbrüchigkeit und in allen den sittenlosen Mitteln, die römische Gewaltthätigkeit gegen sie anwandte, gelehrige Schüler der Römer. Noch Tacitus konnte dem deutschen Volk im allgemeinen und namentlich auch im Benehmen gegen Feinde eine gewisse Ehrlichkeit und Geradheit des Wesens zusprechen[7]); die späteren römischen Berichte schildern den Cha-

---

7) Tacitus bekannte Worte Germ. 22.: Gens non astuta neque callida müssen zu Recht bestehen, selbst wenn aus den geschichtlichen Vorgängen der damaligen Zeit sich für einzelne Fälle in der That das Gegentheil erweisen läßt. Sie gelten natürlich nur in der Praxis für den Verkehr unter sich, denn gegen die Feinde ist so ziemlich alles erlaubt, was man zu ihrem Schaden thun kann. Diese Tugend der Geradheit und Ehrlichkeit entspringt hier wie die anderen, z. B. die Gastfreundschaft, die Treue u. s. w., aus dem vollen noch ungestörten Behagen des Volkes an sich selbst, aus dem Bewußtsein der Kraft und Stärke, die Schleichwege zur Erreichung ihres Zieles verschmäht, weil sie sich mit der Manneskraft nicht vertragen, aber keineswegs, wie wohl kaum zu bemerken nöthig ist, aus einer wirklichen Sittlichkeit des Einzelnen oder der Gesammtzustände, höchstens aus einem gewissen Instinct für das Sittliche. Weil sie nicht in wirklicher Sittlichkeit wurzelte, konnte sie später, trotz jener günstigen Anlage des Volksgeistes, durch geschichtliche Einflüsse ganz verdrängt werden und in ihr Gegentheil umschlagen, so daß in der Charakteristik der Barbaren des vierten und fünften Jahrhunderts perfidia mit Recht als dominirendes Laster fast bei allen obenan steht. Salvianus z B. konnte ganz mit Recht von den Franken seiner Zeit sagen: si pejeret Francus, quid novi faciet, qui perjurium ipsum sermonis genus putat esse, non criminis (De Gub. Dei IV, 14) oder die eigene Gesetzgebung eines deutschen, dem Namen nach christlichen Staates aus dieser Zeit: quia in diversis causis prae facilitate plurimos referre falsa

rakter von dieser Seite her mit den schwärzesten Farben, und gewiß mit Recht, nur vergaßen sie die Ursachen, welche diese Aenderung herbeigeführt hatten. Der Mangel an Treue und Glauben bei den Barbaren galt dann wieder den Römern als beliebter Entschuldigungsgrund für die unerhörte Grausamkeit, die sie gegen die deutschen Feinde in Anwendung brachten[8]), und er schien so eingewurzelt, daß die römischen Berichte des fünften Jahrhunderts mit Recht sagen durften, wenn auch die einzelnen deutschen Stämme sich sonst durch mancherlei in ihren Charaktereigenschaften unterschieden, indem jeder seine eigenthümlichen Laster habe, so sei doch die Treulosigkeit allen gemeinsam, gewissermaßen die Grundlage ihres ganzen Wesens. — Natürlich entfalteten sich diese Eigenschaften mit einander nicht blos in den Kriegen gegen die Römer: jeder andere Feind wurde mit denselben Mitteln bekriegt, die man von den Römern gelernt hatte und wieder gegen die Römer in Anwendung brachte. So herrschte jetzt in den durch den directen und indirecten Einfluß der Römer so vermehrten Kriegen der einzelnen Stämme unter einander, in den Revolutionen innerhalb der Stämme selbst die nämliche Erbarmungslosigkeit, die nämliche Verbitterung, dieselbe Treulosigkeit, und zwar mit unumgänglicher Nothwendigkeit, weil jeder von dem anderen doch einer solchen Behandlung gewärtig sein mußte, auch wenn er sie nicht selbst zuerst gegen den anderen in Anwendung bringen wollte.[9])

---

cognovimus, qui postea ad probandum quae retulerunt, cum damnis suis timent, etiam sponte se conflictui (d. h. dem Gottesgericht) exponunt, und diesem Uebel blos durch schwere Geldstrafe, die der Gesammtheit der Zeugen, aus deren Mitte einer falsch geschworen hatte, auferlegt wurden, abhelfen zu können vermeinte: ut quos non punit necessitas damna feriant ad vindictam: quo facilius in posterum ne quis audeat propria pravitate mentiri. L. Burg. Tit. LXXX.

8) S. oben Anm. 2 die aus Eumenius citirte Stelle.

9) Das erste auffallende Beispiel der durch gesteigerten Stammeshaß gesteigerten Grausamkeit der Deutschen in ihren inneren Kriegen ist das Verfahren der Hermunduren gegen die Chatten in dem Krieg um die Salzquellen, deren Besitz, was nicht übersehen werden darf, aufs innigste mit religiösen Vorstellungen verwachsen war und deshalb Gegenstand eines größeren Fanatismus als andere Güter mit Recht sein konnte, wie Tacitus ausdrücklich berichtet eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a diis nusquam propius audiri. Beide hatten gegenseitig die ganze lebende Kriegsbeute dem Opfertod geweiht: Quia victores diversam aciem Marti ac Mercurio sa-

Umänderung der Einfachheit des deutschen Lebens.

Diese rücksichtslose Entfaltung der ärgsten Consequenzen des Krieges, unbekümmert darum, ob sie die fremden oder stammverwandten Feinde traf, mit ihrer unheimlichen Düsterkeit, diese Entfesselung der rohesten Ausbrüche der persönlichen Kraft und des Trotzes auf sie, der, so lange der Arm das gute Schwert nur noch führen konnte, so zu sagen an dieses als an die höchste Macht glaubte, daneben der aus denselben Veranlassungen entstandene Untergang der alten, trotz ihrer mehr instinctiven als eigentlich sittlichen Grundlagen so schätzenswerthen Charaktereigenschaften der Treue, Geradheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit Fremden und Landsleuten, stand aber nicht einmal so allein und unvermittelt da. Nicht blos um des Kampfes selbst willen oder auch zur Befriedigung des wilden Rach- und Blutdurstes wurden die dämonischen Kräfte in Bewegung gesetzt, sondern auch im Dienste noch niedrigerer Leidenschaften. Die deutschen Stämme zur Zeit des Tacitus führten den Krieg im ganzen um des Krieges willen, und man kann sagen, es sind wesentlich geistige oder ideale, wenn auch durchaus roh barbarische Motive, die sie dazu treiben. Die Bethätigung der Manneskraft des Einzelnen und der Gesammtheit, der Stolz und die Ehre in der beschränktesten Fassung dieses Begriffes, die Rache für wirkliche oder ver-

---

cravere, quo voto equi, viri, cuncta victa occidioni dantur. Tac. Ann. XIII, 57. Der Zusatz quo — dantur giebt zu erkennen, daß es nach einer allgemeinen Volkssitte geschah, die wohl nur noch nie gegen verwandte Stämme, sondern immer nur gegen Fremde in Anwendung gebracht wurde. — Von da ab steigert sich die Grausamkeit in den inneren Kriegen, bis sie am Schluß der Völkerwanderung ihren Gipfel erreicht. Am grausigsten tritt sie hervor in der Schilderung, die der König Theodorich den Franken, seinem Volke, von einem Einfall der Thüringer in das fränkische Land entwirft: Greg. Tur. III, 7. — recolite Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse ac multa illis intulisse mala — omnem substantiam abstulerunt, pueros per nervum femoris ad arbores appendentes, puellas amplius ducentas crudeli nece interfecerunt ita ut ligatis brachiis super equorum cervicibus, ipsique acerrimo moti stimulo per diversa petentes, diversas in partes feminas diviserunt. Aliis vero super orbitas viarum extensis, pedibusque in terram confixis, plaustra desuper onerata transire fecerunt, confractisque ossibus, canibus avibusque eas in cibaria dederunt. Wenn dies auch übertrieben sein mag, so sieht man doch, was nach der Vorstellung dieser Zeit im Kriege unter Landsleuten und Grenznachbarn möglich geworden war.

meintliche Beleidigungen, endlich auch die Nothwendigkeit, sich der nach ihrer Meinung unverschuldeten Angriffe der Römer oder der Nachbarn zu erwehren, dies war es, was damals noch genügte, um das Schwert zu ziehen. Gab der Krieg daneben auch noch Beute, so erhöhte das die Lust am Sieg, vielleicht auch den Reiz zum Kampf, aber die Beute selbst stand doch noch außerhalb der Combination, die zunächst zu dem Kampfe veranlaßte. Begreiflich wird diese Haltung, wenn man sieht, wie sich das Leben der Deutschen im ganzen noch mit den einfachen materiellen Hülfsmitteln begnügte, wie sie von unvordenklicher Zeit ihm genügt hatten. Nur hier und da bricht schon in jener Zeit, aber nur vereinzelt, ein gewisses Ungenügen an dieser barbarischen Einfachheit und Armuth durch: einige Genüsse der Civilisation, der Wein z. B., haben schon ziemlich weite Verbreitung gewonnen.[10]) Das Geld, früher in seiner wahren weltbeherrschenden Bedeutung unbekannt, wird mehr und mehr als unentbehrliches Hülfsmittel zur Freude und zum Genuß des Lebens erkannt; aber mit rührender Naivetät stehen noch Züge daneben, wie der, daß selbst diejenigen deutschen Stämme, die nach seinem Besitze strebten, die größeren Silbermünzen für kostbarer hielten, als die kleineren Goldmünzen.[11])

Geänderte Ziele des Kampfes.

Nach und nach wurden den Deutschen die Genüsse der römischen Civilisation förmlich aufgedrungen, einmal durch die rastlose Handelsthätigkeit der Römer, die, um nur einen Markt für ihre Producte zu finden, sich wie der heutige Welthandel allen Gefahren aussetzte, dann durch die unzähligen Fälle, wo die Deutschen selbst in unmittelbare Berührung mit der römischen

---

10) Was Cäsar zunächst von den Sueven seiner Zeit sagt B. G. IV, 2, vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur gilt wohl überhaupt von den damaligen Deutschen. Zu Tacitus Zeit war dies schon anders geworden: Germ. 23 proximi ripae et vinum mercantur, und im fünften Jahrhundert ist Wein bereits ein allgemeines Getränk, das die einheimischen, wenn auch nicht ganz verdrängt, so doch sehr beschränkt hat.

11) Zu Tacitus Zeit: Germ. 5 quamquam proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt, interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur.

raffinirten Civilisation gerathen waren. Sie bürgerten sich vollständig ein und wurden in dem Maße unentbehrlich, daß man nicht mehr zu der früheren Armseligkeit zurückgehen konnte. Jetzt erst trat in den Deutschen der alte verhängnißvolle Drang nach dem Süden und Westen, der Heimat dieser kostbaren Dinge, die sich in den Vordergrund ihrer Wünsche und Leidenschaften gestellt hatten, aus seiner instinctiven Nebelhaftigkeit in die ganz bestimmte Form der Eroberungslust. Er ließ sich jetzt nicht mehr durch den, trotz aller Ausdehnung doch so sehr behinderten Handelsverkehr, auch nicht durch gelegentliche Beutezüge in die römischen Grenzlandschaften oder auch bis in das Herz des römischen Reichs, nach Italien, wie es die Markomannen schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts mit Glück versucht hatten, befriedigen: er wurde so unersättlich, daß er nach dem eigentlichsten, dauerhaftesten Vollbesitz der von der erhitzten Phantasie ins Unendliche verklärten Schätze strebte, deren dürftiger Abhub schon jetzt so entzückenden Genuß gewährte. Die Eroberung des goldenen Roms, der Weltstadt ohne gleichen, erschien als das große Ziel, für welches die Deutschen ihr Schwert erhoben, und nicht sowohl der Grimm gegen den römischen Namen, weil er der der Todfeinde war, als die Berechnung, daß die jetzigen Inhaber dieser Schätze ganz aus dem Wege geräumt werden müßten, wenn sie ganz und ungestört in die Hände der Sieger fallen sollten, war es, was den späteren Kriegs- und Vernichtungszügen den Stempel bestialischer Rohheit aufdrückte. Dies trieb hinwiederum die Römer, die sich nun in ihrer Totalität, nicht etwa blos als Vertreter der römischen Politik, sondern als Eigenthümer alles dessen, was ihre Feinde mit jedem Mittel sich zu erwerben bemüht waren, bedroht sahen, zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln der Abwehr.

Während sich also in einer früheren Periode die Fortbewegung der deutschen Völker nach Süden und Westen auf der von der Natur selbst vorgezeichneten Bahn mit instinctiver Langsamkeit vollzog, ohne daß sie sich ihres eigentlichen Zieles irgend bewußt gewesen wäre, trat jetzt der bestimmte Gedanke der Eroberung und Besitznahme des römischen Reiches mit erschreckender Klarheit in die Mitte der Gedanken der Deutschen und gab dem Kampfe, der schon so die düsteren Elemente eines Volks- und in gewissem Sinn auch eines Religionskrieges und der bloßen, in sich zügellosen

Vertilgungswuth vereinigte, erst vollständig seinen dämonischen Charakter.

Es gab allerdings auch noch einen anderen Weg zu dem Vollgenuß der Herrlichkeit Roms zu gelangen und auch er wurde, je mehr sich überhaupt die Sehnsucht darnach steigerte, je mehr diese ganze Wendung des Volksgeistes auf die innere und äußere Auflösung des bisherigen Verbandes des deutschen Lebens hinwirkte, immer häufiger eingeschlagen: es war der schon lange bekannte in römische Dienste zu treten, wo das, was man äußeres Glück machen nennt, fast unfehlbar erreicht werden konnte. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts wurden nicht blos die Heeresmassen aus Barbaren zusammengesetzt, sondern auch die höheren Stellen des Kriegs- und Staatsdienstes, die bis dahin noch meist in den Händen von Angehörigen des römischen Reichsverbandes geblieben waren, fielen ihnen immer häufiger zu. Immer höher stiegen jetzt die Barbaren empor, und damit eröffnete sich ihnen die Möglichkeit, die Genüsse der römischen Cultur rückhaltlos auszubeuten, was sie mit demselben wilden Ungestüm thaten, mit welchem sie auf dem Schlachtfelde zu fechten gewohnt waren. Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts konnten Emporkömmlinge dieser Kategorie, wie Magnentius und der Franke Silvanus [12]), alles Ernstes daran denken, die Hand nach dem römischen Purpur auszustrecken, und fast wären solche Versuche gelungen; von da ab bis zu dem nominellen Aufhören des weströmischen Reichs waren es fast ohne Ausnahme Deutsche, die an der Spitze des Staates zunächst als oberste militärische Gewalthaber in dem schon ganz wieder zu militärischer Dictatur herabgesunkenen Rom der letzten Jahrhunderte standen.

Aber den Massen der deutschen Völker blieb dieser Weg, so lockend auch seine Früchte sein mochten, doch verschlossen, nicht sowohl aus äußeren Gründen, als vielmehr aus einer förmlich providen-

12) Magnentius war, wie schon Spanheim (Observ. ad Julianum p. 219) bewiesen hat, aus deutschem Geschlecht, und in der gewöhnlichen Weise der Zeit als Kriegsgefangener in römische Dienste getreten. Wahrscheinlich war er ein Franke, ebenso wie sein eigentlicher Besieger Silvanus. Die wichtigsten Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bünau I, p. 796 u. f. in den Noten; desgleichen über Silvanus l. c. 793, der aus einer schon lange in römischen Diensten stehenden fränkischen Familie stammte.

tiellen negativen Zähigkeit ihres Nationalbewußtseins, wegen ihres ungebändigten Stolzes auf ihre barbarische Kraft und wegen des unvertilgbaren Hasses gegen alles Lebendige, was den römischen Namen trug. Ihnen blieb also nichts anderes übrig, als in der alten Weise mit dem Schwerte in der Hand sich den Weg zu den römischen Schätzen zu bahnen.

Die Widerstandskraft der Römer reichte nicht mehr aus, diesen auf so concrete Ziele gerichteten Drang der seit alten Zeiten dem römischen Reich grenznachbarlichen Völker, der Franken, Alamannen, Gothen und anderer, zurückzuweisen. Aber so viel wurde wenigstens erreicht, daß ihnen die Besitzergreifung der römischen Welt nur Schritt für Schritt und unter Strömen von Blut glückte. Freilich wurde dadurch der Stachel erst recht tief in die Seele der Deutschen gesenkt. Uebrigens beschränkte sich das Vorwärts-Drängen nicht auf die römischen Grenznachbarn. So wie diese in befriedigungsloser Hab- und Genußsucht ohne Bedenken von ihren heimatlichen Sitzen schieden, um das gelobte Land der Römer in Besitz zu nehmen, ebenso unaufhaltsam schoben sich andere Massen ihnen nach, oder zwischen ihnen hindurch, alle unwandelbar, wie der Magnet nach Norden weist, nach dem einen durch die erhitzte Phantasie ins maßlose ausgeschmückten Ziele gerichtet. So waren schon im vierten Jahrhundert die Burgunder von den Küsten der Ostsee an den Main und bald nach glücklicher Durchbrechung der Alamannen an die Spitze des Völkerkeils gelangt, der vom Oberrhein aus in das Herz von Gallien einzudringen versuchte.[13]) Wie viel in jedem einzelnen Fall außer dem selbständigen Willen der einzelnen Völkermassen auch unwillkürliche Veranlassungen, feindlicher Drang von außen, Zerspaltung von innen mitgewirkt haben, ist unseren Blicken entzogen. Aber gleichviel welche Veranlassung ursprünglich eine solche Bewegung hervorgerufen hatte, ihre Richtung wurde schließlich doch nur ein und dieselbe: sie strebte stets dem römischen Reiche zu.

Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts trat nun noch eine

---

13) Es genügt für die Burgunder auf Zeuß p. 133, 405 u. f., ebenso 402 Anm. zu verweisen. Auffallend ist es, daß z. B. noch in der neuesten Auflage von Leo's Universalgesch. II. (Mittelalter) die alte Fabel des Orosius als Wahrheit angesehen wird.

gewaltsame äußere Erschütterung ohne Gleichen durch den Einbruch der Hunnen in Europa und die damit in Verbindung stehende Völkerwanderung von der unteren Donau aus dazu. Die innerlich schon so gelockerten deutschen Stämme vermochten dieser gar nicht zu widerstehen und in dem Versuch, sich ihren Einwirkungen durch rasches Vorgehen nach Süden und Westen zu entziehen, erhielt ihr schon vorher für die Römer unaufhaltsamer Andrang seine volle Unwiderstehlichkeit, so daß jetzt in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von anderthalb Jahrhunderten Revolutionen im europäischen Völkerleben erfolgten, die selbst bei einer progressiven Zunahme der Angriffskraft auf deutscher und eben so progressiver Abnahme der Widerstandskraft auf römischer Seite, ohne die Dazwischenkunft dieses neuen Momentes noch auf lange Zeit hinausgeschoben werden konnten und dann jedenfalls einen minder gewaltsamen Verlauf genommen haben würden.

Innere Veränderungen im Volksleben.

Schon allein das Losreißen so großer Massen von ihrem heimischen Boden wäre hinreichend gewesen, die wichtigsten Traditionen der Vergangenheit, auf denen das äußere Leben und das innere Gleichgewicht der Gegenwart ruhte, zu verwirren, zu verwischen, ja gänzlich zu zerstören, ganz abgesehen davon, daß sich eine solche Trennung von der Heimat nur erst dann möglich machte, als jene schon geschilderten, allen Organismus auflösenden Einflüsse bereits allseitig Spielraum gewonnen hatten. Selbst wenn man sich denken könnte, was wohl niemals vorgekommen ist, daß eines der vorwärts drängenden Völker noch seine ganze Verfassung in ihrer ursprünglichen Naivetät aus seinen heimatlichen Grenzen mit in die Fremde habe nehmen wollen oder können, so wäre das bloße Verlassen des heimatlichen Bodens, mit welchem Mythus und Rechtsverhältnisse, die socialen Verbindungen der kleineren Gruppen, die Staats- und Militärverfassung und alle anderen denkbaren Beziehungen der Individuen unlösbar verwachsen waren, allein schon ein Bruch mit der ganzen Vergangenheit gewesen. Alles, was die Individuen bedingte und beschränkte, wurde dort zurückgelassen, die destructiven Momente, welche auf eine völlige Schrankenlosigkeit der Individuen hinarbeiteten, gingen mit in die neuen, so lange Zeit ganz und gar auch äußerlich schwankenden Verhältnisse über, und mußten sich natürlich unter solchen Umständen nur noch zügelloser entfalten.

Wenn schon früher die kriegerische Seite des deutschen Charakters auf Kosten der anderen hervorgetreten war, aber neben sich doch noch andere Elemente hatte dulden müssen, so geschah dies jetzt in ungleich größerem Maße. Sie beherrschte ausschließlich den Einzelnen wie alle Gesammtverhältnisse, und der ganze Zusammenhalt der an Zahl oft sehr angewachsenen Völkermassen beruhte allein auf dem Band einer mehr und mehr militärisch gewordenen Verfassung. Sie war natürlich weit von der straffen, die Selbständigkeit des Individuums vernichtenden Disciplin eines römischen Heeres entfernt: eine solche Zucht hätte sich das trotzige und schrankenlose Naturell der Deutschen nicht gefallen lassen; aber sie legte doch allein Werth auf die Stellung des Einzelnen in dem ganz gewaffneten Volke und nur nach diesem Maße wurde die Bedeutung der Einzelnen gemessen. Waren etwa auch die Nachkommen der alten Geschlechtshäupter eines Stammes noch im Besitz der höchsten Gewalt geblieben, so war dies nur deswegen geschehen, weil sie sich zugleich auch als erbliche Kriegsführer den ersten Platz zu bewahren gewußt hatten, nicht kraft ihres legitimen Anspruches, der höchstens nur in zweiter Reihe ihre Stellung befestigen half, aber sie nicht begründen konnte.

Die Substanz dieses kriegerischen Wesens hatte sich in gleichem Maße verändert. Die chevaleresken Züge der alten Zeit waren mehr und mehr daraus verschwunden. Sie vertrugen sich nicht wohl mit jenen Vernichtungskriegen, noch weniger mit der Habsucht und Genußsucht, die jetzt die Seele des Kampfes war. An ihre Stelle waren tückische Grausamkeit, entmenschte Härte, Treulosigkeit und Verrath getreten, kurz das vollständige Gegentheil der früheren lobenswürdigen Charakterzüge der Nationalität. Diese Eigenschaften durften ungezügelt gegen Fremde wie stammesverwandte Feinde walten, und damit verstand es sich von selbst, daß auch das innere Leben eines äußerlich verbundenen und gegen gemeinsame Feinde Front machenden Volkes nicht frei von ihren Einwirkungen blieb. Wie hätte die Zügellosigkeit des auf seine Kraft trotzenden Individuums auch hier eine andere Grenze anerkennen sollen, als die äußere Gewalt, die es selbst bei seinen Feinden respectirte? Der Begriff des Rechts und der Gemeinsamkeit der Interessen verlor so seine positive, fruchtbare Grundlage: als Ersatz dafür trat eine Art nothdürftigen, äußeren Rechtsschutzes ein, die

den Einzelnen durch schwere Strafen an dem, was ihm nächst dem Leben und der Freiheit jetzt das kostbarste war, an dem Eigenthum, von Uebergriffen gegen die anderen zurückschreckte, aber natürlich nicht selten dieses Zweckes verfehlte. Dies ist der Grundzug, der durch die sogenannten Volksrechte, so weit sie von den Einflüssen dieser Periode noch abhängig sind, hindurchgeht. Daher ihre so ins einzelne gehenden Bestimmungen für alle erdenkbaren Fälle von Gewaltthätigkeit und das außerordentlich hohe Strafmaß, was selbst für verhältnißmäßig unbedeutende Verbrechen der Art bestimmt ist.[14]) Es gab aber keinen anderen Nothbehelf, um ein Nebeneinanderleben solcher wilder Individualitäten möglich zu machen, die, weil sie doch noch eine Nothwendigkeit des gemeinschaftlichen Zusammenhaltes einsahen, weil sie fühlten, daß sie allein durch gemeinschaftlichen Kampf die römischen Schätze erobern, ihre eigenen neidischen Stammesgenossen und Nachbarn im Zaum halten konnten, sich theoretisch auch diese harte Beschränkung gefallen lie-

14) Wenn auch selbst die ältesten der sogenannten Volksrechte, die lex Salica und Burgundionum, von den Einflüssen des früher römischen Bodens, auf dem sie redigirt wurden, abhängig und insofern nur mittelbare Zeugnisse für die vor dieser Epoche liegende letzte Periode des Kampfes und Dranges sind, so läßt sich doch erkennen, daß die Strafansätze nicht auf einmal, nicht eben bei ihrer letzten Redaction diese enorme Höhe erreicht haben, sondern schon lange im Steigen begriffen gewesen sein müssen. Daß eine noch frühere Zeit sie nicht haben konnte, geht schon allein aus der Bedeutung hervor, die darin das baare Geld hat, welches an die Stelle der Naturalbußen der Vergangenheit getreten ist. Sie weisen auf einen relativen Ueberfluß des Volks an baarem Geld und eine vollständige Einführung in alle möglichen Verkehrsverhältnisse hin, wo jeder Gegenstand, der an und für sich in Handel kommen konnte, schon seinen ganz fixirten Preis hatte. Was die Höhe der Strafen betrifft, so erwäge man Tit. XVII. De vulneribus Leg. Salicae, Tit. XXVI. de excussis dentibus, Leg. Burg., wo XV, X u. V solidi für einen excussus dens angesetzt sind, also schon ein ganz anständiges Capital. Oft stehen auch in ursprünglichster Naivetät Strafbestimmungen gegen gewaltthätige Körperverletzung voran und zeigen damit schon, daß sie die häufigsten Fälle der ganzen strafrechtlichen Praxis bildeten, z. B. in d. L. Ripuar., Angl. et Wer., Frision., Saxonum. — Ueberhaupt sind diese älteren Volksrechte, in die die kirchlich politische Gesetzgebung noch nicht oder nur sehr wenig hereingezogen ist, fast nur aus Strafbestimmungen gegen äußere Vergewaltigung und Verletzung fremden Eigenthums zusammengesetzt, und während sie sonst so kurz und dürftig sind, sind sie hier mit einer reichen Fülle detaillirter Normen versehen, die am deutlichsten zeigen, wohin sich der Geist des Volks damals neigte.

ßen, aber freilich nicht so weit in der Herrschaft über sich selbst gediehen waren, daß sie auch in dem einzelnen praktischen Falle sich den Satzungen dieses vollständig äußerlichen Rechtes zu unterwerfen verstanden hätten.

Dies war auch die Zeit, in der aus den alten Eigenthumsverhältnissen heraus der letzte Schritt zur Begründung des individuellen Besitzes gethan wurde.[15]) War schon früher die Gemeinschaft des Grundeigenthums auf kleinere locale Verbindungen beschränkt worden, so wurde sie jetzt auch in dieser Beschränkung bei den meisten deutschen Völkern, die sich mehr oder weniger plötzlich aus ihrer Heimat gedrängt sahen und sich zum Theil so ferne von ihr mitten auf einem neuen Boden und schon fixirten Besitzverhältnissen gegenüber, wie die Gothen und andere südöstliche Völker in dem früher als römische Provinz cultivirten Dacien, die Burgunder und Alamannen in dem Gebiet der agri decumates, die Franken in den belgischen und germanischen Provinzen, fanden, unmöglich, weil ihr die gewohnte locale Basis fehlte. Die so individuell selbständig gefärbten Menschen dieser Zeit waren natürlich nicht geeignet, sie mit mancherlei Opfern für den Einzelnen wieder herzustellen: es schien zu der Selbständigkeit des Individuums auch ein vollkommen unabhängiger Besitz zu gehören, selbst wenn er, da ja immer noch als eigentliches Ziel des ganzen Vorwärtsdrängens eine umfangreichere Eroberung römischen Landes im Hintergrund stand, nur einstweilen als eine Art Abschlagszahlung festgehalten wurde.

Die Familie, die in ihrem strengen Zusammenhalt eine Art Gegengewicht gegen eine solche üppig wuchernde Freiheit des Individuums hätte gewähren können, wurde auch in den Strudel der allgemeinen Verwirrung hineingerissen. Zwar erhielten sich noch mitten unter der Rohheit dieses aufgestachelten Barbarenthums einige Reminiscenzen der alten Milde und Feinheit, welche die deutsche Auffassung aller dieser Verhältnisse von Anfang an charakterisirten. Das Bewußtsein, daß eine gewisse Selbstbeschränkung gegenüber dem schwächeren Geschlechte dem Manne gebühre, läßt sich noch aus dem hohen Rechtsschutz für die Frauen in den sonst so brutalrohen

15) S. o. p. 55 ff.

Volksrechten herauserkennen.[16]) Aber ebenso deutlich sieht man, wie es jetzt in der rohen Zeit nöthig geworden war, für ihre Sicherung vor allen möglichen Unbilden durch besondere Gesetze zu sorgen, während sonst die Sitte viel besser und kräftiger ihnen zur Seite gestanden war. Der Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern muß, wenn man die Andeutungen einer späteren Zeit erwägt, ebenfalls viel gelockerter gedacht werden, desgleichen die Verbindung durch die Blutsverwandtschaft in der natürlichen Familie, obgleich diese eigentlich noch die einzige organische Gliederung war, welche zwischen dem Allgemeinen und dem ganz losgelösten Individuum stand, und eben deswegen in rechtlicher und politischer Beziehung eine vergleichungsweise gegen früher gesteigerte Bedeutung erhalten hatte. Aber auch hier scheint sich, wenn man von den nach bestimmten Rechtsnormen firirten Rechten und Pflichten der Familienglieder in der Vermögenssuccession, in der Vertretung vor Gericht u. s. w. absieht, die eigentlich das Gemüth berührende Seite darauf beschränkt zu haben, daß jene die natürlichen Verbündeten des Einzelnen für und gegen äußere Gewaltthaten vorstellten. Daß auf ihnen namentlich die Verpflichtung der Blutrache ruhte, konnte als das Fundamentalgesetz für den ganzen Familienzusammenhalt jener Zeit gelten.

Ueberall markirt sich sonach in Haus und Familie die größere Härte und Rohheit der Charaktere. Man werfe nur einen Blick auf das Verhältniß zum Gesinde. Früher gestaltete sich dies als

---

16) Siehe darüber die Zusammenstellung RA. p. 404 u. f. Gewöhnlich haben sie die doppelte Buße in Anspruch zu nehmen. Aber es gehen auch hier die feinere Motive der Vergangenheit mit den rohesten Nützlichkeitsrücksichten der verwilderten Gegenwart durcheinander, z. B. wenn L. Ripuar., d. h. in dem Volksrechte, das unter allen auf die größte Verwilderung der Zustände schließen läßt, ein Schluß, der auch durch bekannte äußere Thatsachen unterstützt wird (ihre ersten 33 Titel gehören unzweifelhaft, wie auch die Tradition angiebt, der Zeit Theodorichs I. an), Tit. XII. für den Mord einer freien Ripuarierin DC solidos, also dreimal so viel wie für einen freien Mann, festsetzt, aber nur postquam parturire coeperit usque ad quadragesimum annum; dagegen für eine puella nur CC und dasselbe auch für ein Weib über 40 Jahren, also nur ebenso viel wie für einen Mann, während L. Sal. Tit. XXIV. noch weiter spaltet zwischen femina ingenua et gravida u. f. ing. post quod coeperit habere infantes, und das Wehrgeld der ersteren auf 700 solid., d. h. $3^1/_2$ so viel, wie das eines ingenuus bestimmt, während die andere blos 3mal so viel hat.

eine Fortsetzung des Patriarchalismus, der einstmals alle Verhältnisse auch der Freien beherrscht hatte, in gemüthlichster Weise: die Knechte standen nach außen geschützt und gesichert durch den Herrn und Hausvater da, ihm selbst und der Familie gegenüber in einem kaum unter den Begriff der Leibeigenschaft fallenden Abhängigkeitsverhältniß, das ihnen, abgesehen von der persönlichen Ehre der Freien und der Theilnahme an dem Großleben des Volks, in ihrem nächsten Kreis nur wenig drückend erscheinen konnte. Jetzt kehrte sich überall eine herbere Auffassung hervor und ihr Zustand wurde im allgemeinen auch nicht besser als der des römischen Sclaven, während ihnen die vielen Möglichkeiten, die sich diesem zur Erleichterung seines Looses darboten, größtentheils abgeschnitten waren. Die deutschen Strafgesetze in den Volksrechten liefern sprechende Belege von einer unglaublichen Härte und Grausamkeit, die unter der Form des Rechtsschutzes der Freien gegen etwanige Uebergriffe der Knechte nach allen möglichen raffinirten Qualen des römischen Strafrechtes griff, welche noch Niemand gegen die Freien anzuwenden wagte.[17]) Aber freilich bedurfte es, wenn man sich über-

17) Die Stellung der Sclaven ist zu Tacitus Zeit außerordentlich human, wenn sich dies Wort zur Bezeichnung barbarischer Verhältnisse, die nur auf Herkommen, aber keineswegs auf freier Sittlichkeit ruhen, anwenden läßt: suam quisque sedem, suos penates regit — verberare servum ac vinculis et opere coercere rarum. Zorn durchbricht freilich die Schranken der Sitte: occidere solent non disciplina et severitate, sed impetu et ira, ut inimicum, nisi quod impune (Germ. 25.). — Wie es nach einigen Jahrhunderten damit stand, mag aus der Gesetzgebung der Volksrechte am besten erkannt werden, die so reich an grausamen Strafbestimmungen gegen die Unfreien sind. Z. B. L. Sal. XII. 2: si vero (servus) quod valeat 40 denarios furaverit, aut castretur aut 6 solidos reddat —. Verbrennen ist erweislich zuerst nur auf die Sclaven beschränkt; siehe die Stellen Grimm, Rechtsalterth. 699; ebenso mag es mit den übrigen geschärften Todesstrafen, außer Hängen, Enthaupten und Lebendigbegraben, früher der Fall gewesen sein, denn für die älteste deutsche Rechtsgewohnheit muß unangetastet bleiben, was Tacitus Germ. 12 von Leibesstrafen erwähnt, und die Art, wie Wilda, Strafr. p. 498, dies zu beseitigen versucht, widerlegt sich durch den falschen Begriff von der Continuität der germanischen Institutionen, der durch sein ganzes Buch, wie durch so viele andere über unsere ältere Geschichte und Cultus, hindurchgeht, von selbst. Das vierte und fünfte Jahrhundert ist eine andere wildere Zeit als das erste und brachte naturgemäß auch im Strafrecht strengere und complicirtere Bestimmungen, wie die Verbrechen selbst gröber und ungeheuerlicher wurden. Wie es mit den Strafen der

haupt an diese Dinge gewöhnt hatte, nur noch eines Schrittes, und auch der Freie war vor Verstümmelungen und qualvoller Todesstrafe nicht mehr sicher. Und wirklich wurde auch dieser Schritt, den man als eine Art Nemesis ansehen darf, bald genug gethan.

So schützte also nichts mehr, weder die allgemeine Sitte, noch die Zucht der Familie, das Ganze vor dem frei waltenden destructiven Wüthen des Individuums oder vor seinem zügellosen Aufgehen in den gröbsten Genuß. Das ganze deutsche Leben der Zeit drehte sich in dem verhängnißvollen Kreis von blutiger Arbeit und rohestem sinnlichen Taumel. Mit demselben Ungestüm, mit welchem die Deutschen auf die römischen Heere losstürzten, stürzten sie sich auch in die so sehr ersehnten Genüsse aller Art, und ihr gewaltiges unverwüstliches Naturell, das ihnen den Jahrhunderte langen Kampf mit immer größerer Steigerung der

---

Unfreien in der alten Zeit stand, ist ebenfalls bei Tacitus an dem in dieser Anmerkung citirten Ort zu ersehen, und es ist nicht der geringste Grund vorhanden, an seiner vollkommenen Genauigkeit zu zweifeln. — Wie die Strafe selbst, so wurde auch das Gerichtsverfahren gegen die Sclaven grausam, wovon ich nur ein Beispiel aus L. Sal. X, 3 anführe: Si tamen major culpa fuerit unde ingenuus 1400 denar. — solvere possit, similiter servus colapos 120 accipiat (u. dann folgt erst noch, wenn er gesteht, die Strafe selbst). Et si confessus non fuerit — postea suppliciis majoribus datur. Si vero inter priora supplicia fuerit confessus, aut castretur aut solidos 6 reddat. Si vero majore crimine — inculpatur, et inter supplicia confessus fuerit, capitali sententia feriatur. — Alle diese Grausamkeiten sind später auch auf die Freien angewendet worden, zuerst von den fränkischen und anderen germanischen Königen, die ihren Unterthanen gegenüber mit der gewöhnlichen naivrohen Auffassung ihrer Stellung dasselbe Recht in Anspruch nahmen, was diese gegen die Sclaven beanspruchten. So z. B. Gregor T. VI, 35 von Fredegund, als ihr Sohn vergiftet sein sollte. Interea apprehensas mulieres urbis Parisiacae tormentis applicat, ac verberibus cogit fateri quae noverant. At illae confitentur se maleficas esse — tunc regina tormentis gravioribus mulieribus adfectis, alias enecat, alias incendio tradit, alias rotis ossibus confractis innectit. Dann wird Mummolus selbst, der Präfect des Palastes, welcher der Anstifter der Vergiftung und Zaubergeschichte sein soll, gefangen: discussumque catenis onerant, et suppliciis subdunt. Trabi post tergum revinctis manibus adpenditur, et ibi quid maleficii noverit interrogatur — Tunc extensus ad trochleas, tam diu loris triplicibus caesus est, quoadusque ipsi lassarentur tortores, post haec sudes ungulis manuum pedumque defigunt. Man sieht, die Deutschen waren so gut bei den Römern in die Schule gegangen, daß sie den ganzen Apparat ihrer Folterkammern mit aller möglichen Gewandtheit zu handhaben verstanden.

physischen und psychischen Kraft hatte bestehen lassen, schien auch darin keine Erschöpfung zu kennen. Es war nicht mehr jener ruhige behagliche Wechsel zwischen der Aufregung der Schlachten und der Muße des Friedens mit ihren Festen, Gelagen und süßem Nichtsthun, wie noch zur Zeit des Tacitus: eine dämonische Ruhelosigkeit ließ sie in beidem, in dem Blut und in dem physischen Genuß, nie zu einer Abspannung des Geistes kommen, sondern steigerte noch im Wechselverhältniß die ohnedem so sehr gewaltige, das ganze Mark erschütternde Erregtheit des Volkes durch immer einseitigere Hervordrängung ihrer ganz und gar der nächtigsten Seite der menschlichen Natur entnommenen Motive.

Fünftes Capitel.

Die inneren Gegensätze im deutschen Heidenthum.

So wenig es auch gelingen möchte, aus den fragmentarischen Notizen der römischen Quellen, vor allem der Germania des Tacitus, ein genügendes Bild von der äußeren Fülle und dem inneren Gehalt des deutschen religiosen Lebens der älteren Zeit zu entwerfen, so treten doch einige Züge prägnant genug hervor, um die Haltung des deutschen Volksgeistes in den verschiedenartigen Richtungen seines religiösen Empfindens daran wahrnehmen zu können. Es zeigte sich schon damals eine besondere Neigung in ihm, Götter von wesentlich kriegerischer Substanz an die Spitze des gesammten Pantheons zu stellen, ohne daß damit jedoch das alte gute Recht der vergleichungsweise milderen, jedenfalls aber tieferen Regungen des nationalen Geistes ganz verkümmert worden wäre; denn noch immer stand über den Kampfes- und Schlachtengöttern, die mit unzweifelhafter Gewißheit in den römischen Bezeichnungen Hercules und Mars gesucht werden dürfen, ein Wesen, dessen römischer Name Mercurius allein schon Bürgschaft dafür ablegt, daß andere Vorstellungen, neben und vor den blos auf Krieg und Blutvergießen bezüglichen, bei dem Gedanken an ihn in der Seele der Germanen jener Zeit anklangen. Diesem wurde überall eine Art Suprematie, vielleicht mehr aus herkömmlicher Gewöhnung, als im unmittelbarsten Ausdruck der inneren Vorgänge des Volksgeistes, eingeräumt.

Kriegerische Seite d. höchsten Gottes.

Im Laufe des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts drängten alle die Eindrücke, die der Volksgeist in seiner Thätigkeit

nach außen unwillkürlich aufnahm[1]), zu einer immer stärkeren Betonung der kriegerischen Seite in seinem Glauben. Zwar geschah nicht, was vielleicht bei einem anders organisirten Volke möglich gewesen wäre, daß die schon früher wesentlich kriegerischen Götter mit ausschließender Gewalt die der anderen milderen Richtung ganz aus dem Herzen und aus der Phantasie verdrängten;

1) Es wird nicht gut möglich sein, wie jeder Kenner wohl zugeben dürfte, den geschichtlichen Proceß in der Entwickelung der religiösen Vorstellungen unseres Heidenthums auch nur in den Hauptzügen erschöpfend und mit Sicherheit darzustellen, wenn nicht neue Quellen sich aufschließen sollten. Aber wo sollten diese versteckt sein? Ich habe mich bemüht, auf der einen Seite an der Hand unumstößlicher und durch innere Gründe erst recht bestätigter und fruchtbar gemachter Zeugnisse die verschiedenen Entwickelungsstufen desselben in ihren allgemeinsten Umrissen und nach ihrer verschiedenen Substanz möglichst auseinander zu halten und eine wirkliche innere Fort- und Umbildung im großen und ganzen nachzuweisen, auf der anderen Seite alles bloße Construiren und den luftigen Bau von Hypothesen und Analogien, der nirgends schädlicher wirkt als in religionsgeschichtlichen Untersuchungen, aber auch nirgends häufiger angewandt wird, als hier, ferne zu halten, so nahe auch oft die Versuchung dazu lag. Namentlich möchte ich gleich im voraus bemerken, daß ich mich mit vielleicht oft zu ängstlicher Scheu vor einer directen Heranziehung und Benutzung der nordischen Mythologie hüten zu müssen glaubte, weil es mir scheint, als würde selbst auf der von J. Grimm für die gesammten deutsch-mythologischen Forschungen vorgezeichneten Bahn der nüchternen und wie billig vorsichtigen Kritik nicht immer ihr Recht angethan. — Was dagegen als reicher Niederschlag unseres Heidenthums in Sagen und Märchen, Poesie und Sprache, Sitten und Gebräuchen übrig geblieben ist, durfte im allgemeinen unbedenklich als eine Quelle für die Darstellung benutzt werden, denn was davon überhaupt heidnischen Gehalt hat, und dies läßt sich fast in jedem einzelnen Fall zur unzweifelhaften Gewißheit erheben, gehört im ganzen der schöpferischen Thätigkeit des Volksgeistes dieser Periode an, und nur sehr selten einer späteren Zeit, wo er sich durch das Eindringen des Christenthums schon in eine defensive, für Neuproduction wenig geeignete Stellung gedrängt fand. Aber wie weit man diese reiche Materie auch nach rückwärts in die ersten Zeiten unserer beglaubigten Geschichte, etwa für die taciteische Periode, benutzen darf, ist offenbar der schwierigste Punkt der ganzen hierauf gerichteten wissenschaftlichen Kritik. Auch hier habe ich, wie sich hoffentlich ergeben wird, den sicheren, durch äußere Zeugnisse gestützten Weg, vielleicht mit einer gewissen Aengstlichkeit, vorgezogen, zumal da fast in jedem Fall auch innere Gründe, die mir subjectiv genügten, aber von der Wissenschaft an und für sich nicht mit Nothwendigkeit als objectiv genügend anerkannt werden können, sein Betreten anempfahlen.

es blieb sogar die alte Hierarchie des Götterstaates, welchen Mercurius als höchster Herrscher lenkte, noch bestehen, und keine der beiden nächst mächtigen Gestalten, weder der im elementaren Kampf niederschmetternde Donnergott, noch auch der eigentliche Schlachtengott, der dem römischen Mars glich, machte ihm seinen Platz streitig. Aber der höchste Gott selbst ließ mehr und mehr die Seiten seines Wesens zur Entfaltung kommen, welche es erlaubten, ihn in die allerunmittelbarsten Beziehungen zu den Hauptgegenständen, auf die sich bereits das Empfinden und Denken jener Zeit concentrirte, auf Kampf, Sieg und Beute, zu setzen. Besondere Verhältnisse hatten dies schon früher in so hohem Grade ermöglicht, daß selbst zu Tacitus Zeit gelegentlich der Gesammtbegriff dieses höchsten Gottes für die Römer durch Mars deutlich gemacht werden mußte und die gewöhnliche römische Bezeichnung Mercurius nicht wohl mehr angewandt werden konnte. Es hieß dies nichts weiter, als daß in diesem bestimmten Falle die anderen Seiten seines Wesens so in den Hintergrund gedrängt waren, daß die eigentliche Bezeichnung Mercurius, wobei man doch zunächst an eine mildere, friedlichere Vorstellung erinnert wurde, nicht mehr recht für ihn zu passen schien. Ob sich in solchen Fällen neben diesem höchsten, vorzugsweise dem Krieg geweihten Gott noch jener ursprünglich eigentliche Schlachtengott, der Mars der taciteischen und durch alle Zeiten auch fast allgemein germanischen[2]) Dreiheit der höchsten Götter in selbständiger Getrenntheit zu bewahren vermochte, wird nicht überliefert, ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuthen. Die Reste der deutschen Mythologie beweisen, daß sich in der Volksvorstellung überall Spuren der anderen, nicht kriegerischen Seiten des höchsten Gottes erhalten haben, daß er also selbst da,

---

2) Die Dreizahl geht überall bei der germanischen Mythologie sowohl in ihrer naiven als in ihrer reflectirten Gestalt in dem scandinavischen Norden durch. 3 Götter erscheinen bei Cäsar, 3 bei Tacitus, 3 Götterbilder finden Columban u. St. Gallus in Alamannien 2c. Odhin, Vili und Ve stehen im Norden an der Spitze des Götterreichs neben den volksmäßigen Odhin, Thor und Tyr, oder wie in Schweden Odhin, Thor und Freyr. Der Asen sind $4 \times 3 = 12$ oder, was für die Zahlensymbolik gleich ist, 13. Auch sonst geht die Dreiheit mächtig durch die deutschen Lebensverhältnisse, lange ehe sie von christlichen Vorstellungen berührt werden konnten. Einiges davon findet man RA. p. 208 u. folg. zusammengestellt.

wo er vorzugsweise kriegerisch auftrat und wo ihn die Römer recht wohl als Mars bezeichnen konnten, doch immer noch nicht ausschließlich kriegerisch war. Man darf aber auch wohl mit Recht annehmen, daß, wenn überhaupt der Geist der deutschen Stämme zu der Erzeugung eines rein dem Kriegshandwerk in seiner einseitigsten Fassung gewidmeten Gottes einmal sich genöthigt sah, er diesen auch fernerhin rein in seiner Sphäre erhalten mußte.

Daß es in der späteren Zeit für die außerhalb des deutschen Lebens Stehenden immer näher lag, in dem Begriff des höchsten Gottes der deutschen Stämme nur die kriegerische Seite wahrzunehmen und ihn in Folge dessen mit dem römischen Mars zu identificiren, ist begreiflich, besonders wo sich, wie bei den Gothen[3])

---

3) Der gothische Mars bei Jornandes wird schon von Zeuß p. 22 für Wuotan gehalten, und obgleich Myth. p. 170 diese Ansicht bekämpft wird, scheint sie doch in der That die einzig richtige, wenn man die Stelle des Jornandes in ihrem ganzen Umfange erwägt. Es heißt dort C. V.: Adeo ergo fuere laudati Getae ut dudum Martem quem poetarum fallacia deum belli pronunciat, apud eos fuisse dicant exortum. Unde et Virgilius

Gradivumque patrem Geticis qui praesidet armis.

Quem Martem Gothi semper asperrima placavere cultura. Nam victimae ejus mortes fuere captorum, opinantes bellorum praesulem aptius humani sanguinis effusione placandum. huic praedae primores vovebantur, huic truncis suspendebantur exuviae, eratque illis religionis praeter caeteros insinuatus affectus, cum parenti nomini (l. parenti numini) videretur impendi. Wenn überhaupt Jornandes hier echten Ueberlieferungen und nicht blos seinen halb gelehrten, halb selbstphantasirten Traditionen über die wirklichen Geten folgt, so kann dies weiter nichts heißen, als der Gott, von dem hier die Rede ist, war der Stammgott des Volkes (parens numen), von dem dieses oder wenigstens der edelste Theil desselben seine Herkunft ableitete, was von einer anderen Seite her durch die wunderlich euhemeristische Ansicht des Schriftstellers über das Wesen der Ansen c. 13: jam proceres suos — non puros homines, sed semideos id est anses vocavere, seine Bestätigung erhält, denn dies heißt volksmäßig ausgedrückt nichts weiter als: die edelsten Geschlechter gehen in ihrem Stammbaum auf einen Gott, natürlich auf den Hauptgott des Volkes, zurück. An der Spitze dieser Anses in ihrer Eigenschaft als vergötterte Könige und Helden steht l. c. Gaut (denn so, nicht Gapt, darf nur, wie durch die Kritik entschieden ist, gelesen werden). Gaut ist aber ein bekannter Beiname Odhins, der also hier wie in der angelsächsischen und in anderen Königsreihen zugleich als Heros Eponymos und als höchster Gott auftritt. — Daß ihm ausschließlich, wenigstens früher, Menschenopfer fielen, sagt Tac. Germ. in der oben citirten Stelle. Allerdings weihen die Chatten und Hermunduren (s. o. S. 94 Anm. 9) die feindlichen Schlachtreihen Marti

oder bei den Alamannen[4]), durch die geschichtlichen Verhältnisse Kampf und Blut noch mehr als anderwärts in den Mittelpunkt der Thätigkeit des Volks gestellt hatten. Aber trotzdem ist auch hier nicht an einen gänzlichen Untergang der anderen Seiten der höchsten Gottheit zu denken, und man hätte sie noch immer mit Fug und Recht als Mercurius bezeichnen dürfen, wenn man damit nichts anderes sagen wollte, als daß ihre Substanz nicht blos und ausschließlich mit Blut gefärbt sei.

Für die genauere Begrenzung der specifisch kriegerischen Seite des höchsten Gottes ist eine Art von Anhalt in dem noch immer fortdauernden Gegensatz eines eigentlichen bloßen Schlachtengottes

---

et Mercurio, dies ist aber auch eine ganz andere Art von Opfer als die, welche Tacitus in der Germania beschreibt, wo es sich nur um die im regelrechten Lauf des Cultus (certis diebus) gebrachten handelt. Hier werden die feindlichen Schlachtreihen nicht als humanae hostiae vor dem Altar dem Gott dargebracht, sondern sollen auf dem Schlachtfelde niedergemacht werden zu Ehren und im Namen der beiden Götter, was freilich auch im weiteren Sinn ein Opfer genannt werden kann. Jornandes spricht jedoch in der angef. Stelle nur von der ersten Art Opfer, dem eigentlichen Cultusopfer, und da dies nach unseren bestimmten Zeugnissen nur dem Mercur, d. h. dem Wuotan, dargebracht werden durfte, so ist auch von dieser Seite her die Identität dieses Mars genannten Gottes mit dem bei Tacitus und sonst als Mercur bezeichneten so wahrscheinlich, daß sie kaum zurückgewiesen werden darf. Gerade hierin liegt ein wesentlicher Unterschied der deutschen und der rohen Wüstheit getischer, scythischer und alanischer Götterbegriffe. Diesen mochte der ächte Mars, d. h. der Gott des bluttriefenden Kampfes, ihr höchster Gott sein, als dessen Symbol ganz folgerichtig ihnen wie auch den Deutschen das Schwert galt. Die Gothen, wenn auch noch so verwildert, ließen dennoch die Basis der Substanz des höchsten Gottes, des eigentlichen Lenkers und Ordners der Menschenwelt, bestehen, und färbten sie nur durch einseitige Entfaltung einer von jeher schon wesentlichen Richtung seines Begriffes, der ihn überall zu dem Kriegsgott in höherem Sinne befähigte, so daß allerdings eine gewisse innere und äußere Aehnlichkeit immerhin den falschen Schein völliger Identität mit jenem getischen Mars insbesondere bei einem Schriftsteller, wie Jornandes, erzeugen konnte, dem fortwährend seine gelehrten Reminiscenzen in die Quere kommen.

4) Der höchste alamannische Gott wird in der von Grimm p. 109 citirten Stelle aus Jon. Vita St. Columb. Mercurius u. Vodan zugleich genannt: eine p. 122 citirte Glosse dazu sagt höchst merkwürdig: qui apud eos Vuotant vocatur, Latini autem Martem illum appellant. Vuotant = furens gleicht in seiner Substanz nach diesem Berichterstatter, der wohl wußte, was er schrieb, nicht dem milden Mercurius, sondern dem rasenden Kriegsgott.

gegeben. Jedenfalls ist jener auch in dieser Function gehobener, wenn man sagen darf, geistiger zu denken als dieser. In jenem konnten die Mächte, welche neben der blos physischen Kraft zum Ausgang der Schlacht, zum Gewinn des Sieges beitragen, die den Deutschen selbst in der Entwickelung ihrer eigenen Kriegsführung mehr und mehr zum Verständniß kamen, ihre Weihe und ihre göttliche Potenzirung sehen. Es war also nicht sowohl die Wucht der physischen Ueberkraft im Kampfe von Mann gegen Mann, als vielmehr der unwiderstehliche Andrang, der kriegerische Muth der Einzelnen, die Klugheit des Feldherrn, die List der Einzelnen, die von dem höchsten Gotte ausging. Er gab das ganze feindliche Heer in die Gewalt seiner Schützlinge, während der niedere Kriegsgott den Einzelnen, der schon im gewissen Sinne durch den Beistand des höchsten Gottes überwunden war, nun auch noch dem Todesstoße überlieferte und die Blutarbeit bis zu dem letzten Sterberöcheln des Gefallenen beschützte.[5])

So ist auch in den Symbolen beider Gottheiten der Unterschied sichtbar ausgedrückt: dem höchsten Gott ist die fern treffende Lanze geweiht, dem Kriegsgott das nur Mann gegen Mann wirksame Schwert. Aber auch eine solche Auffassung konnte den Begriff des höchsten Gottes nach verschiedenen Richtungen entfalten, andere dagegen zurückdrängen. Je roher und blutiger dies eigentliche Schlachthandwerk wurde, desto roher und blutiger wurde nothwendig auch der Gott, der es leitete; aber auch der, der früher die geistigere Seite des Kampfes beherrscht hatte, wurde mehr und mehr von dieser düsteren Färbung des ganzen Kriegstreibens ergriffen. So konnte man ihn mit immer größerem Recht, wie es in der That geschehen ist, mit Mars identificiren, der ja auch wesentlich ein Gott des Schlachtfeldes und nicht des Krieges war. So lange der höchste Gott selbst als Kriegsgott in den Kriegern lebendig wirkte, die Krieg und Sieg zunächst um der Ehre Willen, als naivste Bewährung der männlichen Kraft und des männlichen Stolzes zu betrachten gewohnt waren, war er selbst ein ganz anderer als da, wo bei dem Gedanken an Krieg und Sieg der Blutdurst und der rohe Genuß der Beute das Erste und Hauptsächlichste war, was die Geister entflammte. Vielleicht gehören

5) Ueber Wuotan als höchsten Kriegsgott s. Myth. 122, 123, 125.

jene bekannten Symbole des höchsten Gottes in seiner Eigenschaft als Kriegsgott einer solchen späteren Auffassung an, wo er nicht mehr als der Geber des Sieges galt, blos wegen der Siegesehre, als der Vernichter der Feinde, weil sie den Stolz des Einzelnen oder des Volkes gekränkt hatten, die Wölfe, die Raben und die Habichte, Thiere, in welchen sich nicht sowohl die Kampflust als solche, als freudige Regung der schwellenden trotzigen Ueberkraft ausspricht, als vielmehr die Beziehung auf blutige Beute, in den Raben der unabweisbare Gedanke an die zerfetzten Leichen der Wahlstatt hervortritt. Auch dem römischen Mars waren diese Thiere heilig; sie galten den Römern für ebenso und nach denselben Motiven geweiht, wie sie es dem höchsten Gott der Deutschen waren. Aber die römischen Heere zogen nicht unter ihrem Banner, sondern von dem Adler, dem Symbol des höchsten Himmelsgottes, geleitet in das Feld.

Ein Gott, dem das blutige Schlachtfeld ein Lieblingsaufenthalt wegen seines Blutes und seiner Qualen geworden war, konnte auch für das Jenseits recht wohl der Beschützer derselben Blutarbeit werden, die sich der erhitzte Volksgeist nicht mit dem einmaligen Tode abgeschlossen zu denken vermochte. Daß überhaupt der höchste Gott die Seelen der Gestorbenen aufnehme, ist eine Vorstellung, die bei den Deutschen in der Sphäre dieses Gottesbegriffes von jeher gelegen haben mag. Sie hat an und für sich nichts auffallendes, wenn man die Voraussetzungen des ganzen deutschen geistigen Lebens erwägt.[6]) Aber daß sich der Kampf, der hier das Leben allmählig ganz ausgefüllt hatte, und zwar der Kampf in seiner rohesten und blutigsten Art, auch jenseits bis ins Unendliche fortsetze, ist offenbar erst ein Erzeugniß späterer Auffassung, ebenso wie die rohen Genüsse, das unendliche Schmausen und Zechen, welches als gleich wildes Gegenstück zu diesen nie endenden Kämpfen im Jenseits mit ihnen in gemessenen Pausen wechselt. Wie die Volkssitte diese physischen Genüsse in der Realität allmählig immer mehr übertrieb, so that es auch die Phantasie, und zwar geschah beides genau in demselben Maße und mit derselben Vergröberung, wie die Kampflust nach und nach eine andere Substanz, andere Aeußerungen und andere Ziele gewonnen

6) Die genauere Ausführung s. in dem folg. Cap.

hatte.[7]) Während sonst der freie Mann, der seine Mannesehre bewahrt hatte, nach dem Tode an und für sich zu dem Sitz des höchsten Gottes gelangte und Theil an seiner Herrlichkeit nahm, so waren es jetzt blos die von dem Gott selbst durch blutigen Tod Auserwählten, die zu den so viel gröberen und wilderen Genüssen des Jenseits gelangten.[8])

Elementare Seite des höchsten Gottes.

Selbst wenn auch die nicht kriegerischen Seiten des höchsten Gottes immer noch so weit kräftig im Volksbewußtsein wurzelten, daß er nicht blos und ausschließlich als Kriegsgott aufgefaßt werden konnte, so waren doch auch diese weit entfernt, seiner Substanz eine wirkliche Milderung und Bändigung zu geben. Auch sie

---

7) S. oben p. 96 ff.

8) Daß die Hauptzüge der grob sinnlichen Vorstellungen von den Freuden in der Valhöll auch den continentalen Deutschen geläufig gewesen sind, für die sie nach ihrem übrigen Wesen fast noch besser als für die scandinavischen Germanen paßten, ist von Grimm p. 779 u. f. sinnreich nachgewiesen, obgleich die Spuren nicht so häufig sind, wie man nach der concreten Lebhaftigkeit der Vorstellung, ihrer Bedeutung für den Volksgeist und ihrer so außerordentlich plastischen Entfaltung in dem nordischen Heidenthum zu vermuthen geneigt sein dürfte. Der Grund davon liegt nur in dem frühzeitigen Eingreifen christlicher Vorstellungen von den Freuden des Paradieses, das ja auch schon bald mit sehr sinnlichem, wenn auch nicht gerade grobsinnlichem Schmucke ausgestattet wurde. Durch die allerleichteste Anlehnung übertrug sich wegen seiner einen Seite das Bild von Valhöll darauf und die andere verschwand mehr und mehr in ihrer echt heidnischen Gestalt, besonders da jenes rastlose Kämpfen und ruhelose Fortstürmen im Jenseits von selbst einer Zeit fremd werden mußte, die in dem Paradiese hauptsächlich einen Ort des ruhigen behaglichen Genusses gehobener irdischer Freuden sah, weil sie wirklich das Bedürfniß nach Ruhe wenigstens jenseits des Grabes empfand. Diese Seite der Valhöll-Vorstellungen wurde dann in den späteren Sagen von dem wilden Heere, d. h. Wuotan an der Spitze der gefallenen Helden, in das ungemischt grausige umgebildet, während die frühere Zeit darin nur etwas natürliches und selbstverständliches, wenn auch in gewissem Sinn unheimliches gesehen hatte, weil ihre Aufregung so energisch war, daß sie sich nur die träge Ruhe nach dem Tod als eine Art von qualvollem Zustand zu denken vermochte, aber nicht die gesteigerte Kampf- und Wanderlust. Christliche Einflüsse haben gewiß nicht directen äußeren Einfluß auf diese Veränderung in der Auffassung des Mythus von dem Todtenheer geübt, obwohl der Zug des nach Ruhe sich sehnenden Gemüthes mächtig durch das Christenthum verstärkt wurde und so allerdings die christliche Anschauung dem Bilde, zuletzt aber durch unmerkliche Einflüsse, sein verändertes Gepräge aufgedrückt hatte.

wurden ganz und gar ergriffen von derselben Trübung der Phantasie und des Gefühls, welche in ihrer einfachsten Aeußerung in der Auffassung des äußeren Kampfes die feinere Haltung des obersten Schlachtenlenkers zu der eines an blutigen Leichen sich freuenden Schlachtendämons herabgedrückt hatte.

In wie weit der Begriff des Mercurius der taciteischen Zeit selbst schon überwiegend düster und nächtig gefärbt war, läßt sich nicht genau mehr erkennen. Aus dem einzigen Umstand, daß ihm Menschenopfer fielen, ist zunächst nichts weiter zu entnehmen, als daß dem höchsten Gott das kostbarste Opfer, das es überhaupt gab, dargebracht werden mußte. Wenn aber der deutsche Volksgeist vor dieser furchtbaren Consequenz nicht zurückschauderte, so liegt die Vermuthung nahe, daß er auch in seinem höchsten Gottesbegriff neben milderen und weicheren Eigenschaften eine harte, finstere Seite bedeutsam sich entfalten ließ. Ferner kann man daraus, daß solche Opfer regelmäßig in Kriegsgefangenen bestanden zu haben scheinen, ersehen, daß die schon außerdem genugsam bestätigte überwiegende Beziehung des höchsten Gottes auf Abwehr und Sieg gegen die Feinde bereits in dem Cultus jener Zeit in den Vordergrund getreten war, aber über die Mischungsverhältnisse dieses höchsten Gottesbegriffes erhalten wir aus dieser Notiz keinen Aufschluß.

Noch viel weniger läßt sich eine innere Vermittelung der späteren Volksvorstellung von dem höchsten Gotte mit der elementaren göttlich verehrten Kraft des ältesten Glaubens vollziehen, aus welcher sie emporgestiegen ist, wenn sie nicht ganz und gar mit Hypothesen sich begnügen und den Boden geschichtlicher Zeugnisse entbehren will, während eine äußerliche Anknüpfung allerdings sich ganz von selbst ergiebt.

Sein Name. Für die spätere Zeit läßt schon derjenige Name des Gottes, der durch fast alle germanischen Stämme als der gefeiertste und höchste galt, mit dem er deshalb vorzugsweise bezeichnet wird, der Name, der in der althochdeutschen uns geläufigsten Form Wuotan [9]) lautet, einen merkwürdigen Einblick in das Wesen des Gottes in seiner recht eigentlich volksthümlichen Auffassung thun. So gefährlich es im allgemeinen sein mag, nach den Wurzelbegriffen der

9) Wuotan als Eponymos s. o. Anm. 3.

Eigennamen von Völkern, Göttern u. s. w. auf das innere Wesen oder diejenigen Eigenschaften zu schließen, welche die bestimmte Namengebung bedingten, so liegt hier doch die Sache, man möchte sagen, ganz anatomisch bloß da, und ein Fehlschluß ist geradezu unmöglich gemacht. Dasselbe Wort begegnet zunächst auf hochdeutschem Sprachgebiet der älteren und neueren Zeit, von dem Stamme wat abgeleitet, in Wuot nebst verschiedenen weiteren davon abgezweigten Bildungen, und überall scheint die Bedeutung der Unruhe, der Erregtheit, nicht etwa die einfache, stetige Bewegung, nicht das bloße Fortgetragenwerden ohne innere oder äußere Aufregung, hindurch, eine Färbung des Begriffes, die sich in dem heutigen Wuth u. s. w. noch viel mehr gesteigert hat. Der Hauptbegriff des höchsten Gottes ist also der der rastlosen Thätigkeit, wenn man es mild ausdrücken will, stärker ausgedrückt der der wilden Unruhe, der gereizten Aufgeregtheit, die bis zu dem Tosen des Sturmes sich steigern kann. Einem Gott des Kriegs und der Schlachten liegt eine solche Stimmung nahe, nur fällt sie durchaus nicht an und für sich in den Begriff desselben, am wenigsten wenn man ihn in der mehr geistigen Fassung als Herr und Lenker der Schlachten sich dachte. Erst als diese Vorstellung sich herabdrückte zu der eines eigentlichen Kampfgottes, eines plastischeren, furchtbareren Wesens, als der wirkliche Kriegsgott, ergab sich eine Wechselbeziehung zwischen dem allgemeinen Begriff der rastlosen Bewegung, der inneren Aufgeregtheit und der besonderen Auffassung des höchsten Gottes als Kriegsgott gewissermaßen von selbst. Jetzt wurde er der Herr der dämonischen Ausbrüche der eigentlichen Kampfeswuth, des wie ein Naturgesetz schrankenlos waltenden Blutdurstes und des grausamen Hasses gegen die Feinde: die gegen sich selbst wie gegen die Feinde gleich erbarmungslose Berserkerwuth war die unmittelbare Gabe des höchsten Gottes, wenn er in dem Gemüth seiner Krieger mit besonderer Kraft sich offenbaren wollte.

So wie sich in dieser bestimmten Beziehung auf den Menschen hin die Bedeutung des Wuotan bis zu der wahnsinnigsten Leidenschaftlichkeit steigerte, ebenso waren auch die übrigen Momente seines Wesens als der bewegenden, weltdurchdringenden Macht in

---

10) Der Name Wuotan wird erklärt Myth. p. 120, 121. Nur darf diese

einem fortwährenden Drang sich zu steigern, und zwar immer nach der düsteren und unheimlichen Seite, begriffen. Die elementare Grundlage seiner Vorstellung, so lange er noch als eine Naturmacht mit physikalischem Gehalte gedacht und verehrt und nicht unmittelbar auf menschliche Thätigkeit bezogen wurde, scheint die Vorstellung der Macht der oberen Regionen, des Wolkenhimmels und zugleich der Sonne, gewesen zu sein. Der Sonnengott, den die Germanen des Cäsar verehrten, weil er ihrem materiellen Leben Nutzen brachte, oder, wenn er zürnen wollte, schaden konnte, ist kein anderer, als der spätere Wuotan, so weit in ihm die bloße elementare oder physikalische Seite zum Vorschein kommt.

Der Beweis dafür liegt in vielen Vorstellungen des späteren Heidenthums, wo von ihm das Gedeihen der Saat, die Fruchtbarkeit des Ackers, der Reichthum der Ernte ausgeht.[11]) Ja selbst

---

Erklärung nicht, wie dort geschieht, geradezu als Begriff des allmächtigen alldurchdringenden Wesens, qui omnia permeat, oder der alldurchdringenden, schaffenden und bildenden Kraft erklärt werden. Dies setzt viel zu viel theosophische Reflexionen voraus und stimmt am wenigsten mit der Seite des Gottes, die in der Vorstellung der späteren Zeit am nächsten hervortrat, der wilden, ungestümen und heftigen. Im Norden, wo theosophische Speculation erweislich die ganze Mythologie ergriffen hat, könnte der Name Odhinn zur Noth, so wie es Grimm thut, erklärt werden, aber auch hier würde eine solche Erklärung nur eine Seite seiner Substanz treffen und gerade die, die sich am wenigsten in den Mythen, die auf echter Volkssage ruhen, entfaltet hat.

11) Wuotan, als Acker= und Erntegott, s. Myth. 140 und Ztsch. VII. 386. In dem Namen Aswald für den daselbst erwähnten und besprochenen Nothhalm, ein Name der bisher nur in einer Gegend Bayerns, in Niederbayern, nachgewiesen ist (s. Panzer, Beiträge p. 286) ist offenbar Aas u. Wald = Wold, was vielleicht nur eine entstellte Deminutivform von Wuotan ist, vielleicht auch ein anderes Epitheton, das aber jedenfalls für den höchsten Himmelsgott gilt, erhalten. Da die Gemahlin des höchsten Gottes die eigentliche Beschützerin des Ackerbaues und der häuslichen Arbeit ist, so muß schon deshalb in dem Gotte selbst eine Seite, die dahin reichte, vertreten gewesen sein, aber weil sie zu wenig der ganz nach anderen Zielen hinstrebenden Entfaltung des mythenbildenden Volkes angemessen war, so ist sie bis auf verhältnißmäßig unbedeutende Spuren aus der Vorstellung des Gottes verschwunden und anderen Gottheiten, zumal den weiblichen, überwiesen worden. — Im Norden gilt Odhinn als oberster Lenker des Jahressegens, daher ihm auch in dieser Eigenschaft, wenn Mißwachs und Hungersnoth drohte, Menschenopfer dargebracht wurden, die nach dieser und wohl überhaupt nach ursprünglichst germanischer Auffassung,

in der typischen Vorstellung von der äußeren Gestalt des Gottes ist ein unzweideutiger Anklang daran erhalten: er ist einäugig, und dieses eine, alles durchdringende, alles belebende Auge ist die Sonne.[12]) So ist er zwar nicht blos der Sonnengott, aber die Sonne ist eine der Aeußerungen der ganzen Kraft seiner elementaren Natur, jedenfalls die mildeste und beglückendste, die ihm überhaupt eigen ist. Aber schon innerhalb dieser so eng begrenzten Sphäre des ältesten Glaubens tritt diese Vorstellung wahrscheinlich vor dem Eindruck zurück, welchen das dunkle Gewimmel der Wolken,

---

nicht nach der einer späteren Zeit, ihm nicht sowohl in seiner Eigenschaft als höchster Kriegs- und Siegesgott, sondern ihm dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde galten, dem das köstlichste dargebracht werden muß. Natürlich konnte man aber dafür keine Einheimischen, wenigstens nicht im gewöhnlichen Lauf der Dinge, nehmen, es fielen ihm nur Sclaven und fremde Kriegsgefangene, und so war es mit einer leichten Wendung der Vorstellung möglich, diese Menschenopfer als eine dem höchsten Kriegsgotte dargebrachte Huldigung anzusehen.

12) Der Umstand, daß Wuotan elementar gedacht auch die Sonne beherrschte, nöthigte die Volksvorstellung nicht, auf einen besonderen Sonnengott zu verzichten, der zu ihm in ein ähnliches Verhältniß trat, wie der Kriegsgott, vielleicht auch der Donnergott, wenn man dessen Wesen, wie es nahe liegt, als eine bloße Beschränkung des Gottes auf eine eben deshalb auch mit großer Plastik hervorgehobene Seite seiner elementaren Thätigkeit gelten lassen will. Der mehr physikalische Sonnengott mußte auch Wuotans Sohn werden, gerade so, wie Helios oder Sol, zwar nicht für immer, aber doch einmal sein Amt an Phaethon abgetreten hatte, der schon in seinem Namen deutlich die zu Grunde liegende Vorstellung zu erkennen giebt. Direct deutet auf Wuotan als den ehemaligen Sonnengott in jenem höheren Sinn seine Einäugigkeit hin, für die sonst gar keine Erklärung denkbar ist. Sie wird zwar ausdrücklich nur in den nordischen Quellen erwähnt, aber das Himmelsfenster, von welchem aus der longobardische Gwodan die Welt überschaut, das Auge, nicht die Augen Gottes der späteren Zeit, sind Spuren der nämlichen, aber, wenn man es so nennen darf, noch etwas reineren und schön menschlichen Vorstellung, weil sie nicht in so greller Plastik entwickelt war, wo sie nothwendig etwas grausenhaftes haben mußte, indem sie das gewohnte Menschenbild entstellte, gerade so wie die Cyclopen durch ihr Auge mitten auf der Stirn zu Spukgestalten geworden sind. Auch werden in unseren Sagen und Märchen einäugige Dämonen erwähnt, die nicht durch gelehrte Reminiscenzen an diese antiken Dämonen hereingekommen sind, sondern wieder nur den höchsten Gott in verzerrter und darum den Menschen furchtbarer und schädlicher Gestalt darstellen.

die Macht des Sturmes, der zwischen Erde und Himmel hinbraust, auf die Seele des Volkes machte. Nach den Eindrücken, die die umgebende Natur auf den deutschen Geist nothwendig hervorbringen mußte, darf man annehmen, daß der Himmelsgott, trotzdem, daß sein Auge die strahlende Sonne war, doch nur ausnahmsweise von dem Volk in der glänzenden und mild erhabenen Gestalt des reinen blauen Aethers gedacht wurde. Viel öfterer erschien er als der Gott, welcher die Wolken vor sich hinpeitschte, die Stürme verursachte und lenkte, als der Herr der launischen, wilden und kalten Vorgänge am deutschen Himmel. Von selbst schloß diese Anschauungsweise das Bild der ungestörten Grundharmonie des reinen Aethers aus, unter welchem andere Völker ihren Himmelsgott sich denken durften. Später war es gerade die Verbindung mit Sturm und wüstem Getöse in der elementaren Natur, die sich immer tiefer in den Begriff des Himmelsgottes senkte, und die ihn als elementaren Gott fast ganz zu dem Stürme-, Wolken- und Regengott herabdrückte. Der gewöhnlichen Volksvorstellung der späteren Zeit erschien er deshalb ganz folgerichtig gewöhnlich mit breitem grauen Hut und grauem Mantel. Es ist dies ein ungemein naiver und höchst bezeichnender Anthropomorphismus für das graue Wolkengetümmel, das er beherrschte. So waren es nun insbesondere die Schrecken der Sturmesnächte des Herbstes und Winters, vor allem die um die Zeit der winterlichen Sonnenwende, in denen sein Wesen als die wilde Erregtheit der wilden Elemente am lebhaftesten und schauerlichsten gefühlt wurde. Es bedurfte nicht erst des Einflusses des Christenthums, um die grausige Sage des wilden Heeres, an dessen Spitze der höchste der Götter selbst einherzieht, zu schaffen, wenn auch erst später die am meisten gespenstischen Züge dieser Vorstellung mit Vorliebe ausgebildet werden konnten. Er war ja schon der Herr der Todten, die hier durch die Nacht mit ihm dahin stürmen; das Kampfgetöse, das von den Wolken herabtoste, war das der von ihm erregten, nie endenden Schlachten. Sobald sich die Unruhe, die rastlose Bewegung des Elements, des Sturmes in seiner höchsten Potenz auch in die ethische Seite des Gottes eingedrängt hatte, sobald auch hier für ihn der Name Wuotan paßte, so verstand es sich von selbst, daß die Todten, die zu ihm eingegangen waren, auch jenseits der Ruhelosigkeit ihres Herren durch Nacht und Ne-

bel und in dem Aufruhr der Elemente folgten, wie sie diesseits seine Kraft in kriegswüthiger Begeisterung rastlos von einem Schlachtfeld zu dem anderen gejagt hatte.

Neben diesen beiden Hauptseiten, vermittelst welcher Wuotan dem deutschen so verdüsterten und verwilderten Gemüth nahe trat, mußten alle anderen Seiten seines Wesens weit zurücktreten, obgleich auch sie, was von der Zähigkeit zeugt, mit der sie von Anfang an in die Seele eingewachsen waren, doch nie ganz erloschen. Denn selbst bei der elementaren Vorstellung des Gottes, wo er als Herr des Himmels gedacht wurde, blieb immerfort die Erinnerung bestehen, daß er die Fruchtbarkeit der Erde, die friedliche Nahrung des Menschen beherrsche und ihr vorstehe. Es verschwand diese Auffassung so wenig, wie sich der Ackerbau oder die aus dem Felde gezogene Nahrung als eine der wesentlichsten Grundlagen des germanischen Lebens beseitigen ließ. Selbst in der Zeit der höchsten Kriegserregung, des ununterbrochenen Schlachtengetümmels an der Donau und am Rhein versuchten die deutschen Stämme immer auch neben dem Schwert den Pflug zu führen, oder durch ihre Hörigen und Knechte führen zu lassen. Bei allem Drang nach dem Genuß der Schätze der römischen Erde, bei aller Ruhelosigkeit innerhalb der räumlichen Grenzen, in die sie durch den Widerstand der Römer eingezwängt waren, setzten sie sich doch ganz unwillkürlich immer wieder, wenn auch nur für einstweilen, in eine Art von gemüthlichem Freundschaftsverhältniß zu dem Boden, auf dem sie eben lebten, dessen Erzeugnisse ihnen doch so armselig neben den glühenden Bildern, die ihnen ihre Phantasie von dem Reichthum der eigentlichen römischen Erde vormalte, erscheinen mußten. So war es nicht sowohl die Noth der Verhältnisse, die zu einer Ausbeutung der nächsten Subsistenzquellen zwang, und damit auch eines göttlichen Schutzes für die darauf gerichtete Thätigkeit bedurfte, als vielmehr das nicht ausgerottete Bedürfniß des germanischen Wesens, sich mit Grund und Boden, auf dem die physische Existenz wurzelte, in ein wahrhaft innerliches, heimatliches Verhältniß, wenn auch nur vorübergehend, zu setzen, die auch bei den kriegerischsten und am meisten nach außen drängenden Stämmen[13])

---

13) Daß Wuotan bei Franken, Alamannen, Gothen, Longobarden, Vandalen, den aufgeregtesten unter den deutschen Völkern des 3. und 4. Jahrhun-

die Bedeutung des Wuotan als des Verleihers des Segens der Erde erhielt.

Ethische Seite.

Von einer eigentlich ethischen Seite des Gottes, insofern überhaupt auf der Stufe der Cultur und des Empfindens, auf der sich damals der deutsche Geist hielt, davon gesprochen werden kann, und insofern man nicht Wuotans Beziehung auf den Krieg unter diese Rubrik bringen will, läßt sich nicht viel entdecken. Ein Ansatz dazu lag unzweifelhaft in den Genealogien der Stämme und ihrer Herrscher, die so häufig bis zu ihm hinaufstiegen. Er konnte also als Gründer der einfachen Ordnungen des patriarchalischen Staates, des Geschlechtes, der Familie und der später daraus sich entwickelnden complicirten politischen Formen gelten. Aber nicht darum, weil in seiner Grundanschauung der Begriff des Rechtes, der Stätigkeit und der Ordnung enthalten war. Diese ließen sich selbst für ein in seiner dumpfen Naivetät an inneren Widersprüchen vorbeigleitendes Denken, wie das der damaligen Deutschen, nicht mit der rastlosen Beweglichkeit vereinigen, die man als Grundbegriff des Wuotan anzunehmen hat. Zeus, der lichte, beständig blaue Himmel, in seiner majestätischen Einheit und Festigkeit, konnte wohl selbstverständlich als

---

derts, wirklich noch als Ackergott gedacht wurde, läßt sich bis jetzt nicht durch directe Zeugnisse nachweisen, aber auch nicht widerlegen. Für Bayern, das mittlere und nördliche Deutschland ist er es. Hier war der Drang nach außen relativ schwächer als in den oben genannten Stämmen, obgleich noch immer stark genug, wie die Seeräuberei der Sachsen seit dem dritten Jahrhunderte und die von ihnen ausgegangene Eroberung Britanniens beweist. — Für die Burgunder könnte man auf seine Verehrung in dieser Form aus der merkwürdigen und durchaus innerlich wahrscheinlichen Nachricht des Amm. Marcell. XXVIII, 5 schließen: apud hos generali nomine rex appellatur Hendinos, et ritu veteri potestate deposita removetur, si fortuna titubaverit belli, vel segetum copiam negaverit terra. Sieg und Ernte werden hier als von dem höchsten Gott gegeben gedacht, und wenn sie fehlen, so wird die Schuld zunächst auf den höchsten nordischen Vertreter des Volks, den König, geworfen, wie dies auch bei den nordischen Germanen geschah und oft noch weiter führte, z. B. Yngl. S. 48. Nach zwei Mißernten, wo schon nach der zweiten das gewöhnliche Menschenopfer gethan war, et þridja haust komu Sviar fiölmennt til Uppsala, þá er blót skyldu vera: þá áttu höfdingjar rádagiörd sína, ok kom þat ásamt med þeim, at hallaerit mundi standa at Domalda konungi þeirra, ok þat med at þeir skyldu hönum blóta til árs ser, ok veita honum atgöngu ok drepa hann ok rioda stalla blódi hans; ok svá gerdu þeir. —

Quell des Rechts und der Ordnung in menschlichen Dingen empfunden werden, aber nicht dieser deutsche Himmelsgott. Blos weil der Zusammenhang des Blutes die Anfänge der sittlichen Ordnung des bürgerlichen Lebens in ihren hervorragendsten Spitzen mit dem höchsten Himmelsgott vereinigte, erschien auch er allmählig als Gründer des Rechtes und Staates. Eine spätere Zeit mochte sich insbesondere da, wo die Aufregung des Kampfes mit den Römern weniger zerstörend auf den Volksgeist einwirkte, wie bei einigen niederdeutschen Stämmen, oder wo sie gar nicht empfunden wurde, wie bei den scandinavischen Germanen, mit ihrer mehr auf allgemeinen Grundlagen aus der Befangenheit des Familienstaates herausstrebenden Staats- und Rechtsentwickelung an den höchsten Gott als den Beschützer von Staat und Recht anlehnen. Aber man darf nicht übersehen, daß eben da, wo dies stattfinden konnte, der Volksgeist auch nicht ganz so mit blutigen und rohsinnlichen Eindrücken überfüllt war, wie bei den anderen deutschen Stämmen, die mitten in der geschichtlichen Bewegung der Zeit standen. Wäre dies der Fall gewesen, so wären der Wodan der Sachsen oder Odhinn des Nordens nie befähigt gewesen, der oberste Bewahrer und Pfleger der Stätigkeit in den gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu sein.[14])

Auch andere geistige Seiten des höchsten Gottes scheinen in ihrem wahren tiefen Gehalte von den elementaren und kriegerischen in ihrer ganz specifischen Färbung, die so weit von der ursprünglichen abwich, allmählig bei Seite geschoben, aber nie ganz verschlungen worden zu sein. In der nordischen Auffassung ist er der Geber der menschlichen Weisheit und Kunstfertigkeit in ihrer nach damaligen Begriffen höchsten Steigerung, also derjenige Gott, von welchem die Künste der Zauberei und der Beschwörung

14) Daß eine Art von Tradition auch bei den eigentlichen Deutschen später diese Seite des Gottes, wenn auch vielleicht ganz unvermittelt, festhielt, geht aus verschiedenen Rechtssymbolen, z. B. aus Lanze oder Speer und Stab und ihrer Bedeutung bis in die späteren Zeiten des nationalen deutschen Staatsrechtslebens hervor. Es waren Attribute des höchsten Gottes, die zunächst seine Macht als kriegerischer und siegreicher Herrscher, dann aber auch als oberster Beschützer und Erhalter der menschlichen Zustände bezeichneten, gerade so wie der Hammerwurf der Rechtssymbolik auf die social-politische Bedeutung des Donnergottes hinweist.

der niederen göttlichen Mächte den von ihm besonders begünstigten Menschen verliehen und diese gewissermaßen über die unteren Götter- und Dämonenreihen hinaus an seine Seite gerückt werden. Er ist der Verleiher der heiligen Begeisterung, die besonders mächtig in den von ihm erfüllten Seherinnen sich offenbart und durch ihren Mund unmittelbar in die Geschicke der Völker eingreift; dann, was nur die andere Seite desselben Vorganges ist, der Begründer und Beschützer der Dichtkunst und der Erfinder der geweihten Runen. Wenn irgend eine Seite des Gottes, so ist es diese, die den Römern seine Identität mit Mercur oder noch mehr mit dem griechischen Hermes aufdrängen mußte, und so mögen denn Zauberei und Beschwörung, Wahrsagung und Poesie, die in der taciteischen Zeit so tief mit dem Gesammtleben des deutschen Volkes verwachsen sind, auch wirklich damals noch als seine eigentlichsten Gaben gedacht worden sein. Auch schimmert hier überall die Möglichkeit einer inneren Vermittelung mit dem Grundbegriff des späteren Wuotan zu deutlich durch, als daß sie abgewiesen werden dürfte. Es liegt hier überall der Begriff der Erregung des Gemüthes, die bis zu heiligem Wahnsinn steigen kann, zu Grunde, also dieselbe Anschauung, die, nur nach einer anderen Richtung hin gedrängt, das Berserkerthum unter seinen Schutz stellte.

Es ist freilich nicht zu behaupten, daß diese angegebenen Aeußerungen der Geistes- und Gefühlsthätigkeit unter den deutschen Stämmen, welche am meisten in die Verwilderung des Kriegslebens hineingezogen wurden, ganz verstummt wären. Im Gegentheil deuten eine Menge von Spuren auf eine äußerlich üppige Enfaltung der düstersten Seiten dieser Art von Gemüthsbewegung, der Zauberei und Beschwörung[15]); aber auch das Heldenlied zum Andenken der gefallenen Stammesgenossen, überhaupt der Heroen ist nicht verklungen. Aber die Zauberei und Beschwörung löst sich doch mehr und mehr von den Göttern los und tritt als eine eigene dämonische Kunst auf, hauptsächlich im Dienste des bösartigen Egoismus und zum directen Schaden der anderen. So lange sie in Verbindung mit dem höchsten Gott der Menschengeschicke war, durfte sie dies nicht; sie war nur gegen die Feinde

15) S. darüber unten die weitere Ausführung.

des Stammes und des Gottes oder gegen die gespenstischen Mächte der Unterwelt anwendbar, wenn sie sich noch als die Gabe des höchsten Gottes bekannte. Gewiß ist schon damals auch eine andere, dem puren Egoismus zu jedermanns Schaden dienende Zauberei geübt worden, die nicht mit dem Gotte in Verbindung gesetzt werden durfte, wenn man seinen Namen nicht entweihen wollte, und diese scheint allmählig jene nach dem sittlichen Gefühle der Zeit erlaubte und sogar geweihte verdrängt zu haben.

Aber auch wenn man sich den Gott noch immer, trotzdem, daß er im Wettersturm daher fuhr, das Todtenheer führte, und ihm auf blutigem Schlachtfelde das Herz lachte, als Herrn und Vorsteher der Poesie und der zarteren damit in Verbindung stehenden Erhebung des Geistes zu denken vermochte, so blieben doch auch diese feineren Seiten seines Begriffes von der allgemeinen Vergröberung nicht unberührt. Auch die Poesie ging, so weit sie mächtig in das Volksleben eingriff, nothwendig denselben düsteren Weg, den das Volk selbst eingeschlagen hatte. Eine Milderung und Beruhigung kam durch sie nicht in das menschliche Gemüth und eben so wenig in den Begriff des höchsten Gottes, der sie verlieh, wenn sie nur von Schlacht und Tod zu singen verstand, und der deutsche Geist konnte durch die Ahnung der Allgewalt des Gottes keineswegs eine Begrenzung seiner rastlosen Aufgeregtheit in ihrem dämonischen, wie es schien, den Untergang aller weicheren Menschlichkeit herbeizwingenden Drange fühlen. Er wurde im Gegentheil dadurch nur zu noch größeren Excessen erhoben, seitdem der höchste Gottesbegriff nichts weiter als der ganz unverhüllte Ausdruck der zügellosesten Subjectivität eines wilden Barbarenthums geworden war.

Wahrscheinlich wird auch die deutsche religiöse Vorstellung gerade so, wie die nordische, die beiden anderen Gestalten der Dreiheit der großen Götter in das Abhängigkeitsverhältniß von Söhnen zu dem höchsten Herrscher des Himmels und der Elemente gesetzt haben. Jedenfalls sind sie in dem Kern ihres Wesens so sehr zu einseitig gedachten Thätigkeiten geworden, daß sich eine solche blutsverwandte Zugehörigkeit, auch wenn sie nicht ursprünglich gegeben war, allmählig doch von selbst einstellen mußte, sobald man überhaupt die elementaren Gottesbegriffe zu menschlichen Gestalten fester zu bilden begann und dabei nach dem Vorbild des

menschlichen Familienstaates auch einen Familienstaat der höheren Götter gestaltete.

Der Donnergott.

Der deutsche Donnergott hat mehr als ein anderer der drei großen Götter die rein elementare[16]) Seite seiner Macht nach außen gekehrt, wie es schon sein gewöhnlicher Name anzeigt, der

---

16) Die elementare Seite des Donnergottes ruht offenbar auf der Naturerscheinung des Gewitters, aber es kommt darauf an, herauszufinden, welches Moment in diesem Naturproceß wieder am unmittelbarsten die Basis zur persönlichen Gestaltung des ganzen Vorgangs abgegeben hat. Zeus und Donar sind beides Götter des Gewitters, aber in beiden ist, abgesehen von allen sonstigen Gegensätzen auch innerhalb ihrer congruenten Sphären, doch ein merklicher Unterschied. Bei Zeus ist offenbar der erhabene Klang des Donners und seine Erd- und Himmel-erschütternde Gewalt der Keim der Persönlichkeit, daher denn auch das Neigen seines Hauptes, das Schütteln seiner Locken Erde und Himmel erzittern macht. Bei Donar ist es der Feuerstrahl des Blitzes, also das Element des Feuers, das zunächst dem Sinne entgegentrat. Daher die bekannten Züge in seiner äußeren Gestalt, sein rother Bart u. s. w. In so fern kann man ihn mit dem römischen Vulcan eben so gut als mit Jupiter vergleichen, und so lange er noch nicht zu concreter Persönlichkeit erhoben war, noch eher mit Vulcan als mit Jupiter. Daher ist es auch nicht zu gewagt, in dem Vulcan Cäsars den später persönlichen Donnergott zu sehen, welcher von den christlichen Berichterstattern über deutsches Heidenthum gewöhnlich mit Jupiter bezeichnet wurde, weil sie einen der höchsten römischen Götter, zu denen Vulcan in dem späteren Pantheon offenbar nicht zählte, zur Vergleichung mit diesem so mächtigen und so verehrten deutschen Gott herbeiziehen mußten, und dann, weil der ganze Naturvorgang, den er beherrschte, wenn er einmal ihm in seiner concreten Totalität übertragen war, besser mit der Thätigkeit Jupiters als mit der Vulcans stimmte, von dem man allenfalls nur wußte, daß er die Donnerkeile Jupiters schmiede. — Daß der Begriff des römischen Vulcan sich noch sichtbarer in einer anderen Göttergestalt der specifisch-nordischen Mythologie, in Loki, nachweisen läßt, so weit die rein elementare Seite des Gottes — denn auch er hat seine reich entwickelte kosmische und ethische — in Frage kommt, nimmt der obigen Annahme nichts von ihrer Wahrscheinlichkeit. Donar ist das irdische und himmlische diesseitige Feuer, segnend und zerstörend wie dieses, aber im ganzen doch mit entschiedenem Vorwiegen der segnenden Wirkung, sonst wäre der Gott eben nicht in die Reihe der höchsten Menschengötter aufgenommen, sondern bei Seite als ungeheuerlich-dämonische Gestalt gedrängt worden. Das Feuer soll nach germanischer kosmologischer Vorstellung den Untergang der ganzen diesseitigen Welt herbeiführen. Es wird auch in dieser Eigenschaft seiner Materie nach als gleich mit dem diesseitigen Feuer, das der Donnergott entzündet hat, gedacht, wie ja auch das Feuer der christlichen Hölle und des christlichen Weltbrandes seiner Materie nach identisch ist mit dem irdischen oder elementaren. Derselbe Trieb nach persön-

in unzähligen Ortsbezeichnungen[17]) über das Gebiet aller deutschen Stämme besonders an hohen Berggipfeln haftete, die vor allen anderen Localitäten dem mythenbildenden Geist der Urzeit als sein Lieblingsaufenthalt erscheinen mußten. Gewiß trat die wohlthätige Seite des Gewitters, das er beherrschte, dem Glauben fortwährend nahe, und nicht blos deshalb, weil der Blitz als der heiligste Urquell des Feuers galt. Daher ist er, und nicht blos im Norden allein, so gut wie der eigentliche Himmelsgott der Verleiher der Fruchtbarkeit des Feldes, ein besonderer Beschützer des Ackerbaues. Vielleicht weist darauf auch noch die Vorstellung der nordischen Mythologie hin, daß er die Seelen der Knechte, denen doch

licher Belebung der elementaren und kosmischen Kräfte, der Wuotan und Donar zu concreten Gestalten bildete, mußte auch Loki d. h. das jenseitige Feuer zu einer solchen machen, und damit war denn auch seine Ausdehnung auf ethische Vorstellungen gegeben, aber das Maß der mit der elementaren Grundlage in unzertrennliche Verbindung gebrachten anderen Momente ist damit nicht bestimmt. Es konnten viele oder wenige herangezogen werden, und nach diesem Mehr oder Minder entschied es sich, ob bei ihm, wie bei anderen Göttern, die elementar-kosmische oder die ethische Seite überwiegen sollte. In der Wirklichkeit überwog die ethische, und er ist der Dämon des Bösen geworden, das die Auflösung der sittlichen Grundlagen der Welt will und durchsetzt. Aber in der specifisch-deutschen religiösen Vorstellung ist er noch nicht mit Sicherheit nachzuweisen, und aus inneren Gründen ist es geradezu gewiß, daß er in dieser Weise hier gar nicht vorhanden war. Da ihn die nordische Mythe so sehr nach der ethischen Seite hin entwickelt, so kann es nicht befremden, noch einen mehr elementaren zerstörenden Feuergott, Surtr, dessen Name deutlich seinen Begriff bezeichnet, neben und in gewissem Sinne über ihm entwickelt zu finden, also drei Vulcane statt des einen. —

17) Donnersberge, Donnersbühle, Donnersheuge &c., nachgewiesen bei Gr. p. 150. Die Polemik, die Müller (Altd. Rel. 170) dagegen erhebt, ist unzulänglich. Wenn die Deutschen überhaupt den Donnergott als Donnergott verehrten, was er wahrscheinlich nicht in Abrede stellen wird, so ist es selbstverständlich, daß sie die Orte, wo das Gewitter oder der Blitz mit einer besonderen Vorliebe waltete, als dem Gott besonders geheiligte Stätten ansahen und, wenn sie sie nach Donar benannten, dabei an den Donnergott, nicht an die abstract-physikalische Naturerscheinung, die der Blitz begleitet, dachten. — Ueberhaupt ist in dem genannten, in seiner Sphäre sehr brauchbaren Buch, das keineswegs mit wegwerfender Verachtung behandelt werden darf, eine gewisse vulgär naturalistische Kritik oft sehr störend. Sie paßt wenig für eine Zeit, die ganz in Supernaturalismus aufging, denn hätte sie das nicht gethan, so hätte sie eben keine Mythe gebildet, und es wäre nicht nöthig, Bücher über das deutsche Heidenthum zu schreiben. —

wesentlich die Betreibung des Ackerbaues oblag, zu sich nehme.[18]) Aber er ist auch, weil das Feuer des Herdes als das einfachste Symbol der Heimatlichkeit galt, ein Beschützer des Familienlebens, daher im Norden wenigstens entschieden der Beschützer der Ehe, und auf deutschem Boden des Grundbesitzes, welcher durch ein Symbol, das von dem Hauptattribut des Gottes hergenommen war, durch den Hammerwurf, geheiligt wird. Daß der Blitz, den er schleudert, ebensowohl verzehren und verderben kann, wie die Luft reinigen und die Erde erschüttern, daß das Wachsthum der Früchte dadurch befördert wird, fiel in der Vorstellung von dem Wesen des Gottes naturgemäß zusammen und dies allein ist noch keineswegs eine Ursache, auch ihm ein Ueberwiegen der dämonisch-finsteren und schreckenerregenden Seite zuzusprechen, das wir bei dem höchsten Himmelsgott wahrgenommen haben. Denn es kam nur dem Menschen zu, durch eifrige Hingabe an den Willen des Gottes, vor allen Dingen durch reichliche Darbringung der ihm genehmen Opfer seine Gnade zu erkaufen und seinen Zorn zu besänftigen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß sich das Gemüth selbst bei einer milderen und versöhnenderen Auffassung der Natur dieses Gottes doch mehr in Scheu als in Vertrauen ihm zuneigen mußte, weil Blitz und Donner, selbst wenn man ihre segnende Bedeutung nicht aus den Augen verlor, auf den natürlichen Menschen doch zunächst immer im höchsten Grade schreckerregend wirken.

Erwägt man aber, daß in der deutschen Vorstellung diese elementare Seite des Donnerers nicht in der Weise durch eine größere ethisch-menschliche Bedeutung oder durch eine höhere und humane Göttlichkeit beschränkt und, wenn man will, gemildert war, wie in der griechischen und römischen Vorstellung, wo Donner und Blitz als ein Attribut, und zwar als das majestätischeste, in der Hand des Vaters der Menschen und Götter, des allwaltenden Herrn des Himmels und der Erde lag, aber daneben auch die ganz unbeschränkte unendliche Fülle aller der Gaben, mit denen die Menschen überhaupt erquickt werden konnten: so erhöht sich der unheimliche Eindruck seiner nächsten elementaren Bedeutung noch um vieles. Ueber ihm steht nur der mehr finster schreckhaft als licht

18) Daß die Knechte zu Thorr kommen, ist specifisch-nordisch, s. Gr. 154.

freundlich gedachte höchste Gott; im gewissen Sinn ist der Donnergott, wenn er auch innerhalb seiner Sphäre unbeschränkt gedacht wird, doch wieder beschränkt und gebunden durch die Kraft des höchsten Gottes. Wenn er also auch den Menschen vielleicht anfänglich als freundlich gesinnt erscheinen mochte, so geschah doch dieser Auffassung nothwendig Eintrag, sobald sich Wuotan in der oben dargestellten Weise zu einem dämonischen Sturmgott entfaltete. Die freundlich segnende Seite des Donnergottes hat sich daneben noch als ein Nachklang aus einer weniger gestörten Stimmung der Volksseele erhalten, genau so, wie auch in Wuotan immerfort eine Erinnerung an seine mildväterliche, das Gedeihen der Menschen befördernde Kraft mitgeführt wird, selbst als sie in gar keinem inneren Zusammenhang mehr mit der vorzugsweise herrschend gewordenen Anschauung von der Natur dieses Gottes stand.

Bedenklich ist es, selbst wenn wir die schon versuchte menschlichste Erklärung zulassen, daß auch der Donnergott in so untrennbarer Verbindung mit dem Tod, also mit der eigentlichen Nachtseite des Empfindens in ihrer concretesten einfachsten Haltung steht. So sehr es sich auch in der einfachsten Bildung religiöser Vorstellungen, sobald die physikalischen Mächte in Menschennaturen und Formen überzugehen beginnen, von selbst versteht, daß ein und dieselbe göttliche Macht die ganze Existenz des Menschen ergreift und ihn bis über das Grab hinaus in ihrer Gewalt behält, so daß ein und derselbe Gott zugleich der Gott der Lebenden und der Todten ist, und daß er die, welche ihn im Leben verehrt haben, auch nach dem Tode zu sich nimmt, so ist es doch ebenso naturgemäß, daß, sobald die einzelnen menschlich gebildeten Götter in voller Individualität auftreten und sie nur bestimmte Functionen der allgemeinen göttlichen Mächte repräsentiren, der Begriff der Todesgottheiten abgetrennt wird von denen, die dem Leben in seinen verschiedensten Beziehungen vorstehen und es beschützen. Selbst wenn sie, was nur die andere Seite des Beschützens ist, auch die Macht haben, es im Zorne zu vernichten, sind sie deswegen noch nicht Todes- oder Unterweltsgötter. Gerade so aber, wie die deutsche Vorstellung selbst, als sie ihre Götter immer concreter bildete, doch nicht umhin konnte, sich den höchsten Himmelsgott auch zugleich als Unterwelts- oder Todesgott zu denken,

ebenso ist es auch bei dem Donnergott der Fall, und dieses trug ohne Zweifel nicht wenig dazu bei, das Grauen vor ihm noch zu steigern, denn ein Grauen stellte sich ganz von selbst für die menschliche Empfindung bei jedem Todesgott ein, selbst wenn der Zustand der bei ihm versammelten Seelen der Abgeschiedenen keineswegs als ein qualvoller gedacht wurde.

Der Donnergott wird schon in dem taciteischen deutschen Göttersystem auch zugleich als Kriegsgott bezeichnet, wenn man den Namen Hercules und die weitere Notiz, daß ihm vor allen anderen Göttern die Schlachtlieder galten, auf ihn beziehen darf. Ist vielleicht auch ein wirklicher Heros mit ihm zusammengeworfen, auf welchen die taciteische Bezeichnung „der erste aller Helden" besser passen würde, als auf einen aus der Reihe der höchsten Götter, so wird doch, wie überall, auch in diesem Heros, der dann zugleich als sein Sohn gedacht wurde und deshalb mit ihm auch schon durch die Namensähnlichkeit identificirt werden konnte, eine Hinneigung auf die Bedeutung und den Begriff des Vaters gegeben sein.[19]) Wenn er nicht auch in den Kämpfen der Menschen als unmittelbar eingreifender Gott gewaltet hätte, so wäre eine Verknüpfung eines Heroen, der vorzugsweise als Erreger des Kriegsmuthes galt, mit ihm unmöglich gewesen. Für die spätere Zeit liegen allerdings keine ausdrücklichen Zeugnisse für diese Auffassung des Donnergottes vor, aber wenn sie einmal überhaupt schon dem Glauben des Volkes lebendig geworden war, so konnte sie sich bei der Richtung, die der Volksgeist mehr und mehr annahm, die in dem höchsten Gott die kriegerische Seite mehr und mehr hervordrängte, nicht wieder verlieren, sie konnte sich nur steigern, ja man kann behaupten, wenn der Volksgeist nicht diese kriegerische Seite des Donnergottes in erhöhter Potenz zu entwickeln vermocht hätte, so hätte er selbst aus der Reihe der höchsten Götter herabsteigen müssen, in der er doch fortwährend erscheint. Schwer ist es allerdings, sich zu vergegenwärtigen, wie sich die kriegerischen

19) S. oben p. 72, wo der Versuch gemacht wurde, die Identität des taciteischen Hercules und des Donnergottes nachzuweisen. Der menschliche Heros Hercules könnte sehr wohl sein Sohn sein, d. h. eben er selbst wieder in beschränkter Gestalt, nur dürfte man dann nicht mit Grimm l. c. an Arminius denken.

Rollen zwischen den drei Hauptgöttern vertheilt haben mögen, da die Vorstellung des Volkes selbst in solchen genaueren Abgrenzungen der Gewalt verschiedener, in einen allgemeinen Begriff mit einander zusammenfallender Götter nicht scharf und consequent zu verfahren pflegte. Der Hauptgegensatz in der Auffassung ist schon in dem Gegensatz zwischen Wuotan und dem eigentlichen Kriegsgott gegeben. Es bleibt ihm also nur eine Mittelstellung übrig, die von beiden etwas in sich aufnahm. Aber doch muß sie auch wieder eine concrete Selbständigkeit gehabt haben, weil sich außerdem seine Bedeutung nicht erhalten haben würde, sondern mit der der beiden anderen Kriegsgötter zusammengefallen wäre, womit von selbst auch seine Ausstoßung aus der Reihe der höchsten Götter gegeben war. Erinnert man sich seines elementar-kriegerischen Auftretens, so liegt die Vermuthung nahe, daß er derjenige war, welcher die Reihen der Feinde niederschmetterte und sie so dem Todesstoß überlieferte. Es würde damit die halb geistige und halb sinnliche Seite des Kampfeslebens, die ihm nach seiner Mittelstellung zwischen dem geistigeren und sinnlicheren Kriegsgott zugekommen sein muß, doch wieder in einer gewissen Sphäre selbständig und der Phantasie faßlich genug haben heraustreten können.

Kosmische Seite d. Donnergottes.

Am meisten bestärkt diese Vermuthung das, was wir über die weitere Entfaltung der elementaren Natur des Gottes wissen, so weit er nicht blos mit Donner und Blitz die Menschen schreckt oder segnet, indem er die Erde, in so fern sie den Menschen unterthan und heimatlich ist, erschüttert und durch den Gewitterregen befruchtet. Er ist nach einer anderen Seite der gesammten kosmischen und theologischen Vorstellungen des deutschen Volksgeistes der eigentliche himmlische Kriegsgott, der Vorkämpfer der höheren und den Menschen befreundeten Götter gegen die von Natur bösartigen, diesen Göttern wie den Menschen selbst absolut feindseligen dämonischen Mächte. Er ist der Hauptfeind und Besieger der ungeheuerlichen Riesenwelt, und sein Hammer ist die furchtbare Waffe, der jene starren und rohen Mächte nicht widerstehen können. Seine unablässigen Kämpfe sind ein Hauptgegenstand der Sage und Poesie. Hierbei durfte die erhitzte Phantasie das Entsetzliche der Menschenkämpfe nun gar noch in das Ungeheuerlichste übertreiben, weil hier von vorneherein jedes menschliche Maß, was selbst die zügelloseste Phantasie immer in gewisser Weise respectiren

muß, so lange sie sich auf wirklich menschlichem Boden bewegt, wegfiel. Sein Steinhammer, den er auch mit dem Donner und dem leuchtenden Strahl im Zorn oder zum Segen der Menschen auf die Erde sandte, ist recht eigentlich zum Zerschmettern der ebenfalls steinharten Riesengeschlechter bestimmt, und Kampf reiht sich an Kampf, immer einer abenteuerlicher als der andere, ohne daß die krankhafte Phantasie sich selbst und dem Gotte je eine Ruhe in dieser potenzirten Kriegs- und Heldenarbeit verstattet hätte. Auch der Blitz des Zeus hatte das Geschlecht der wüsten Giganten niedergeschmettert, aber das war eine Lösung ein für allemal, und die Phantasie der antiken Welt begnügte sich mit diesem in die fernste Ferne der Zeiten fest eingesenkten grausigen Hintergrund der gegenwärtigen stätigen und ruhigen Klarheit des göttlichen Lichtreiches.

Da diese Riesenkämpfe zwar nicht ausschließend, aber doch vorzugsweise dem Donnergott zufielen, so begreift es sich leicht, daß er ihnen, die so ganz auf dem innigsten Behagen der Phantasie und des Gemüthes an der Beschäftigung und plastischen Heraustreibung seiner finsteren Seite beruhen, hauptsächlich seine hervorragende Stellung in der Götterreihe verdankte; es begreift sich leicht, daß er sogar vor dem eigentlichen Schlachtengott zu stehen kam, weil der spätere Glaube dessen Bestimmung doch fast ausschließlich auf die Blutarbeit der Menschen unter sich beschränkt hat. Nicht weil Donner und Blitz, der elementare Ausgangspunkt des Göttergebildes, an und für sich mit so imponirender Kraft auf das deutsche Gemüth gewirkt hätten, blieb der Donnergott als der zweite in der Reihe der großen Götter stehen, sondern weil sich aus seiner elementaren Vorstellung heraus jene andere als des eigentlichen Heroen der Götterreihe, des Zerschmetterers der halbgöttlichen Dämonen entwickelte. Darum würde es auch der Volksvorstellung sehr nahe liegen, daß sein Sohn als Heros für die menschlichen Krieger denselben Rang behauptet hätte, den der Gott selbst als Vorkämpfer der Götter behauptete. Es könnte vielmehr auffallend scheinen, daß ein solcher Gott nicht an die höchste Stelle gerückt wurde, sondern sich mit dem zweiten Platz begnügen mußte. Auch scheinen einige Andeutungen, z. B. die Abschwörungsformeln, welche seinen Namen vor den des Wodan stellen, so wie die sichere Thatsache, daß er in Norwegen als

eigentlicher Landesgott verehrt wurde, darauf hinzuweisen. Aber da alle weiteren Anhaltspunkte für die Erklärung der eigenthümlichen Stellung in den Abschwörungsformeln fehlen, und auf der anderen Seite eine Reihe unumstößlicher Zeugnisse vorhanden ist, wonach Wuotan oder Mercurius als höchster Gott nach wie vor und bei fast allen deutschen Stämmen verehrt wurde; da ferner überall scharf zwischen dem Begriff des allgemeinen höchsten Gottes und dem besonders verehrten Landes= oder Stammes= oder Ortsgotte unterschieden werden muß, und Thorr in Norwegen nur als solcher galt, keineswegs aber durch ihn Odhinn verdrängt, sein Cultus beschränkt, seine Grundbedeutung zurückgeschoben wurde, oder gar, so weit sie sich überhaupt in den Begriff des Donnergottes aufnehmen ließ, in diesem aufgegangen ist: so darf an der bekannten Rangordnung der beiden Götter nicht gezweifelt werden.

Es hat also der geistigere Gott vor dem derber sinnlichen den höheren Platz behauptet, nicht wegen seiner feineren Geistigkeit, nicht deshalb, weil der Geist als solcher, die alles durchdringende und belebende Macht dem deutschen Volke höher und erhabener geschienen hätte, als die concretere, die Titanen niederschmetternde Kraft des Donnergottes, sondern weil sich in jener eben wegen ihrer Unbestimmtheit und Unfaßbarkeit die freie und zügellose Subjectivität, die schrankenlose und ziellose Erregtheit des Individuums, im bestimmten Fall der Kampfestaumel des Kriegers, die Zuchtlosigkeit des fahrenden Reckenthums, die finstere Unruhe, welche den Einzelnen und die ganzen Volksmassen wie im Sturme vorwärts trieb, besser zu reflectiren vermochte, als sie es in der beschränkten, aber deswegen auch fester gezeichneten Gestalt des Donnergottes thun konnte. Alles, was die Phantasie der Grundstimmung der Volksseele Genehmes hier nachzuschaffen oder herauszuarbeiten vermochte, mußte doch die prägnantesten Züge des einmal fest gewordenen Bildes stehen lassen. Man konnte aus dem Donnergott wohl den rastlosen Bekämpfer der Riesen, den Bezwinger der Feinde der Götter machen, konnte ihn ruhelos in diesem Kampfe aufgehen lassen, ohne daß die Siege, die er unaufhörlich davon trug, im ganzen dem Verhältniß zwischen den freundlichen und feindlichen Naturgöttern eine andere Basis gegeben hätten, aber er wurde dadurch doch nie eine, das ganze Gemüth

in seiner vollen Unendlichkeit ergreifende und mit sich fortreißende göttliche Macht, wie es Wuotan war. Seine Rastlosigkeit galt doch immer nur ganz bestimmten Zwecken: sein Wesen bewegte sich zwischen innerlich gleichen Zielen, wenn sie auch äußerlich noch so vervielfältigt und bunt auftraten, in stetiger Einförmigkeit hin und her, so in seinem elementaren Walten, wie in seiner eigentlich göttlichen Thätigkeit. —

Der niedere Kriegsgott.

Als passende Ergänzung zu den beiden höchsten Göttern muß die Gestalt des eigentlichen Kriegsgottes erscheinen. Auch in ihm mag ursprünglich eine elementare Seite, eine Beziehung auf das Naturleben gelegen haben, aber diese ist ihm so ganz entschwunden, daß nur der Name allein noch eine Andeutung davon giebt. In diesem liegt ohne Zweifel eine Erinnerung an die kosmischen Beziehungen des Gottes. Er ist ein Himmelsgott, ein leuchtender Gott ebenso gut wie Wuotan und Donar, aber wie er sich neben diesen in die Herrschaft des Himmels getheilt habe, ist nicht zu ersehen. An die alten Naturgötter Cäsars dürfte sich für ihn schwer eine Anknüpfung finden, so leicht sich auch Wuotan mit Sol und Donar mit Vulcan vermitteln läßt. Es bliebe nur eine Beziehung auf den Mond übrig; doch diese bedarf, weil sie in gewagte Hypothesen verstrickt, noch der vorsichtigsten Erwägung.[20])

---

20) Ich vermuthe auch für den dritten der cäsarischen Götter die entsprechende spätere Gestalt gefunden zu haben, und zwar in der elementar-kosmischen Seite des Zin. Ihm wird in der nordischen Mythe die Hand von dem Wolfe Fenrir abgebissen, in dessen Rachen er sie als Pfand steckt. Fenrir aber ist der Dämon, welcher den Mond zu verschlingen droht und ihn, wenn er abnimmt, und auch noch mehr bei den Mondesfinsternissen, partiell und temporär schon in seinem ungeheueren Rachen hat. Der Gott, der den Mond vertheidigt und wieder dabei, mit dem Gestirn selbst identificirt, die Hand verliert, kann natürlich kein anderer, als der Mondgott selbst sein. So könnte man sagen, aus dem ehemaligen allgemeinen Himmelsgott sei zunächst der menschliche und segnende Gott des Nachthimmels, d. h. des an demselben dominirenden Gestirnes des Mondes, geworden. Auf deutschem Boden lassen sich nun freilich keine directen Spuren dieser Bedeutung des Gottes nachweisen, der vielmehr überall nur als Kriegsgott im beschränkten Sinne auftritt, so viel wir wenigstens sein Amt übersehen können. Aber die Andeutungen über ihn sind so unvollständig, daß wir recht wohl über eine wirklich vorhandene elementare Seite des Gottes ununterrichtet sein mögen. Aus deutsch-römischer Ueberlieferung lassen sich auch nur schwache Spuren des Zusammenhanges von

Auch ist es fast unmöglich, aus dem Mondgotte den Begriff des eigentlichen Schlachtengottes der späteren Zeit hervorsteigen zu lassen.

Seine Natur ergiebt sich hauptsächlich aus dem Gegensatz zu Wuotan als Kriegsgott gedacht. Er konnte um so mehr in sich die roheste und blutigste Seite des Kriegshandwerkes verkörpern, als er schon so frühe, jedenfalls schon in der taciteischen Zeit, auf diesen engen, aber um so schärfer gezeichneten Begriff beschränkt war. An eine Erweiterung war auch später nicht zu denken: er konnte innerhalb der einmal zugetheilten Sphäre nur noch einseitiger, noch energischer sich entfalten, aber keineswegs mehr zu der Allgemeinheit einer elementaren oder ethischen Gottheit emporsteigen. Es war der rechte Gott, an den sich die persönlichste Zuneigung des einzelnen deutschen Kriegers wandte, der in der

---

Wuotan mit der Sonne nachweisen, und doch ist dieser so ganz unzweifelhaft. Müller (Altd. Relig. p. 227 u. ff.) will in dem nordischen Heimdallr, dem leuchtenden Asen, den Mondgott sehen, und die von ihm beigebrachten Gründe sind theilweise sehr überzeugend. Er setzt ihn mit Ziu durch Rigr=Iring, einen Beinamen des Heimdallr, der seine Abstammung von Er, Eor darthun soll, in die Verbindung eines Sohnes zum Vater, d. h. es ist dieselbe Substanz, nur in etwas anderer Entwickelung. Indessen ist Heimdallr, wenn man nicht seine Identität mit Iring, die auf sehr gewagten Conjecturen beruht, zugeben will, in Deutschland nicht nachzuweisen. Iring aber, der lacteus coeli circulus bei Widukind I, 13, konnte, ohne mit Heimdallr zusammenzufallen, der Sohn Ziu's sein, wozu seine kriegerische Natur als menschlicher Heros vortrefflich paßt. Sein Ende stimmt ganz mit dem Bilde eines Sohnes des Schwertgottes: Iring vero — stans secus evaginato gladio prostratum dominum (Irminfridum) trucidavit — ipsum quoque Thiodricum obtruncavit, sumensque corpus domini posuit super cadaver Thiodrici ut vinceret saltem mortuus, qui vincebatur vivus; viamque ferro faciens discessit und verschwindet so für immer, um als lacteus coeli circulus an den Himmel zurückzukehren. — Daß Cäsar eine Luna und nicht einen männlichen Mondgott anführt, kann gegen diese Annahme nichts beweisen; er nahm nur eben den Götterbegriff aus seinem Kreise, der ihm den nächsten Vergleich in seiner Substanz darbot, da es ihm nicht darauf ankam, die Persönlichkeit der göttlichen Wesen der Deutschen, sondern nur ihren Inhalt als elementare und kosmische Gebilde zu bezeichnen. Ein männlicher Mondgott, den die römische Mythologie früher wahrscheinlich auch gehabt hat — es wird wohl Janus gewesen sein, der damals schon rein in das Gebiet der Archäologie in dieser Eigenschaft gehörte — war daher zur Vergleichung nicht zu gebrauchen.

Anschauung von Wuotan und Donar, so nahe er sie sich auch gerückt hatte, doch noch immer eine fremdartige, für seine dominirende Stimmung unfaßbare Seite vertreten fand, die ihn in einer Art von ehrerbietiger, mit geheimnißvollem Grauen gemischter Scheu von ihnen fern hielt. Dieser Gott allein war ganz menschlich nach der Stimmung der Zeit geworden; aber wie sie selbst über die Sphäre der auch unter Barbaren noch möglichen Menschlichkeit durch wüsten Kriegstaumel hinweggerückt war, so war es dem Gott, der ein solches Menschenthum potenzirt in sich trug, noch mehr geschehen. Trotzdem konnte er doch nicht die beiden höheren Götter, die bei aller ihrer Entstellung in ihrem Wesen um vieles geläuterter und weicher geblieben waren als er, von ihrem Platze verdrängen. Die deutschen Stämme sind mitten im ärgsten Kriegstaumel doch nie zu jener vollständigen und rettungslosen Bestialität herabgesunken, die sich bei Skythen, Geten und Alanen am deutlichsten dadurch kund gab, daß bei ihnen der bluttriefende Schlachtengott an die höchste Stelle ihrer Pantheons trat, ja die anderen Götter, wie es wenigstens bei den Alanen geschah, ganz aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängte. Wenn auch die äußeren Ausbrüche der Kriegswuth germanischer Stämme sich oft genug in gar nichts von dem unterschieden haben, was die erwähnten Barbaren im Uebermaß der Blut- und Beutegier vollbrachten, so lag doch noch ein Kern eines besseren Naturells, einer feineren Menschlichkeit latent in den Deutschen, der jenen Barbaren ganz abging. Wenn hinwiederum die frühere Geschichte der deutschen Stämme, so wie ihre spätere Entwickelung und einzelne Züge aus dem übrigen Gebiet ihrer religiösen Vorstellungen, ihren Rechtsanschauungen, ihrem Familienleben, ihrem Verhältniß zu Haus und Heimat nicht dafür sprächen, so würde schon der einzige Umstand, daß trotz aller inneren und äußeren Begünstigung dieser niedere Kriegsgott nicht die höchste und ausschließende Herrschaft in den germanischen Herzen einzunehmen vermochte, Beweis genug dafür sein, daß sich diese Herzen in ihren fernsten Tiefen doch auch noch für andere Gefühle, als die des bloßen rohen Kriegerthums, eine Stätte zu bewahren vermochten, wenn sie sie auch eine Zeit lang so zu sagen ganz im Verstecke hielten. —

Aber mochten auch jene relativ feineren Gottheiten ihren ursprünglichen Platz behaupten, so war damit nicht gesagt, daß

sie den offenkundigen Ehrenplatz im Herzen der Deutschen bewahrten. Dieser gebührte ohne Zweifel dem Kriegsgott, wenigstens bei allen den Stämmen, die in die Aufregung der Römerkriege und der Völkerbewegung des dritten und vierten Jahrhunderts hineingerissen waren. Er stand dem Krieger in der Schlacht zunächst, wo das Schwert, sein eigentlichstes Symbol, auch mit dem Gemüthe des Kriegers unter allen Waffen am engsten verwachsen ist. Vielleicht läßt sich aus dieser Heimlichkeit und Vertraulichkeit des Gottes auch erklären, daß er ganz anders, als die beiden anderen Götter, deren gewöhnlichste Namen durch alle deutschen Stämme hindurch immer als dieselben erscheinen, doch überall mit verschiedenem Hauptnamen bezeichnet wurde, nachdem der wahrscheinlich älteste, in hochdeutscher Form Zin, der allerdings schon durch seine Verbindung mit dem geläufigsten Namen des dritten Wochentages, des dies Martis der Römer, seine ursprüngliche Allgemeinheit durch ganz Deutschland beurkundet, zu kalt und fremd geworden war. So hieß er bei den Sachsen Sachsnot, der Genosse des Schwertes oder mit dem Schwerte[21]), vielleicht auch in nahe liegender Beziehung auf den Volksnamen selbst; bei den Baiern, d. h. jedenfalls schon bei den Stammvätern des späteren baierischen Stammes, also einem suevischen Volke, Er, Eor. So wenig sich die eigentliche innerste Beziehung, das Princip dieser Namengebung, noch erkennen läßt, gewiß ist sie deshalb geschehen, weil man sich des so ganz individuell gedachten Kriegsgottes, des eigentlichen Volksgottes, wenn man so

---

21) Das Schwert als Gegenstand religiöser Verehrung konnte selbstverständlich nur dem Kriegsgott geweiht sein. Wo der blutige Kriegsgott allein vorkommt, kann über diesen Sinn des Schwertcultus kein Fragen sein, z. B. bei Geten, Skythen, Alanen. Wenn die deutschen Quaden bei ihren Schwertern schwuren, so schwuren sie, da sie, wie alle anderen deutschen Völker, den hohen Lenker der Schlachten und den niederen Kriegsgott, seinen Sohn, verehrt haben werden, bei diesem letzteren, der ihnen als einem vorzugsweise in das wilde Kriegsgetümmel hineingezogenen Volke besonders nahe getreten war. Den Namen Sachsnot mit hülfreichem Beistand des Schwertes zu übersetzen, ist durch die Natur der Sache so geboten, daß die Einwürfe, welche von Müller (l. c. p. 226) dagegen erhoben werden, nur dazu da zu sein scheinen, um in einem kleinen Nebengegenstande eine überflüssige Polemik gegen Zeuß und Grimm anzufangen.

sagen darf, durch alle die deutschen Stämme, deren Existenz auf dem Schwerte ruhte, auch durch individuelle oder locale Bezeichnung möglichst vollständig zu bemächtigen versuchte.

Verhältniß der oberen Götter zu den dämonischen Naturmächten.

Bei aller der Menge dämonischer, der lichten Seite selbst eines Barbarengeschlechtes feindlicher Züge, welche das Bild der höchsten Götter verdüstert, ihren Begriff verwildert hatten, waren sie doch noch immer dem Menschen vertraulich geblieben, schon weil sie sich so bildsam in die inneren Metamorphosen des deutschen Geistes zu fügen wußten. Dies war dadurch möglich geworden, daß in ihnen stets mehr das numen, die waltende göttliche Kraft, als die plastische Aeußerlichkeit des Begriffes der Volksvorstellung nahe getreten war. So vermochten sie freilich leichter und biegsamer den Entwickelungen des Volksgeistes zu folgen, als wenn er es mit bereits ganz festgewachsenen, schon durch die charakteristischen Züge des Götterbildes vor jeder subjectiven Einmischung gewahrten Gestalten zu thun gehabt hätte.[22])

---

22) Auch in der späteren Zeit des deutschen Heidenthums sind nur wenige sichere Spuren von wirklichen deutschen Götterbildern in menschlicher Form erhalten. Man findet sie am besten zusammengestellt und im Einzelnen erklärt und beleuchtet bei Grimm p. 50. Die deutsche Phantasie hat sich im allgemeinen immer mit dem Symbol begnügt, mochte es in einem Pfahl oder einer Säule, in einem Schiffe, Götterwagen oder einem heiligen Thierbild bestehen, aber gelegentlich ist sie doch über diese überall auf ähnliche Weise sich zeigenden Anfänge der bildlichen Darstellung der persönlichen Götter bis zur Menschengestalt vorgeschritten, nur darf man nicht die fabelhaften Götzenbilder mittelalterlicher Chronisten oder späterer durch halbe Gelehrsamkeit verblendeter Sammler in Anschlag bringen, auch nicht die sogenannten heidnischen Malereien, welche jetzt hier und da mit großem Behagen als ganz erstaunlich merkwürdige Funde verkündigt werden, wodurch sich auch unter anderen der sonst so treffliche Panzer l. c. hat täuschen lassen, der in Forchheim das Bild einer deutschen Meeresgottheit auf Kalk gemalt entdeckt haben will. Doch muß man auch auf der anderen Seite nicht zu weit gehen und die drei ehernen Statuen in einem alamannischen Heiligthume des 6. Jahrhunderts für römischen Ursprungs halten, etwa für Bilder aus römischen Thermen, wie Müller p. 68 vermuthet. Offenbar traut er den Deutschen nicht so viel Fertigkeit in technischen Künsten zu, daß sie sich an die Herstellung eines Erzgusses wagen konnten. Aber wie er beschaffen war, ist nicht gesagt: er kann also möglichst roh ausgefallen sein. — Wie sehr die Gewerbe, die sich mit der Verarbeitung der edeln und unedeln Metalle beschäftigten, in Deutschland betrieben wurden und welche Stufe der Ausbildung sie erreichten, geht, wenn auch nicht aus

Doch läßt sich herausfühlen, daß diese großen Götter, deren Macht sich auch die sonst ungebeugten Seelen der deutschen Krieger des dritten und vierten Jahrhunderts beugen, noch mehr durch den negativen Gehalt ihres Wesens, als durch den positiven die Gemüther beherrschten. So wild und dämonisch sie geworden waren, sie waren doch noch immer im Verhältniß zu anderen Erzeugnissen der mythenbildenden Phantasie mild und menschlich. Es hatte sich aus den elementaren Substanzen heraus, welche eine frühere Zeit in naiver Zutraulichkeit als wesentlich den Menschen freundlich gesinnt vorstellte, eine große, fast ungeheuerliche Fülle von feindseligen göttlichen Wesen gebildet, die nur durch die Kraft der höheren Götter in Schranken gehalten wurden. Ihre verderbendrohende Macht kehrte sich sowohl gegen die Götter, als gegen die Menschen: gegen die Götter mehr, wie es wenigstens in der späteren Volksauffassung angedeutet liegt, weil sie den Menschen vor ihrer Feindseligkeit beschützten, dessen Kräfte allein nicht hinreichen wollten, sich ihres wüsten Ungestüms oder ihrer dämonischen Tücke zu erwehren, als weil sie ihnen in principieller Feindschaft gegenüber gestanden hätten. —

Zunächst entsprangen alle solche Vorstellungen aus dem natürlichen Scheidungsproceß zwischen eigentlich menschlichen Göttern und dämonischen Wesen, den jedes Volk mit einigermaßen ausgebildeten Anlagen zur Auffassung der Außenwelt im einzelnen auf seine Weise, im großen und ganzen aber immer nach denselben Entwickelungsgesetzen vollziehen wird. Die als das ganze menschliche Thun beherrschend und bedingend erkannten Mächte der Natur und der Elemente haben latent in sich die doppelte Möglichkeit einer für den Menschen segnenden und einer ihm verderblichen Kraftäußerung. Je nachdem das Gemüth des einen oder des anderen Volkes, durch allgemeine Anlage oder durch besondere

---

den Gräberfunden, weil über die Nationalität der Leiche schon und noch mehr über die Herkunft der Geräthe Zweifel sein kann, so doch aus der lebendigen Ueberlieferung der Sage von schmiedenden Zwergen und Helden und kunstvollen Schwertern und Schilden und aus historischen Nachrichten hervor. So z. B. spricht schon die *Vita Severini* (Mitte des 5. Jahrhunderts) von *barbari aurifices*, die einer deutschen Fürstin ein äußerst kostbares Diadem verfertigten.

geschichtliche Einflüsse im weitesten Sinne, wozu auch klimatische, geographische u. s. w. zu rechnen sind, mehr dazu gestimmt ist, die eine oder die andere Seite zu empfinden, wird in diesen ältesten Vorstellungen aus dem Entstehungsprocesse der Naturreligion, wie man eine solche Haltung des religiösen Bewußtseins am besten bezeichnen kann, die eine oder die andere Seite mehr hervortreten. Ein Volk, das sich mit freudiger Behaglichkeit seiner jugendfrischen Kraft bewußt ist, kann selbst unter ungünstig wirkenden Einflüssen der allgemeinen Anlage und der äußeren Umgebung periodisch die segnende Seite der dämonischen Naturgottheiten mit Vorliebe empfinden und in Mythus und Cultus zur Darstellung bringen. So lehrt es uns Cäsars unschätzbares Zeugniß, auf das man immer wieder als auf die Basis der geschichtlichen Nachrichten über das deutsche Heidenthum zurückkommen muß, bei den Deutschen seiner Zeit kennen. Die Ueberfülle der Kraft, das glückliche Gefühl der Ueberlegenheit über ihre Feinde, hat auch die relativ heitere Seite ihres Gemüthes in ihrer Religion nach außen gekehrt. Aber damit ist nicht gesagt, daß jene nächtige Seite der Elementar-Gottheiten nicht bei ihnen vertreten gewesen wäre. Es ist auch nicht damit gesagt, daß nicht der deutsche Volksgeist nach seiner ursprünglichen Anlage eine bestimmte Neigung, gerade die letztere zu hegen und groß zu ziehen, gehabt habe, die nur begünstigender äußerer und innerer Bedingungen wartete, um mit ganzer Energie herauszutreten.

Als die Scheidung der elementaren Gottheiten in mehr menschlich-persönliche und mehr elementare oder specifisch-dämonische vor sich ging, so viel sich sehen läßt in den anderthalb Jahrhunderten zwischen Cäsar und Tacitus, scheint zunächst die Bedeutung der eigentlichen Götter — eigentliche Götter, weil sie die wirklich menschliche Seite des menschlichen Empfindens und Denkens in der beschränkten Fassung, die der Zeit allein möglich war, vergegenwärtigten — so überwiegend gewesen zu sein, daß die dämonischen Mächte davor, wenigstens bei einem Gesammtüberblick über die Substanz des Volksglaubens, wie ihn Tacitus allein geben wollte und konnte, in den Hintergrund traten. Auch dies läßt sich aus der Geschichte der deutschen Stämme bis zu jener Zeit recht wohl erklären. Noch war nichts so ungeheueres geschehen, daß es den Volksgeist mit übermächtiger Wucht nach

der dämonischen Seite seines eigenen Innern hingedrängt hätte: er war noch im ganzen harmonisch gestimmt, bewegte sich noch immer freudig auf denselben nur etwas potenzirten und vergeistigten Grundlagen, wie in der früheren Periode der naiven Patriarchalität und der völlig unbewußten Kindlichkeit. Daß aber auch damals schon die dämonische Seite des religiösen Empfindens in ihm reich und großartig vertreten war, läßt sich nicht blos durch Rückschlüsse aus einer späteren Zeit und durch Hinblick auf die allgemeinen Entwickelungsgesetze religiöser Vorstellungen, sondern auch durch Tacitus' bestimmte Zeugnisse über Wahrsagerei, heilige Frauen und am besten aus dem, was er nach seiner Ansicht als geistige Haltung des gesammten deutschen religiösen Bewußtseins darstellt, schließen. Es ist unmöglich, darin eine weitgehende Entfaltung der dämonischen Seite, wenn auch immer noch mit relativer Gebundenheit, zu verkennen. —

Die Einflüsse der folgenden Zeit drängten nun umgekehrt diese Seite immer mächtiger in den Vordergrund. Selbst die höheren Götter wurden, wie gezeigt, in großem Maße davon ergriffen; es war also natürlich, daß sie in dem ihnen eigens von dem menschlichen Geiste angewiesenen Gebiete mit einer Art von unerschöpflichem Reichthum wucherte, und daß die Phantasie nicht müde wurde, den verdüsterten und vor sich selbst erschrockenen Geist durch immer neue und immer furchtbarere Schreckbilder, seine eigenen ihm in aller Leibhaftigkeit wirklich gewordenen Zerrbilder, immer mehr zu verdüstern und zu verwirren. Dieselbe innere Nothwendigkeit, die auch den eigentlichen Göttern mehr und mehr Leibhaftigkeit gab, so dünn und gespenstisch diese auch immerhin sich im Vergleich zu der griechischen und römischen vollendeten Plastik ausnehmen mag, trieb auch im Bereich der dämonischen Götterwelt zu immer concreteren Gebilden, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, hier sei diese erstrebte Leibhaftigkeit mit festerer Leiblichkeit bekleidet worden, als dort.

Diese Gebilde machten aber auch nach anderen Richtungen hin dieselbe Entwickelung durch, welche sich bei den anderen erkennen ließ. Auch in ihnen war neben dem rein physikalischen oder elementaren Begriff, der als ihre ursprünglichste Grundlage angesehen werden muß, in dem Augenblick eine Beziehung auf das Innere des Menschen, auf Geist und Gemüth, auf die Sittlichkeit

gegeben, als sie überhaupt in menschliche Gestalten einzugehen begannen. Aber die elementare überwog doch fortwährend; bei den höheren Göttern dagegen ist sie zurückgedrängt, obgleich nicht aus dem Bewußtsein entschwunden. So kehrte sich im ganzen und großen die Anschauungsweise des Volksgeistes auf dem Wege des allernatürlichsten, rein von inneren Momenten beherrschten Entwickelungsprocesses um.[23]) Während früher der Volksgeist sich in vertraulicher und gemüthlicher Freundschaft zu den Mächten der Natur gefühlt und nur in zweiter Reihe auch eine Ahnung von ihrer Wildheit und Tücke empfunden hatte, die gelegentlich los-

---

23) Mehrere der höheren Götter sind nach nordischer Mythe mit Töchtern aus dem Riesengeschlechte vermählt und so untrennbar mit den Dämonen verbunden. Dies lag nahe, weil in der stärker als bei den Männern hervortretenden elementaren Seite der Göttinnen die natürliche Anknüpfung nach dem Riesengeschlechte hin gegeben war, das ja ursprünglich die starren und plumpen Naturkräfte, noch ungebändigt von der menschlichen Geisteskraft und Geschicklichkeit, also auch von den höheren Göttern, soweit diese selbst nicht mehr blos elementar sind, darstellt. Dagegen ist nicht zu übersehen, daß, wenn die männlichen Gottheiten mit Riesenfrauen sich verbanden, diese zwar sich über die zu den Menschen im feindlichen Gegensatz gedachte Natur ihres Geschlechtes erheben, aber auch die Männer zu sich herabziehen mußten, besonders wenn man die auf einer außerordentlich tiefsinnigen und feinen Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse beruhende urgermanische Vorstellung von der nothwendigen Gleichheit der beiden Gatten in menschlicher Ehe an äußeren und inneren Lebensbedingungen, aus der in verschnörkelter Erstarrung die Ansicht über Mißheirathen des Mittelalters hervorging, erwägt. Der Mann erhob zwar seine Gattin zu sich, aber um dies thun zu können, mußte er auch eine oder einige Stufen hinabsteigen. Was von den Menschen gilt, gilt natürlich auch von den Göttern, und so war ihnen offenbar ein Eintrag in ihrem lichten und menschlich-heiteren Wesen gethan, wenn sie sich mit dem dumpfigen Riesenblut vermischten. Zuletzt läuft die Vorstellung wohl darauf hinaus, daß es dem germanischen Geist nicht gelang, die schwere elementare irdische Basis seiner höheren Götter ganz abzustreifen oder doch so zu verklären, daß kein Schlagschatten von Seite der düsteren elementaren Mächte, die neben lichten Göttern sich naturnothwendig entwickeln mußten, hereinfallen konnte. — Aus den beglaubigten Resten unserer deutschen Mythologie läßt sich nichts derartiges nachweisen, doch sprechen innere Gründe dafür, daß auch ihr die Vorstellung nicht fremd war. — Der umgekehrte Fall, daß Riesen Göttinnen geheirathet hatten, wird natürlich von der Volksvorstellung, wie aus Þrymsquida hervorgeht, als etwas ungeheuerliches empfunden, obwohl die Gelüste der Riesen ebenso naturgemäß dahin gingen.

brechend den Menschen und seine Werke vertilgen konnte, so war jetzt die Natur wesentlich mit feindseligen Mächten erfüllt, die dem Menschen auf jedem Schritt und Tritt Verderben bereiteten; ja das schwarzgestimmte Gemüth ging noch weiter: diese Mächte lauerten nicht blos auf das Verderben der Menschenwelt oder des einzelnen Menschen, sondern sie strebten auch nach einer Zerstörung der ganzen vorhandenen sichtbaren und unsichtbaren Welt, so weit sie nicht schon von ihnen erfüllt und beherrscht war, und vor allen Dingen nach einer Vernichtung der höheren Götter, deren Kraft für die Menschen zunächst, aber auch dann wieder für sich selbst, fortwährend diesem wüsten gespenstischen Andrang entgegentreten mußte, und ihn doch weder für die Menschen noch für die Welt noch für sich selbst je ganz zu bändigen und unschädlich zu machen stark genug war. Ja es lag sogar in dem Hintergrunde der menschlichen Empfindung der trostlose Gedanke, daß eine Zeit kommen werde, wo dieser ruhelose Streit zu Gunsten der Feinde der Menschen und Götter sich wenden müßte.

Deshalb war es natürlich, daß so gestimmte Menschen mit unnennbarer Scheu den bösen elementaren Mächten oder der Totalität der Natur, die so überwiegend von ihnen erfüllt war, entgegen traten. Die sonst so rücksichtlosen kühnen Herzen der deutschen Krieger, die auf dem Schlachtfelde keine Furcht und kein Grauen kannten, waren von doppeltem und dreifachem Bann der Furcht und des Entsetzens gefesselt, sobald sich ihre Empfindung von dem Gegenstand der nächsten concretesten Aufregung des Schlachtgewühls und des rohen Sieggenusses nun wieder in sich selbst und zu den allgemeinen Bedingungen ihres Daseins und des Daseins dieser ganzen sichtbaren Welt kehrte.

Die mehr geistig-persönliche Seite dieser Spukgestalten war im Gegensatz zu den höheren Göttern, in welche ebenso wie in diese der Geist und das Gefühlsleben des Volkes sich hineingesenkt hatte, nur die Kehrseite der bei jenen als heilig und groß verehrten Grundeigenschaften und Leidenschaften der Volksseele. Auch von dieser Seite her mußten sie dem Volke jetzt, wo es sie in so vielen und gewaltigen Gestalten als seinen eigenen, aber alle Züge zu Fratzen verwandelnden Spiegel immer vor sich sah, in derselben Weise beängstigend und Schauer erweckend entgegen treten, wie von der elementaren Seite her. Eins bedingte das andere. Die

Naturmächte wurden mehr und mehr als feindselige empfunden, weil sich, als die Spaltung in freundliche und feindliche Gottheiten vorging, der Volksgeist schon mehr und mehr nach seiner eigenen nächtigen Seite hingeneigt hatte. Wurden sie in persönliche Anschauungen, in selbständige dämonische Gestalten verkörpert, so mußte ihre geistige Substanz, deren sie nothwendig theilhaftig wurden, sobald man sie überhaupt persönlich dachte, mehr und mehr die Nachtseite des eigenen Innern des Volkes oder der Individuen abspiegeln, und dies wirkte wieder zurück auf die Verdüsterung ihrer elementaren Auffassung, und so in ununterbrochener Wechselwirkung steigend immer weiter fort.

Für das unmittelbare Volksbewußtsein der Zeit fielen selbstverständlich beide Seiten, die elementare und die geistig-persönliche, in der Vorstellung zusammen, wie bei den hohen Göttern und wie überhaupt bei jeder concreten Persönlichkeit, mochte sie nun ein bloßes Gebilde der eigenen Phantasie oder wirklich vorhanden sein, die Einheit des ganzen Wesens noch durch keine Reflexion in ihre für das Denken ursprünglich getrennten Momente zerlegt werden konnte. Wo und wie sie auch vorhanden waren, durch die Kraft der poetischen Thätigkeit des Volkes wurden sie unlösbar verkittet.

Riesen.

So waren dieselben Kräfte, welche die äußere Zersplitterung des Volkes, die Auflösung seiner ursprünglichen naiven Sittlichkeit auf allen Gebieten des Volkslebens verursacht hatten, nun in ihrer ganzen verderblichen Einseitigkeit und mit einer Herabdrückung unter das menschliche Maß gerade in Folge ihrer einseitigen Ueberreizung in ihrer plastischen Auffassung zur Grundlage dieser Dämonen geworden. In den so sehr verbreiteten Vorstellungen von riesenhaften Wesen trat der einseitige Begriff der leiblichen Stärke, der körperlichen Ueberkraft und des sinnlichen Genusses in dämonischer Steigerung hervor. Alles, was in menschlicher Kraftentfaltung und Raublust widriges und rohes zur Erscheinung kam, war hier von dem Volksgeist potenzirt und zum ungeheuerlichen Schreckbild vor sich selbst gestaltet worden. Daneben die ebenso wilde und rohe Genußsucht in der Gefräßigkeit, in der Trunksucht, die thierische Apathie nach dem Genusse oder nach der ebenso thierischen Aufregung des wüsten Kampfes — alles Züge, die der Wirklichkeit des Lebens unmittelbar entnommen und wie

dort ganz folgerichtig als in Wechselbeziehung einander stützend und steigernd gedacht wurden. Davor trat der elementare Gehalt dieser Wesen, da sie so ganz in concrete Menschlichkeit eingegangen waren, in den Hintergrund und läßt sich nur aus einzelnen Zügen noch herausklauben, z. B. daß sie die wüsten ungeheuerlichen Waldeinöden bewohnen, in Felsenlöchern hausen, daß ungeheuere Felsblöcke ihre eigentlichen Waffen sind, wie das Eisen die der Menschen. Aber selbst so viel Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung genügte, um die sichtbare Natur, so weit sie nicht in der nächsten Umgebung der Menschen der Cultur unterlag, zu verdüstern, da sie die Wohnstätte und den Tummelplatz der Riesen vorstellte, wo sie erbarmungslos ihre Gewalt gegen den durch seine eigene Kraft ihnen nicht gewachsenen Menschen gebrauchten.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den ebenso zahlreich und innerlich in derselben poetischen Mannichfaltigkeit entwickelten Zwergen. An Körperkraft sind sie der menschlichen im Allgemeinen untergeordnet, was sich schon in ihrer Gestalt ausspricht, die ebenso sehr unter dem menschlichen Maaß bleibt, wie die der Riesen dasselbe übersteigt. Auch sie sind nicht mehr die alten feindseligen Elementargeister geblieben, sondern, sobald sie in fratzenhafter Verzerrung von dem Menschen Gesichtszüge und Gestalt entlehnten, dämonisch freie Wesen, fast losgelöst von ihren alten elementaren Grundlagen.

In ihnen verkörperte sich eine andere Richtung derselben Entstellung der Volksempfindung, eine mehr geistige und subtile, als bei den Riesen, aber eine nicht weniger häßliche. Die List, die geistige Gewandtheit war ebenso wichtig geworden, als die bloße körperliche Kraft; das Gold, welches den Besitz verschafft, ebenso wünschenswerth, als der unmittelbare Genuß, ja in gewissem Sinne noch mehr werth, weil die erhitzte Phantasie sich durch dasselbe alle möglichen Wunder in der Wirklichkeit versagter Genüsse vorzaubern konnte. Auch diese Richtungen und Triebe waren durch die geschichtlichen Einflüsse ins Uebernatürliche und Furchtbare entstellt worden. So vergegenwärtigte sich nun in den Zwergen der Volksgeist seine eigene Heimtücke und Hinterlist, seine kalte Genußsucht und schrankenlose Habgier, insbesondere den rasenden Golddurst in potenzirter und fratzenhafter Gestalt, und von der elementaren Basis dieser Wesen blieb somit auch hier ein für die

unmittelbare Anschauung ebenso wenig erkennbarer Rest, wie bei den Riesen. Manches deutet hier wie dort für die spätere reflectirte Forschung freilich noch immer sichtbar genug darauf hin: so ihre Wohnsitze in den Klüften der Berge, in dem Schooß der Erde und des Gesteins, wo das Metall verborgen liegt, ihre Farbe, ihre greisenhafte Gestalt, vor allen Dingen aber der Glaube, daß die Krankheiten und Seuchen, welche geheimnißvoll und doch unwiderstehlich dahinraffen, von ihnen über die Menschen gebracht wurden.

Vielleicht könnte man annehmen, daß es für das Gefühl der damaligen Menschen weniger furchtbar erscheinen mußte, wenn sie sich ihre dämonischen Feinde schon an äußerer Gestalt ihnen selbst nicht gewachsen vorstellten. Ohne Zweifel muß dieser Umstand auch als ein wesentliches Moment zur Vergegenwärtigung des ganzen und vollen Eindruckes, den jene Zeit von ihren eigenen Gebilden empfing, im Auge behalten werden. Aber er wirkte doch anders, als wir von unserem heutigen Standpunkte aus anzunehmen geneigt sind. Was die Zwerge auf der einen Seite schwächer und weniger furchtbar erscheinen ließ, gab ihnen nach der anderen Seite hin eine feinere Wesenheit und damit eine Potenzirung des eigentlich Dämonischen im Gegensatz zu den viel stärkeren, aber auch viel einfältigeren riesenmäßigen Unholden. Wessen sich der Mensch zu diesen zu versehen hatte, wußte er, welche Kräfte ihnen zu Gebote standen, war ebenso, wie die Kräfte, die dem Menschen zur Abwehr dienen konnten, mit vollständigster Schärfe und Anschaulichkeit dem menschlichen Geiste gegenwärtig. Wirkung und Gegenwirkung waren hier relativ einfach und selbstverständlich, wie das ganze Wesen der Riesen, welches allmählich nichts weiter, als die plumpe Ungeheuerlichkeit der menschlichen Körperkraft und der Triebe der Sinnlichkeit in unendlicher Steigerung darstellte. Nicht so bei jenen kleineren Dämonen. Sie waren im Vergleich unendlich geistiger, ja man kann sagen, zu einer Verkörperung rein geistiger oder seelischer Eigenschaften geworden, und wie diese in sich unendlich, unfaßbar, so auch selbst mit unendlichen Mitteln zu schaden und zu verderben innerhalb ihrer Sphäre ausgerüstet, welche nicht, wie bei den Riesen, so zu sagen unter bestimmte Rubriken gebracht werden konnten.

Dann auch, und dies folgt wieder aus der Vorstellung ihrer Kleinheit und größeren Beweglichkeit, dachte man sie sich in unzählbaren Schaaren überall hin verbreitet, und wenn der einzelne der menschlichen Kraft an und für sich auch nicht gewachsen erschien, so ersetzte dies doch reichlich die Masse, in der sie dem Menschen feindlich gegenüberstanden, insbesondere da ihnen ihre specifische Geistigkeit, ihre Schlauheit und Durchtriebenheit, ihre Kenntniß der geheimsten Naturkräfte, noch außerdem so sehr zu Statten kam.

Neben diesen eigentlichen Gespenstern der Oede, der Natureinsamkeit in Berg und Wald, in Klüften und im Innern des Erdgrundes hatte sich die Phantasie mit reger Geschäftigkeit auch alle anderen Elemente mit solchen Spukgestalten erfüllt und unheimlich gemacht. Wasser und Land wimmelten allenthalben von ihnen, und kaum vermochte sie der gefriedete Raum des gebauten Feldes oder die heilige Schwelle des Hauses von den Menschen abzuhalten. Und wenn auch nicht bei Tage, so reichte doch bei Nacht dieser dämonische Unfug bis an den noch so sehr gesicherten Menschen heran. Im Schlafe vor allen Dingen benutzten sie ihre unheimliche Macht, um den Geist, und auch den Leib zu peinigen, wenn der Mensch wehrlos dahin gegeben war und nicht von einem höheren Schutze gesichert werden konnte, den er ja dann nicht einmal im Augenblicke der Gefahr zu seinem Beistand zu rufen vermochte.

Es konnte nicht fehlen, daß sich, bei einer so engen und unmittelbaren Berührung der Geisterwelt mit der menschlichen, der menschliche Geist endlich durch eine Art von Nothbehelf, wie man es nennen darf, Sicherheit vor ihnen zu verschaffen suchte. Es konnte ein gewisser freundlicher Rapport zwischen beiden Reichen eintreten, ohne daß die menschliche Natur deswegen sich ganz jenen Mächten dienstbar gemacht hätte. Denn wenn dieses geschah, so hörte damit die wirkliche Menschlichkeit auf, oder, transscendental gewandt, der unmittelbare Schutz der höheren göttlichen Mächte, die die relative Lichtseite der Menschenart und des Naturlebens verkörperten. Es war dann ein ähnlicher Abfall und eine ähnliche Verschuldung, wie sie in den späteren christlichen Sagen von der Hingabe an den Teufel sich findet; und die dämonischen Geister des Heidenthums strebten ebenso wie dieser auf alle mögliche Weise,

durch List und Gewalt, den Menschen ihrem Reiche zu gewinnen und damit die Kraft der ihnen gegenüber solidarisch verbundenen Menschheit und des höheren Götterreiches zu schwächen. Dieser Zug leuchtet mit überzeugender Klarheit hindurch in den so häufigen Sagen von Kindern und Frauen, auch wohl Männern, welche hauptsächlich durch die Zwerge — weil die riesige Plumpheit weniger dazu sich eignete — für immer oder auch zeitweilig entführt wurden. Wer sich ihnen dreist ergab, war in dem Besitze der dämonischen Mächte und Kräfte, die sie selbst beherrschten, aber er war für immer der Menschheit und den Göttern entrückt, also für das Diesseits und Jenseits, freilich nicht im christlichen Sinne, verloren. Auch der eigene freie Wille vermochte dies zu thun, und die eine so sehr sich entwickelnde Seite der Zauberei, eine charakteristische Ausgeburt der finstersten Zeiten des deutschen Volkslebens, konnte nur eine solche Tendenz haben, während die andere, welche den Beistand der höheren Göttermächte gegen jene Unholde versicherte, daneben mehr und mehr außer Bedeutung gekommen zu sein scheint.

Aber auch ohne daß eine für den Menschen so verhängnißvolle ewige Hingabe nothwendig einzutreten hatte, konnte eine gewisse gemüthliche Beziehung mitunter den regelmäßigen und natürlichen Zustand der Feindseligkeit zwischen der Menschenwelt und der dämonischen unterbrechen. Sobald die letztere überhaupt in so ganz concrete menschliche Formen gekleidet war, rankte sich auch das Gemüth an diesen Gestalten empor, das überall selbst in der ärgsten Entstellung des deutschen Wesens noch ein Plätzchen für sich zu behaupten wußte. Es waren eben doch auch Menschen, diese Riesen und Zwerge, wenn auch nur Fratzen des Menschenbildes, aber warum sollte nicht auch eine Fratze gelegentlich menschlich fühlen können? Besonders wenn sich die menschliche Art durch den Schutz der Götter recht wohl gesichert gegen diese gespenstischen Wesen glaubte, konnte sie nach der anderen Seite hin mit einer gewissen humoristischen Gutmüthigkeit auch einzelne gute Züge mitten aus jener typischen Entstellung der Menschennatur herausscheinen lassen. Daher die verbreiteten Vorstellungen von der Treue und Wahrhaftigkeit der Riesen, gerade so wie das menschliche Geschlecht der Vergangenheit in dem festen Glauben an seine Kraft eben auch treuer und wahrhafter gewesen war. Oder die Hülfsbedürftigkeit der kleineren und schwächeren Zwerge erweckte

bei den Menschen eine Art Mitleid, aus dem sich häufig freundliche und segensreiche Verbindungen für die letzteren entspannen, welche durch kein ungeheures Opfer, durch keine Aufgabe der ganzen Menschlichkeit erkauft werden durften.

Es mußten auch der verdüsterten Phantasie dieser Zeit solche Vorstellungen noch von einer anderen Seite her nicht ganz ferne liegen. Neben den unholden dämonischen Geistern, welche die Natur in allen ihren Gestaltungen dem Menschen feindlich machten, hatte früher eine wenigstens ebenso zahlreich und kräftig vertretene Reihe freundlicher Naturdämonen gestanden, identisch mit jenen in ihrer elementaren Grundlage, aber nur nach der anderen Seite hin entwickelt. Diese lichten Naturgeister standen naturgemäß, sobald sie persönlich gedacht wurden, in nächster Beziehung zu den höheren eigentlich menschlichen Gottheiten, sie wurden ihre Diener und die Vollstrecker ihrer Befehle, vor allen Dingen ihre gewöhnlichen und besonders berechtigten Vermittler mit der Menschenwelt.

So sehr sie auch dem Begriffe nach von den nächtigen Gestalten sich geschieden hatten, so konnten beide doch nicht in jedem einzelnen Fall durch die Phantasie auseinander gehalten werden. Sie theilten ja dasselbe Herrschaftsgebiet, die elementare Natur, mit ihnen, wurden auch in ihren Functionen ganz ähnlich wie jene nur nach der lichten und gütigen Seite hin vorgestellt. Ein Schimmer von ihrem freundlich glänzenden Wesen fiel gelegentlich auch auf jenes Gespenstervolk und erleichterte dem so von innen heraus um Befriedigung und Beruhigung nach dieser Seite hin ringenden menschlichen Gemüth seine Arbeit.

Aber weit aus überwog doch immer der Schrecken vor der elementaren Seite der Natur, und die Grundstimmung blieb immer die einer rastlosen und in gewisser Weise wirkungslosen Kampfbereitschaft des Menschen gegen sie, die sich in dem Maaße steigerte, als im Innern selbst der Raum für die lichten und milden Regungen immer enger zusammenschrumpfte. Wenn die höheren Götter nicht fortwährend mit ihrer ganzen Kraft ins Mittel getreten wären, so hätte die menschliche Kraft ihnen endlich doch erliegen müssen, besonders da sich die Verlockung zum Abfall an jene dämonischen Mächte fortwährend steigerte.

Aber die göttliche Kraft, so wenig licht und mild sie sich auch allmählich gestaltet hatte, genügte einst doch noch zur Abwehr

dieser fratzenhaften Verzerrungen der Menschennatur, wenn sie auch im Einzelnen ihre Uebergriffe in die heimliche Stätte des Menschenthums nicht immer zurückzuweisen vermochte und noch weniger sie für immer zu bändigen im Stande war, um einen Zustand wirklicher Befriedigung und Beruhigung der menschlichen Seele eintreten zu lassen. So wenig wie die plumpe und bestialische Gewaltthätigkeit oder die raffinirte Tücke und Habsucht von dem Einzelnen gebändigt werden konnte, oder als charakteristische Züge des Nationalcharakters in seiner Entstellung entschwanden, ebenso wenig gelang es, die Riesen oder die Zwerge ganz zu besiegen, besonders als die Kräfte, die gegen sie ins Feld geführt wurden, durch die allgemeine Vergröberung des Volksgeistes im Wesen nicht viel lichter und menschlicher waren, als die Feinde, die sie bekämpfen sollten. In das Bild der höheren Götter hatte sich ja auch dies Alles eingedrängt — woher auch sollte der Volksgeist die innere Schranke finden, die sie, d. h. ihn selbst, vor einer solchen Herabdrückung geschützt hätte? Darum gestalteten sich auch die Ziele des Kampfes der Menschheit und der höheren Götter nicht reiner und besser, als die geistigen Grundlagen Derer waren, gegen die sich der Kampf wandte. Die deutsche Phantasie vermochte keinen Herkules oder Theseus zu erschaffen, der nicht für sich selbst, am wenigsten für den eigenen rohen Egoismus, sondern als Vorkämpfer der ganzen menschlichen Gesittigung und Cultur, der materiellen wie der geistigen, siegreich gegen die unholden Fratzengestalten der finsteren Seite des Elementar- und Geisterlebens gestritten und den Menschen für immer in einer gewissen Sphäre Friede und Sicherheit verschafft hätte. Oder wenn sie es auch versuchte, wie die Sagen von Drachen-besiegenden Helden andeuten, so ist es blos die eigene übermüthige Kraft, die sich darin befriedigt, und die ursprüngliche Grundlage des Mythus, seine eigentlich humane Seite, ist darüber ganz dem Bewußtsein entschwunden. Die Helden wie die Götter streiten gegen die Riesen und andere Spukgestalten aus bloßer Kampflust, aus bloßer Freude an der Darlegung ihrer noch gewaltigeren Kraft; aber eben deshalb sind sie auch zu einem in sich unendlichen Kampfe verdammt. Dieser mochte immerhin dem Volksbewußtsein zunächst nicht als Strafe, sondern als das eigentlich Wünschenswerthe erscheinen, ohne daß die im tiefsten Sinn entsittlichende Wirkung einer solchen

Vorstellung irgendwie dadurch aufgehoben worden wäre. Menschliche Heroen siegen durch Stärke und List über die Zwerge, aber nur, um sich ihres Goldes, des verhängnißvollen Gegenstandes der glühendsten Wünsche der Seele, zu bemächtigen, und zwar für sich selbst zu den Zwecken des allerschnödesten Egoismus. Daß dabei auch mit denselben Mitteln gekämpft wurde, wie sie von den Feinden in Anwendung gebracht wurden, war nur eine natürliche Consequenz: brutale Ueberkraft, Grausamkeit und Heimtücke erlauben sich Götter wie Menschen ungescheut gegen Riesen und Zwerge, weil sie auch dort daheim ist, und nur durch eine Potenzirung der Kampfmittel, keineswegs durch ihr innerlich besseres oder lichteres Element, neigt sich der Sieg auf die Seite der höheren Mächte oder der unter ihrem besonderen Schutze streitenden Menschheit.

Damit hängt es auch zusammen, daß die germanische Vorstellung die beiden principiell entgegengesetzten Reiche, das der höheren Götter und der Dämonen, nicht einmal in so weit mehr auseinanderzuhalten vermochte, daß nicht sogar in einzelnen Fällen eine Gemeinsamkeit des Blutes stattfinden konnte. Dagegen mußte sich die Volksvorstellung, wenn sie wirklich die einmal entwickelte Spaltung innerlich zu bewahren vermocht hätte, geradezu empören, aber da sich dieser Unterschied selbst so sehr verwischte, so fielen auch die äußeren Schranken, die ihn typisch bezeichneten, und es trat wieder in der Genealogie und in dem Familienwesen der Götter jene Vermischung der von eigentlich göttlichem, d. h. höher menschlichem Gehalte beseelten Gestalten und der dämonischen ein, die ursprünglich, so lange der mythenbildende Volksgeist überhaupt in seiner dumpfen Unterschiedslosigkeit zwischen den lichten und dunkelen Mächten beharrte, der Ausgangspunkt des ganzen Processes gewesen war.

Andere dämonische Reihe.

Der Tummelplatz aller dieser Dämonenschaaren war die Erde, und eben dadurch, daß sie auf die sichtbare Natur beschränkt wurden, hatten sie sich zu sehr concreten Gestalten entwickeln können. Aber oberhalb und unterhalb, neben und außer der Erde, breitete sich das recht unbestrittene Reich noch viel gewaltigerer Dämonen aus, deren Macht in demselben Verhältnisse unendlicher gedacht werden mußte, als die Elemente und Räume, in denen sie sich bewegten, unendlicher, wie die sichtbare Welt in Berg und Thal, Wald und Haide waren.

Diese höheren elementaren Mächte standen nicht in unmittelbarer Beziehung zu den einfachen menschlichen Vorstellungen von den die Menschenwelt zunächst bedingenden Kräften und Gegenständen. Deshalb war ihre Macht zunächst auch nicht gegen den Menschen als solchen, am wenigsten gegen den Einzelnen gerichtet, wohl aber gegen den Bestand der ganzen natürlichen Grundlagen der Menschenwelt, dieser Erde und dieser Schöpfung und gegen die Erhalter und obersten Herren derselben, die lichteren Götter. Jede mythologische Vorstellung, die nur auf einigermaßen entwickelten geistigen Zuständen ruht, bildet auch eine solche höhere oder fernere Reihe dämonischer Gestalten, die dem Ganzen und damit auch sogar den eben durch ihre gänzliche Versenkung in die irdische Diesseitigkeit wieder in gewissem Sinne menschlich gewordenen und mit dem Bestand der Erde unlösbar verknüpften Dämonen, mögen sie als Riesen oder Zwerge oder in welcher anderen Gestalt gedacht werden, den Untergang droht. Ihr Kampf ist direct gegen die lichten Götter, die jüngeren menschlich-schönen oder wenigstens menschlich-gemüthlichen Götter gerichtet, und es liegt im Allgemeinen dem religiösen Bewußtsein nahe, sobald nur die ersten Spuren von Reflexion erwachen, die unglaublich früh in diesen geistigen Proceß sich überall eindrängen, an einen endlichen Sieg dieser höheren Dämonen zu glauben, und nur die Modalität desselben wird nach der Individualität der einzelnen Völker verschieden ausgebildet werden.

Unsere deutsche religiöse Vorstellung hat mit besonderer Vorliebe diese Seite entwickelt. Die Dämonen der höheren Ordnung werden einst, und zwar in nicht unendlich ferner Zeit, einen Kampf auf Leben und Tod mit der bestehenden Weltordnung und den höheren Göttern beginnen, während sie jetzt, so lange diese Weltordnung noch zu dauern hat, durch ihre Kraft gebändigt sind. Wäre dies nicht, so würden sie augenblicklich zur Vernichtung hereinstürmen. Die Kraft der Götter wird in diesem Kampfe erliegen, und darnach auch nichts mehr ein vollständiges Verderben dieser Weltordnung aufhalten.[25])

25) In Beziehung auf diese so unendlich oft besprochenen Weltuntergangs-Vorstellungen mache ich auf die sinnigen Bemerkungen Weinholds zu Völuspâ

Niemals ist die Idee der Endlichkeit dieser Weltordnung und der sie beherrschenden Götter mit einer solchen schreckhaften Rückhaltlosigkeit ausgesprochen, wie hier; aber gewiß ist diese Vorstellung zu ihrer concreten Lebhaftigkeit erst allmählich emporgewachsen, denn sie verträgt sich durchaus innerlich nicht mit der Stimmung des Gemüthes, welche lichtere Götterreihen als Symbol der für ewig an sich selbst glaubenden, in sich stolzen Menschheit erzeugt. Wohl mag sie aber von Uranfang an gewissermaßen als Parodie der ganzen mythenbildenden freudigen Erregtheit des Geistes über die eigene Kraft und Herrlichkeit im Hintergrunde ruhen, und bei den Deutschen konnte sie stärker als anderswo wurzeln, weil ihre göttlichen Gestalten vom Anfange an einen so bedenklichen Zug in das subjectiv Unendliche, maaßlos Geistige — auch in seiner allerrohesten Fassung bleibt das Geistige eben doch geistig — zeigen, und deshalb nicht zu jener concreten sinnlichen Derbheit und Dichtigkeit gedeihen konnten, die den Volksgeist anderswo wenigstens auf lange hinaus befriedigen und über den Gedanken der Unzulänglichkeit seines Schaffens hinwegführen konnte.

Und wenn auch eine gewisse Kühnheit und Urkraft des Geistes darin gefunden werden darf, daß er mit unerbittlicher Strenge die Consequenzen aus seinem eigenen Fehlgriffe zog und seine eigenen Schöpfungen wegen ihrer Unzulänglichkeit dem Untergange weihte, und zwar einem möglichst concret und diesseitig gedachten, so ist doch noch die Trostlosigkeit, das Entsetzen bei weitem größer, was den Einzelnen, der sich unmittelbar diesem ihm äußerlich gewordenen Gebilde der Vernichtung gegenüber stellte, erfaßte, und

---

Ztf. VI, 311 u. ff aufmerksam. Grimm p. 782 u. ff. sucht zu beweisen, daß das Bild einer neuen Erde, eines Aufenthaltes der nun wirklich Unsterblichen oder Seligen, entsprechend dem nordischen â gimli, schon dem heidnischen Bewußtsein vorgeschwebt habe. Aber die grünen Wiesen der mittelalterlichen Sage und Poesie sind wohl nichts weiter, als ein Nachklang der antiken loci laeti et amoena vireta der Unterwelt im Allgemeinen oder des Elysiums, falls dieses als ein für besonders Selige aufgesparter Raum daneben gedacht wurde. Ob die nordische Poesie und Mythe bei dieser Vorstellung ebenso unabhängig wie bei der von ragnarökr aus sich gearbeitet hat, oder ob auch dabei schon christlich-antike Einflüsse gewirkt haben, lasse ich hier, da die Untersuchung zu weit führen würde, dahingestellt.

das sich noch durch die näheren Modalitäten, in welche die Phantasie den ganzen Vorgang kleidete, bis zu einer in keinem anderen religiösen System sich findenden Grausenhaftigkeit steigerte.

Die sinnlichen Mittel dieses Weltunterganges waren denselben elementaren Mächten entlehnt, aus denen die höheren Götter sich erhoben hatten, und die einseitig und damit verderblich wirkend die Auflösung der von ihnen, so lange sie harmonisch sich gegenseitig erhielten und bedingten, gestützten Schöpfung herbeiführten. Vor Allem ist das Feuer als das eigentlich verzehrende Element nun auch bei dieser Schlußkatastrophe thätig und die mächtigsten der dabei persönlich wirksamen Dämonen, die als persönliche Mächte gegen die persönlichen Götter auftreten, denen das rohe Element des Feuers an und für sich Nichts anhaben kann, sind recht eigentliche Elementargeister des Feuers in dieser Auffassung. Aber auch alle möglichen anderen Spukgestalten, deren elementare Beziehung weniger deutlich ist, tauchen dabei auf, und in ihrer Ausmalung hat die Phantasie des Volkes sich selbst so weit überboten, wie die düstere Wildheit der Aeußerungen des Volkscharakters auch Alles überbot, was in dem gewöhnlichen Lauf der Geschichte in Kampf und Sieg zu geschehen pflegte.

Wenn sich der Volksgeist mit grausigem Behagen gerade diesen Moment seiner religiösen und kosmischen Vorstellung mit einer sonst gar nicht in diesem Maaße vorkommenden sinnlichen Plastik vergegenwärtigte, wenn die Flammen des Weltbrandes mit solcher leibhaftigen Gegenständlichkeit schon in die jetzige Welt hereinleuchteten und alle die ungeheuerlichen Gebilde einer wahnwitzigen Phantasie fortwährend an ihren Ketten rasseln durften, als wenn dieselben im nächsten Momente fallen sollten, so konnte der Volksgeist nur in der Aufregung der Gegenwart selbst, die alle seine Nerven in der derbsten Sinnlichkeit eines Momentes, sei es des Kampfes, sei es der Gewalt, gefangen hielt, ein Gegengewicht gegen die Verzweiflung vor diesen Aussichten ringsum finden, aber natürlich keins, das für immer und für jeden Moment, in dem es überhaupt noch wirksam war, gleich stark und schützend hervortrat. Wie sich diese unmittelbare Handgreiflichkeit der letzten Dinge blos aus den Einflüssen der allgemeinen Entwickelung des Volkes erklären läßt, welche seinen Geist und die aus diesem ge-

wonnene Grundlage seines Empfindens und Thuns sobald zerstörten und die Unzulänglichkeit derselben in unabweislicher Deutlichkeit vor Augen stellten, so steigerte umgekehrt wieder die einmal objectiv gewordene Vorstellung des baldigen Weltzusammenbruches das rastlose Ungenügen der Einzelnen und der Massen an den Zuständen der Gegenwart, den ruhelosen Trieb in die Ferne, das Hinausstreben aus sich selbst, um im Taumel des Kampfes und des Genusses sich selbst und die Schrecknisse der eigenen Phantasie zu vergessen, was aber doch immer nur momentan gelingen konnte, da der Volksgeist doch wieder zu hoch und fein angelegt war, als daß er in bloßer brutaler Bestialität eine Abtödtung seines eigenen Inneren für die Dauer hätte ermöglichen können.

Diesem furchtbaren Endziel gegenüber stand der Einzelne und die Welt im vollständigsten Sinne des Wortes rettungslos und schutzlos da. Gegen die niederen Dämonen vermochte doch noch allenfalls die eigene Kraft oder die der lichten Götter zu helfen, wenn auch nicht immer, so doch häufig, und im Ganzen hat das menschliche Bewußtsein sich nach dieser Seite vor allzugroßem Grauen etwas umfriedigt, und sich innerhalb gewisser fester Grenzen eine Sphäre von dort her unantastbarer Sicherheit zu verschaffen gewußt. Freilich mußte sie durch fortwährenden Kampf und Sieg gegen das Andringen jener, doch niemals dauernd und nie im Ganzen, wenn auch noch so oft im Einzelnen und zeitweise niedergeworfenen Mächte mühsam aufrecht erhalten werden, und ihre Vertheidigung hielt Menschen und Götter fortwährend unter den Waffen. Hier aber stand es ganz anders. Das Grausen vor der dämonischen Gegenwart und Diesseitigkeit war nur ein schwaches, kaum der Erwähnung werthes Vorspiel dessen, was einst über Menschen und Götter und über diese ganze Welt sammt ihren menschlichen Lebensbedingungen hereinbrechen sollte. Und diese Welt war trotz aller unheimlichen Verdüsterung doch so sehr dem Menschen an's Herz gewachsen, daß er sich auch nach dem Tode des Leibes nicht von ihr trennen wollte und als sein unveräußerliches Recht eine Ewigkeit seiner Existenz unter derselben Bedingung wie in dem diesseitigen Leben in Anspruch nahm. Diese Forderung konnte von dem Denken und Empfinden der Menschen auf keine Weise mit der Vorstellung einer dereinstigen

Vernichtung der ganzen gegenwärtigen Welt vereinbart werden, so viel es auch nach einer solchen Vermittelung ringen mochte, da es wohl den Gedanken an einen Untergang der ganzen Weltordnung, aber keineswegs den der absoluten Vernichtung des eigenen Ichs ertrug, am wenigsten in einer Zeit, wo das Ich so maaßlos sich auf sich selbst gestellt, so zügellos alle seine Gelüste nach Außen gekehrt hatte, und das Gefühl der Unterordnung oder des relativen Unterganges der individuellen Kräfte in dem Allgemeinen aus allen Sphären des Lebens verschwunden war. So geschaffene Gemüther ertrugen natürlich am wenigsten den Gedanken, daß ihrem trotzigen Selbstgefühl und Selbstgenuß nicht blos ein jäher Abschnitt, sondern eine wirkliche Vernichtung bevorstehen solle.

Einer solchen Katastrophe gegenüber mit ihrem grellen Feuerschein erblich der Glanz der Menschengötter, selbst wenn sich der Einzelne mit noch so viel Andacht und Inbrunst hätte an sie klammen wollen. Alle ihre gewaltige Macht, die die ganze Weltordnung durchdringen und beherrschen sollte, vermochte doch weder für sich selbst, noch für die Welt den Untergang abzuhalten. Auch sie waren der Vernichtung bestimmt, gerade so wie das, was sie beherrschten. Begreiflich konnte eine solche Vorstellung weder zur Erhöhung der Ehrfurcht vor ihrer Macht, noch auch zu ihrer innerlichen, das ganze Gemüth befriedenden Vermittelung nach den weicheren Seiten des menschlichen Herzens hin beitragen. So grenzenlos sich der Germane die Kraft seines Wuotan, die Stärke seines Donar, den Ungestüm des Eor oder Sachsnot zu denken bemühte, so lange sie sich selbst und ihm nicht Bürgschaft zu geben vermochten, daß sie jedem Feinde gewachsen waren, so lange konnten sie ihm nicht, wenn auch nur als relativ allmächtige Götter gelten, nach denen doch das Gemüth mit unbeweisbarer Nothwendigkeit rang. Je mehr der Gedanke an den Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit und der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt, die das menschliche Dasein bedingt, in den Seelen um sich griff und festeres Gepräge gewann, desto leichter ward auch die Wagschaale der inneren Erhebung zu jenen Göttern, die auf dem Gefühl der eigenen hülfsbedürftigen Nichtigkeit und ihrer Allkraft ruhte. Nicht als wenn sie nicht noch innerhalb einer gewissen Sphäre ihre Kraft zu bewahren gewußt hätten. Noch war ja jene Katastrophe nicht

eingetreten, selbst die grausigen Vorzeichen, die sie verkünden sollten, die Umkehr in dem Laufe der Naturereignisse, die Verfinsterung der Sonne und der himmlischen Gestirne trat wohl momentan ein und erfüllte das menschliche Gemüth mit Todesschrecken, aber die alte Regelmäßigkeit stellte sich doch immer wieder her und goß von Neuem in das zagende Gemüth den Glauben, daß wieder, aber freilich nur für ein nicht bestimmbares Einstweilen, die höheren Götter den Sieg über ihre Feinde davongetragen und die Welt damit wieder einmal errettet hatten. Aber eben dieser dürftige Gedanke des Einstweilen genügte schon, dem Gemüth die Befriedigung in dem Vertrauen auf seine Götter zu rauben, da ja Niemand dafür bürgen konnte, ob sich nicht doch in sehr naher Zukunft der große Kampf, wie es ja unabänderlich einstmals geschehen mußte, gegen die Götter und Menschen entschiede.

Es waren somit die höheren Götter nicht blos selbst ihrer Substanz nach genau in derselben Metamorphose, die das Volksgemüth in Folge äußerer und innerer geschichtlicher Einflüsse durchgemacht hatte, ihrer milden und freundlichen Seite mehr und mehr entkleidet werden, so daß sie sich fast nur relativ von den eigentlich dämonischen Mächten unterschieden, ihr Wesen und ihre Wirkungen hatten sich nicht blos verdüstert und verschlechtert, sondern auch ihre Kraft war wenigstens nach der einen bestimmten Seite hin so gut wie gelähmt für das menschliche Bewußtsein. Nach der Stimmung der Zeit läßt es sich herausfühlen, daß das deutsche Gemüth, selbst wenn es sich über den Mangel eines eigentlich versöhnlichen und beruhigenden Momentes im Begriff seiner höheren Götter wo nicht zu trösten, so doch in seiner krankhaften Erregtheit durch alle möglichen äußeren Reizmittel hinwegzusetzen vermocht hätte, niemals über diese Herabwürdigung gerade des Momentes in der Vorstellung von seinen Göttern hinweg gelangen konnte, das ihm am meisten imponiren, und es, wenn auch mit Zittern und Beben und innerem Unbehagen, doch zur demüthigen Anerkennung ihrer Majestät hätte zwingen und somit den Glauben an diese Götter in alter Kraft, aber mit verminderter Substanz, hätte erhalten können. Jetzt war es auf dem Punkte angelangt, wo es sich selbst eingestehen mußte, daß seine Götter schwach und besiegbar wären, und dies war gewiß das trostloseste Geständniß, zu dem es überhaupt genöthigt werden konnte.

Die rücksichtslose Manneskraft, gleichviel mit welchen Mitteln sie wirkte, wenn sie nur zum Sieg und zur Vernichtung des Feindes führte, war das einzige Ideal geworden, welches die Seelen mit Beiseiteschiebung aller anderen eingeborenen Regungen und Gefühle auszufüllen gewußt hatte. Wenn dies bei den Menschen selbst den Werthmaaßstab bildete, so in noch höherem Maaße bei den Göttern, falls sie überhaupt eine lebendige, individuelle und nicht blos traditionelle Bedeutung behalten sollten, von der sich der Einzelne nach subjectivem Belieben, gerade so wie von den anderen Banden der Tradition in Haus und Hof, in Familie und Geschlecht, in der ganzen Volksgesammtheit mit ihren hergebrachten Sitten und Lebensgewohnheiten loszulösen vermochte, um dafür irgend etwas Anderes, was seinem ganz gesondert dastehenden individuellen Behagen und Streben besser zusagte, einzutauschen. Er that dies im gewöhnlichen Leben ohne Bedenken, sobald er es ohne Gefahr, ohne Furcht vor einer stärkeren zwingenden Macht thun konnte. Nun trat ein ganz ähnlicher Fall im Verhältniß zu den Göttern ein. Sie büßten ihr absolut furchtgebietendes Ansehen ein, weil sie sich wenigstens in einem ganz bestimmten Fall als schwach und besiegbar erwiesen. Der Gedanke lag nahe, daß sie auch sonst nicht mehr die alte Kraft gegenüber dem Menschen, der sie nicht mehr in der alten Weise verehrte, geltend zu machen vermöchten.

Selbst wenn das ganze Verhältniß von dem Einzelnen nicht mit vollkommen frostiger Berechnung nur nach dem Gesichtspunkte des Nutzens und Schadens aufgefaßt wurde, und da dieser Gesichtspunkt sich so mächtig in alle menschliche Verhältnisse eingedrängt hatte, und sie im Allgemeinen wenigstens eben so sehr, in einzelnen Fällen noch mehr, als die ideelleren Gesichtspunkte der persönlichen Ehre, des persönlichen Stolzes und der Geltendmachung der individuellen Kraft des Körpers und Geistes zur Befriedigung Beider beherrschte, so war es innerlich ganz unmöglich, daß eine einzige Seite des Geistes, daß ein Verhältniß des Menschen zu seinem Gotte ganz unberührt davon geblieben wäre — so genügte schon die Empfindung, es mit Göttern zu thun zu haben, deren Macht nicht für eine unendliche Potenzirung des eigenen höchsten psychischen Gehaltes, des Vertrauens in die eigene Kraft in jedweder Verwickelung rein menschlicher Begegnisse gehalten werden

konnte, um, wenn man es so ausdrücken will, die männliche Achtung vor den Göttern, die zwar auf's engste in ihrer praktischen Wirksamkeit verbunden war mit dem Vertrauen auf ihren Schutz und mit den Bemühungen, sich desselben theilhaftig zu machen, wenn man sie auch an und für sich nicht damit identisch nennen darf, zu brechen oder wenigstens zu unterhöhlen. Götter, die sich nicht einmal selbst zu schützen vermochten, waren nicht im Stande dem krampfhaft gesteigerten individuellen Stolz zu imponiren, der sich mit seiner eigenen Kraft alle möglichen Verwickelungen, die ihm durch die Kraft oder die List anderer Menschen in den Weg gelegt werden konnten, zu lösen getraute.

So war das Volksgemüth ganz aus sich selbst heraus und mit innerer Nothwendigkeit in die allerbedenklichsten Conflicte mit sich selbst gekommen, ohne die Kraft zu haben, auch nur einen derselben befriedigend zu lösen, weil sich seine Substanz fortwährend nach der Richtung hin bewegte, in der diese in ihrer anfänglichen Form scheinbar so unbedeutenden und lange gar nicht deutlich empfundenen Wirrnisse entstanden, großgezogen und bis zu förmlicher Trostlosigkeit des Geistes sich selbst gegenüber gesteigert worden waren.

An Versuchen zur Lösung fehlte es natürlich nicht. Als einer der merkwürdigsten davon muß der angeführt werden, welcher dadurch über den allerfurchtbarsten Conflict des menschlichen Geistes mit sich selbst hinwegführen sollte, daß der Geist die Existenz der Götter Preiß gab, aber seine eigene zu retten sich bemühte.

Ohne Zweifel war dies die concreteste und faßlichste Seite der Vorstellung, in die sich die Unzulänglichkeit der bisherigen religiösen und sittlichen Prozesse gekleidet hatte, des Gedankens an den Weltuntergang.

Nichts konnte hierin faßlicher und zugleich schrecklicher sein, als sobald sich das Gemüth mit nahe liegendem Egoismus blos auf sich selbst beschränkte, und an das Schicksal des Menschen und der Menschheit dachte, der nothwendige Schluß, den selbst das ungeübte Denken jener Zeit nicht von sich abzuweisen vermochte, daß die individuelle Existenz des Einzelnen, die nach der naiven, aber ganz unüberwindlichen Vorstellungsart des rohen Denkens an die Existenz der jetzigen Bedingung des Weltlebens, speciell des irdischen, gebunden war, mit der Vernichtung der Welt auch

unausbleiblich aufhören müsse. Dies war ein Gedanke, der von den im gewöhnlichen Sinne so tapferen Seelen doch nicht ertragen werden konnte.

Die deutsche Volksseele hatte noch dazu von jeher mit einer gewissen Vorliebe die Vorstellungen einer künftigen, über den Tod hinausragenden Existenz in verhältnißmäßig größerer Plastik, als sie sonst in ihren religiösen Bildungen herrschte, entfaltet. Man muß sagen, diese starke Jenseitigkeit gab ihr den Halt für die Festigkeit im Diesseits. Der Krieger, der mit der festen Ueberzeugung in die Schlacht ging, durch den Tod auf dem Schlachtfeld zu höherer Verklärung, d. h. zu einer vollständigen Potenzirung des diesseitigen Lebens in seiner wirksamsten und lockendsten Gestalt erhoben zu werden, konnte sich selbstverständlich mit ganz anderem Muthe auf den Feind stürzen, als wenn er in dem Ende des irdischen Lebens auch das absolute Ende dessen, was ihm den Kern der Existenz bildete, sich vorgestellt hätte. Auf der anderen Seite war diese starke Jenseitigkeit wieder ein Ergebniß der mangelhaften Diesseitigkeit. Alles Ungenügen des Volksgeistes an sich selbst und seinen Schöpfungen, was sich in der ruhelosen Zerstörungssucht der späteren Jahrhunderte nach einer Richtung hin so roh und zugleich so schreckhaft herausdrängt, konnte ausgefüllt und befriedigt werden durch jene Phantasiegebilde, die über dem genau genommen unbedeutenden irdischen Leben ein anderes in denselben Grundzügen, wie dieses, mit denselben Genüssen des Geistes und des Leibes wie dieses, aber ohne die Schmerzen und Leiden desselben erschufen. Da der Geist bei seinen Schöpfungen nicht über die factisch gegebenen Züge der Wirklichkeit hinaus konnte, so hatte freilich auch dieses Jenseits eine gewisse gespenstige Ruhelosigkeit angenommen, die wieder das allervollständigste Behagen daran störte, so sehr das Gemüth auch danach rang, es sich zu schaffen, aber es doch nicht gänzlich zerstörte. —

Die Hauptsache hatte sich eben doch erhalten: die Existenz des Einzelnen war bis in's Unendliche hinaus gerettet, und das Grab und die Schrecken des Todes glücklich überwunden, über die die Volksseele auf keine andere Weise, wenn sie nicht in thierische Stumpfheit des niedrigsten Barbarenthums verfallen wollte, sich hinwegzuhelfen vermochte. Damit war freilich nicht das naive Grausen des Einzelnen, der mehr leibliche als geistige

Schauer vor dem Tode, gebrochen, aber dem Geiste stand doch ein wirksames Mittel zu Gebote, um darüber Herr zu werden, wenn er hier zu thun sich bemühte, was ihn der Gemeinschaft der Götter würdig machte. Außerdem wurde ihm wohl auch Unendlichkeit des Daseins, aber nicht ewige Freude zu Theil, der er begreiflich eben so gerne wie jener versichert sein wollte.

Aber nun trat von der anderen Seite die ebenso, ja noch mehr gewisse und concrete Vorstellung von der Endlichkeit der Weltbedingungen, an welche die geforderte und geglaubte Ewigkeit des menschlichen Daseins im Jenseits gebunden war, in ihrer schauerlichen Unerbittlichkeit dazwischen.

Wenn man sich auch die Endkatastrophe der Menschheit, die mit der der Götterwelt zusammenfiel, in eine weiteste Zeitferne verlegt dachte, so verlor sie doch nichts von ihren Schrecken, und je näher sie jetzt mit innerer Nothwendigkeit dem menschlichen Bewußtsein rückte, je mehr schon die Diesseitigkeit, das eigentliche Leben möglicher Weise von ihr bedroht sein konnte, desto furchtbarer erschien sie, desto mehr ward jenes innerste Bedürfniß der Seele nach dem Glauben an ihre Unvergänglichkeit dadurch gefährdet. An eine Ausgleichung war hier nicht zu denken, der Volksgeist konnte eben so wenig seine Sehnsucht nach dem ewigdauernden Jenseits aufgeben, wie seinen Glauben an ein herannahendes Ende desselben und der ganzen Weltordnung aus sich hinausdrängen, so ungestüme Anstrengungen er auch dazu gemacht haben mag.

Vorstellung eines zweiten, unzerstörbaren Jenseits

Aber doch ist eine Art von Lösung und Beruhigung der Seele wenigstens in einer bestimmt abgegrenzten Gestaltung des allgemein-germanischen religiösen Bewußtseins, in dem scandinavischen Heidenthum, dadurch angestrebt worden, daß man sich über das eigentliche Jenseits und die dort gültigen Bedingungen des Diesseits und der wirklich vorhandenen Welt, der materiellen wie der immateriellen, hinaus, noch eine neue Phase des Weltdaseins vorzustellen versuchte. Aus dem allgemeinen Weltbrand sollte eine neue Welt emporsteigen, eine Verklärung der diesseitigen. Auch sie ward immer nur wieder eine Potenzierung der wankend gewordenen jenseitigen im früheren Sinn, die ja auch nur die diesseitige mit allen ihren Einzelnheiten, so weit sie mit dem menschlichen Herzen fest verwachsen waren, abgespiegelt hatte, und nach den Grundbedingungen des menschlichen Geistes eben auch nichts weiter als ein

solches phantastisches Spiegelbild der concretesten Wirklichkeit sein konnte. Die Götter fallen freilich in dem furchtbaren Kampfe für ihre Existenz und für die von ihnen beherrschte und unzertrennlich mit ihnen verbundene Weltordnung. Aber ihre dämonischen Feinde gehen auch unter, oder streifen wenigstens ihr dämonisches Element ab und erscheinen als neue lichte und vollkommen reine, und eben deshalb auch ewige Götter, die die neue gleichsam durch das Flammenbad verjüngte und verschönerte Welt beherrschen. Denn obgleich die Vorstellung des Weltunterganges auch zu der Consequenz einer Vernichtung der Weltmaterie führen mußte, so gab es doch, wenn der Geist noch ein zweites Jenseits annahm, keinen anderen Weg, um sich dasselbe in der geforderten concreten Gestalt zu denken, als wenn es aus der somit wieder nicht vollständig vernichteten, sondern blos geläuterten Materie gebaut wurde. Dort in diesem schöneren, besseren und schon durch den Gegensatz zu der vernichteten Welt ewigen und unveränderlichen Lande erhebt sich auch ein neues Leben, gewissermaßen eine zweite Auferstehung für die Menschen, die dort unter der Obhut besserer und reinerer Götter ein in jeder Hinsicht ihren innersten Bedürfnissen vollständig entsprechendes Dasein führen, freudiger und genügender, als es in dem ersten Jenseits geschah, wo mitten durch das Getöse des Kampfes und den Jubel des wilden Gelages doch ein schwermüthiger Ton unbefriedigter Sehnsucht deutlich hindurchklingt. Aber es fragt sich, in wie weit diese Gebilde ursprünglich aus dem germanischen Geiste ohne alle Einflüsse einer überlegenen religiösen Weltanschauung herausgewachsen sind. Die christliche Vorstellung von dem Jenseits liegt dieser nordischen allzu nahe, insbesondere da sich in ihr an den Weltuntergang eine Art von jüngstem Gericht anreiht. Wenigstens läßt sich in manchen Fassungen dieser sehr schwankenden und, wie es in ihrer Natur begründet ist, keineswegs in der Plastik des Weltbrandes und Weltunterganges entwickelten Vorstellungen eine Hinweisung auf eine solche Idee nicht verkennen. Aber aus dem religiösen und sittlichen Bewußtsein des Germanenthums konnte unmöglich der Gedanke eines Weltgerichtes hervorgehen. Das Christenthum hatte allerdings die Begriffe gut und bös durch ihre Verbindung mit dem Gottesbegriffe, als dem Begriffe der absoluten Sittlichkeit, als Maßstab für das ewige Geschick der Individuen zu entwickeln vermocht, aber niemals irgend ein Heidenthum, dessen

höchste göttlichen Mächte an und für sich gar keine Beziehung auf das menschliche Gewissen haben. Darum liegt auch die Vermuthung nahe, daß die ganze Mythe, wenn sie auch nicht geradezu christlichen Vorstellungen entlehnt, doch in ihrer Ausbildung wesentlich von ihnen bedingt wurde. So vermochte sie ein gewisses Gegengewicht gegen die Schrecken des Weltuntergangs nur in einer Periode zu bilden, die sich zwar noch nicht ganz von dem Heidenthum losgesagt, aber doch schon einigermaßen dem Christenthum ergeben hatte. —

Für die continental deutsche religiöse Vorstellung hat sich bisher noch keine unzweifelhafte Andeutung von dem Vorhandensein dieser so auffallenden Mythe einer Weltverjüngung ergeben. Damit wäre freilich an und für sich nicht gesagt, daß sie ihr überhaupt ganz fremd gewesen sei, denn wer vermag bis jetzt mit Bestimmtheit anzugeben, wie viel Bestandtheile der Mythenkreiße unseres einheimischen Alterthums wirklich bis auf die letzte Spur vertilgt worden sind. Indessen ist doch, selbst abgesehen von ihren bedenklichen Reminiscenzen an christliche Anschauungen, zu vermuthen, daß sich, wenn sie so kräftig wie andere in das nationale Bewußtsein eingegriffen hätte, wohl irgend ein Nachklang davon erhalten haben müßte.

Aber selbst wenn wir annehmen wollen, — wofür, wie erwähnt, kein äußeres Zeugniß vorhanden ist, — daß auch das Gemüth des eigentlich deutschen Volkes diesen mildernden Ausweg zu betreten versucht habe, Ruhe und wirklicher Friede vor den dämonischen Fratzen, die die Welt und die einzelne Existenz fortwährend in zaghafter Furcht hielten, konnte dadurch doch nicht geschafft werden, so wenig wie der Glaube an die Macht der diesseitigen Götter vollständigen Frieden vor den Neckereien und Beängstigungen oder ernsten Gefährdungen des Einzellebens durch die diesseitigen Spukgestalten, das gespensterhafte Heer der Kobolde und Plaggeister aller Arten, zu gewähren vermochte. So stand das Gemüth denn doch zuletzt immer rettungslos der Negation seiner tiefsten Forderungen gegenüber, ohne die Mittel zu besitzen, aus sich heraus eine Macht zu entwickeln, welche diese seine eigenen krankhaften Ausgeburten zu beschwören im Stande war.

Weichere Seiten des Volksgeistes.

Und doch hatte dieses selbe Gemüth auch in der wüstesten, an vollständige Betäubung grenzenden Aufregung der Zeit einige

Züge seiner ursprünglichen Weichheit und Tiefe niemals ganz ausrotten lassen, so sehr sie auch in den Hintergrund geschoben und durch die überall üppig wuchernden Elemente der Rohheit und der subjectivesten Zerfahrenheit versteckt und entstellt waren. Im äußeren Leben des Volkes leuchten sie noch immer hie und da, freilich in unscheinbarer und vielfach verstümmelter Gestalt auf. In den geheimsten und feinsten Kreißen des Seelenlebens, in den religiösen Empfindungen und Vorstellungen hatten sie sich mit unbesiegbarer Zähigkeit selbst noch in den so ganz verwandelten Gestalten der höchsten Götter ihren stillen Winkel zu sichern versucht, ja sogar in die Nacht des elementar-dämonischen Gebietes durfte ein mildernder und besänftigender Strahl von dort aus hineinfallen. Nur in die starrende Finsterniß der letzten Dinge vermochte kein Lichtschimmer hineinzudringen, oder wenn er hineindrang, war er so schwach, daß er sie nicht im geringsten mehr zu durchwärmen, kaum mehr in etwas zu erhellen vermochte.

Das deutsche Volksgemüth hatte außerhalb des Großlebens der Welt, der Götter und seines eigenen Geistes, das sich in den transscendentalen Vorstellungen so getreu spiegelte, noch ein zwar beschränktes, aber fruchtbares Feld zur Befriedigung jener stillen, sinnigen und friedlichen Neigungen seines eigenen Wesens zu behaupten versucht, auf dem sie eine Art von Klein- und Stillleben führen mochten. Und wenn auch dieses Gebiet mancherlei Einbußen erfahren hatte, so war es eben doch behauptet, wenn es den Bedürfnissen des Volksgeistes nicht vollständig genügte, weil ein für allemal die hier waltenden Mächte von Anfang an als schwächer und eingeschränkter, folglich auch als weniger den ganzen Menschen harmonisch befriedigend und ihn erfüllend vorgestellt wurden, als die kampfgerüsteten Götter der höheren Ordnung; wenn auch selbst in das Heiligthum des Friedens, der Milde und des heiteren Genusses der Harmonie der Welt und des eigenen Wesens die disharmonischen Töne, von denen das Großleben der Welt, des Himmels und der eigenen Brust verstört war, grausenhaft hereinklangen: so zeigte wenigstens schon der Versuch, es sich zu schaffen, die tiefe Nothwendigkeit es zu besitzen genugsam an, und je unvollkommener der Versuch gelang, desto mehr mußte sich die Sehnsucht, es sich ganz und völlig und ungestört anzueignen, erhöhen.

Neben den großen Himmelsgöttern, wie man sie wohl mit

Recht nennen kann, steht eine Reihe an Substanz ihnen ähnlicher, an Kraft beschränkter göttlicher Wesen, die von der deutschen religiösen Vorstellung wahrscheinlich gar nicht in der concreten und ausführlichen Weise entwickelt wurden, wie es die nordische Mythologie theilweise schon mit deutlich aus Reflexion geborenen allegorisirenden Tendenzen gethan hat. Auf deutschem Boden lassen sich nur wenige Mythenreste nachweisen, welche direct zu der Annahme noch anderer, in concreter Persönlichkeit von jenen drei oberen Götter verschiedener, aber an Substanz ihnen ähnlicher oder gleicher göttlicher Wesen zwängen, obgleich eben so wenig ein Beweis zu führen ist, daß nur diese drei der Volksvorstellung wirklich als wahre, eigentliche Götter gegenwärtig gewesen sind.

Wenn aber andere göttliche Mächte in etwas festeren Umrissen neben ihnen erschienen, so standen sie anfänglich wohl häufig, ja gewöhnlich entweder in dem Abhängigkeitsverhältniß eines Sohnes zum Vater, oder eines schwächeren jüngeren Bruders zu dem stärkeren und älteren, d. h. eine Seite des Begriffes eines der großen Götter ist in ihnen mit einer gewissen Einseitigkeit hervorgehoben und dadurch, namentlich wenn dies die physikalische oder elementare Grundlage einer solchen Hauptgottheit war, aller weiteren Fortbildung entzogen. So besitzen sie neben einer gewissen Selbständigkeit auch zugleich eine entschiedene Unterordnung unter die Allseitigkeit des vollständig entfalteten göttlichen Wesens.

Baldr.

Die Uebergänge aus der höheren Reihe in diese relativ niedere sind, abgesehen von dem Fall, daß der niedere Gott als Sohn oder Bruder eines höheren auftritt, von mehreren Seiten her vermittelt, einmal indem den männlichen, eigentlich herrschenden Gottheiten weibliche als Mütter, Gattinnen oder Töchter zur Seite stehen, deren Begriff sich wesentlich nach der milden und versöhnlichen Seite des Lebens hinwendet, dann daß in der Mitte schwebende Gestalten erscheinen, die ihrem Blute nach der höheren Reihe angehören, während ihre geistige Substanz sie deutlich der niederen zuweist. Zu dieser Kategorie gehört vor allem der in jeder Beziehung außerordentlich merkwürdige und in vieler Hinsicht noch räthselhafte Gott, den die nordische Mythe als Baldr kennt und in breitester Entfaltung seines Wesens und seiner Geschichte feiert, während für den eigentlich deutschen Boden sich bis jetzt nur sein Name und Einiges, was auf seinen Cultus hindeutet, aufweisen

läßt. Die sonst so wichtige Frage kann hier dahin gestellt bleiben, in wie weit sich in seinem Wesen keltischer Einfluß geltend macht; denn daß die Namens- und Begriffsähnlichkeit mit dem keltischen Beal zu groß ist, als daß sie für rein zufällig angesehen werden dürfte, liegt auf der Hand. Gewiß ist es, daß sein Begriff, gleichviel woher entlehnt oder beeinflußt, vollständiges Nationaleigenthum der nordischen und wahrscheinlich auch der continentalen Germanen geworden ist. Im Norden ist er entschieden der Sonnengott und nur der Sonnengott, im Gegensatz zu dem an Welt und Natur beherrschender Macht weit über ihm stehenden Odhinn, der zu den vielen Accidenzien seines Wesens auch die Herrschaft über das Gestirn des Tages zählt. Aber eben wegen dieser Beschränkung ist Baldr menschlicher, d. h. bestimmter und schöner, rein von der segnenden Seite her gefaßt. Denn für die nordeuropäische Vorstellung konnte die Sonne, wenn man sie sich nur als den einen bestimmten Himmelskörper vergegenwärtigte, nur als wohlthätige und erfreuliche Macht erscheinen. Es war dem Volksgeist in seiner Abhängigkeit von den wirklich umgebenden Naturverhältnissen hier unmöglich, zu jener dämonischen, verderblichen Seite des Sonnenwesens zu gelangen, die in dem semitischen Belsdienst bis zu einer Art von Selbstvernichtungstaumel entwickelt wurde. Dieser nordische Sonnengott muß der beste und schönste aller Götter sein, aber freilich nur von beschränkter Macht, schon von der blos physikalischen Seite her. Denn auch hier blieb die Vorstellung einer Ueberwältigung dieser segnenden Gottheit durch feindselige Mächte, die durch die ganze Welt hindurch geht (Apollo bei Admet, der Tod des Osiris rc.) nicht unbekannt, ja sie mußte sich unter den Eindrücken der umgebenden Natur hier, wo die Sonne so lange durch die Gewalt des Winters wie in Todeserstarrung lag, noch stärker als anderswo entfalten. Dies bildet dann die physikalische Basis für die Mythe, daß der Gott Baldr allein unter allen schon während der Herrschaft der höheren Menschengötter entweder bereits gestorben sei oder sterben, d. h. in das Schattenreich der Unterwelt für immer hinabsteigen müsse. Selbstverständlich hat sich das religiöse Bewußtsein diesen ungeheueren Vorgang außerhalb aller Zeit gedacht, insofern an sie die Bedingungen des menschlichen Daseins geknüpft sind, weil der lichte Sonnengott ihm so wenig wie der Natur für ewig entrissen werden konnte, aber doch auch

wieder in der Zeit, ja in der Vergangenheit, weil sich der elementare Vorgang, der dieser Mythe zu Grunde lag, bereits so oft vollzogen hatte und noch fortwährend vollzog.

So war in der Geschichte des einen Gottes das allgemeine Verderben der Götter und der Untergang der Weltkräfte, welche die diesseitige und jenseitige Existenz der Menschheit bedingten, mit außerordentlicher Rücksichtslosigkeit, mit großer Kraft und Unerschrockenheit des Geistes, die wir auch in den allgemeinen Vorstellungen über die letzten Dinge und den Weltuntergang anerkennen mußten, ganz in die Nähe gerückt. Aber dies trug begreiflich noch weniger bei zur inneren Befriedigung der Seele, zu einer ruhigen Hingabe an die Macht der höheren Menschengötter, die nicht blos die allgemeine Auflösung der Dinge am Ende der Zeit, sondern in der Zeit selbst nicht einmal den Untergang eines ihrer Genossen, desjenigen, der für die Menschen der erquicklichste war, abzuwehren vermochten. [26])

Der Mythus hat aber auch noch eine andere zur Charakteristik des deutschen religiösen Bewußtseins sehr wesentliche Seite. Wie überall auf der elementaren Basis geistigere, auch mit einem gewissen ethischen Gehalt versehene Gestaltungen wenigstens versucht worden waren, so auch hier. Der lichte, segnende Sonnengott ist nicht blos der schönste der höheren Götter, sondern auch der reinste und gerechteste. In seinem Heiligthum wohnt ein ganz besonderer Gottesfrieden, heiliger und reiner als in den geweihten Stätten anderer Götter. Baldr ist für die Menschen der Inbegriff der höchsten sonnenklaren Gerechtigkeit und insofern ethisch unendlich höher als Odhinn und die übrigen Asen gedacht. Aber alles dies schützt ihn nicht vor dem Tode. Ja man kann sagen, eben darum, weil er der heiligste und zarteste von allen ist, muß er sterben, während die anderen roheren und mit manchfacher Verschuldung beladenen Götter einstweilen noch leben dürfen, denn sie sind nicht besser als die Menschen und die Welt, die sie beherrschen.

Es konnte also der Volksgeist in der Reihe seiner eigentlichen,

---

26) In den Spuren, die auf die Existenz eines deutschen Baldr weisen, hat sich bis jetzt noch keine Beziehung auf seinen Tod auffinden lassen; doch ist dies kein Beweis, daß sie nicht stattgefunden hat. Aus der Erwähnung in dem Merseburger Zauberspruche läßt sich nichts entnehmen.

sein tiefstes Innere beherrschenden und bezwingenden Gottheiten eine ganz reine, blos segnende Gestalt nicht fassen, so wenig wie im Zusammenhang des elementaren Lebens, aus dessen dämonischer Ahnung sie emporgestiegen war. Sie mußte ohne eigene Verschuldung blos nach einem unbegreiflichen Verhängniß hinab in das kalte und neblige Todtenreich. Ueber die Götter selbst wie über den Volksgeist, der sie sich geschaffen hatte, ist damit wieder dasselbe Urtheil gesprochen, was sich schon von einer anderen Seite her ergeben hat. Ein tiefes, nie ganz zu vertilgendes Sehnen und Ringen der milden und wahrhaft menschlichen Seiten des Gemüthes kann doch nicht in den concret gewordenen Götterbildungen sich realisiren. Wo es am reinsten und vollkommensten zur Erscheinung gelangt, ist es am ersten dem Untergang geweiht. Daher denn jener, trotz aller Verzwicktheit und Wunderlichkeit im Aeußeren der nordischen Mythe, so unendlich rührende elegische Duft, der Baldr und seine Geschichte verklärt. Wenn man nun auch für die deutschen Germanen eine so plastische Entfaltung der ganzen Gestalt des Gottes nicht direct zu beweisen vermag, so ist doch aus den vorhandenen äußeren Zeugnissen in Verbindung mit den aus der Natur dieses Mythus sich ergebenden inneren Gründen zu entnehmen, daß auch ihnen die Grundzüge desselben in ähnlicher Weise geläufig waren und daß auch bei ihnen dem feinsten und schönsten Versuche des religiösen Volksgeistes, sich zu einer höheren Menschlichkeit aufzuschwingen, ein so tragisches Ende beschieden war.

Die anderen göttlichen Wesen der niederen und milderen Kategorie haben vor Baldr in dem gröberen Materialismus ihres Begriffes den Vorzug der Unzerstörbarkeit voraus, wenigstens während der Existenz der Menschen- und Götterwelt, aber freilich reicht auch keines von ihnen an die sonnenhelle Reinheit seiner Erscheinung.

Unter diesen anderen scheint die Seite der im menschlich-häuslichen Sinne mütterlichen Gottheit außerordentlich reich vertreten gewesen zu sein, wofür die Masse hieher gehöriger bis in die Gegenwart fortdauernder Nachklänge in der Volksvorstellung Zeugniß ablegt. Aber wie es der Begriff solcher Gestalten schon an und für sich herbeiführte, sie sind keineswegs so plastisch entwickelt, daß sich die einzelnen als scharf begrenzte individuelle Wesen genugsam von einander und von dem Hintergrunde des gesammten

niederen Göttergewimmels abhöben. Die weibliche Art blieb auch bei aller Zersplitterung und Individualisirung, welche äußere Einflüsse über die Männer brachten, in ihrer inneren Totalität innerhalb der Familie und des Hauses im Ganzen unverändert fortbestehen, an jedes Weib als solches pflegte die ganze Summe der geistigen, sittlichen und socialen Verhältnisse in herkömmlicher Weise heranzutreten, die überhaupt an das weibliche Geschlecht herantreten konnten, und so sind denn auch die göttlichen Vertreter dieser Verhältnisse in einer gewissen Allgemeinheit gehalten. In der Stellung der Frau zum Manne in der Ehe, zu den Kindern, zu dem Gesinde, dann auch nach außen hin zu der Familie, ja selbst zum Recht und zum Staate, sind die Veränderungen, die hier seit der ältesten Zeit vorgingen, so unmerklich gewesen und haben die eigentliche Basis der Zustände so wenig alterirt, daß man im Ganzen noch in den spätesten Erscheinungen die unmittelbare ungestörte Fortsetzung der ältesten zu erkennen vermag. Darum sind auch diese weiblich-mütterlichen Gottheiten dem Volksgemüth von jeher in derselben Weise nahe geblieben. Schon bei Tacitus stehen sie in nach außen hin scharf abgegrenzter Stellung, aber in derselben gegenseitigen Verschwommenheit wie später.

So lag auf der einen Seite in allen diesen weiblichen Gottheiten eine große Einfachheit und Einförmigkeit, ja fast Gleichheit der Substanz, während auf der anderen Seite eben dadurch eine unendliche Zerspaltung in ganz particuläre oder locale, mehr durch den Namen und äußerliche Beziehungen als durch ihr Wesen geschiedene Gestalten ermöglicht wurde, wie noch heut zu Tage aus den vielen erhaltenen, nach Landschaften und Orten vertheilten Bezeichnungen für eine und dieselbe Gottheit, Frecke, Holle, Berchte, Frau Gode ꝛc. erhellt. Schon bei Tacitus ist eine solche Zersplitterung in rein locale Culte und Gottheiten ersichtlich und es ist keiner davon gelungen, analog den großen männlichen Göttern, eine für alle deutschen Stämme allgemein gültige Bedeutung zu gewinnen. Die Gleichheit der Substanz trat hier überall zurück vor der localen Einkleidung.

Durch alle diese vielartigen Namen und Gestalten leuchtet zur Ehre des Volksgeistes, dem sie ihr Dasein verdanken, ein gewisser reiner und sinniger Zug in der Auffassung des weiblichen Elementes nach seinen physischen, psychischen und ethischen Bezie-

hungen, ein würdiges Gegenstück und die nothwendige Ergänzung zu dem, was wir von anderer Seite her über die Bedeutung der Frauen in dem deutschen Leben ältester Zeit entnehmen können.

Namentlich ist eine verhältnißmäßige Reinheit und Sauberkeit in der sinnlichen Basis dieser Gestaltungen im höchsten Grade charakteristisch. Die Phantasie des Volkes hat, wenn auch die Sitten vieler seiner Angehörigen durch die zügellose Hingabe an die Genüsse und Lüste der römischen Cultur nicht als besser, nur als brutaler wie die der Römer selbst gelten dürfen, doch dieser Ausartung des äußeren Treibens nicht folgen können, und ist der keuschen Haltung der älteren Zeit, der traditionell ehrbaren Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse treu geblieben, die ursprünglich in der Anlage des germanischen Wesens begründet war. Von jener verzehrenden Gluth der Sinnenlust, wie sie sich ganz ungebändigt in den orientalischen, oder in einer nach außen sehr geglätteten und künstlerisch schön gebildeten Form in den griechischen und griechisch-römischen weiblichen Naturgottheiten offenbart, ist hier nichts zu bemerken, auch nichts von der stillen und geheimen Liederlichkeit der keltischen Mythen. Nur in der Gestalt der nordischen Freya könnte man allenfalls einen sehr wenig gelungenen Versuch des germanischen Geistes entdecken, seine Schranken auch nach dieser Seite hin zu durchbrechen. Dieser Versuch ist hier weniger an einem Widerstreben der inneren Zucht und bewußter Sittlichkeit als an dem kühlen und trockenen Naturell der nordischen Art gescheitert, in dem sich eine augenblickliche Erhitzung der Phantasie nicht bis zu der dauernden Gluth zu steigern vermochte, welche für die poetische Conception eines innerlich durchgebildeten Mythus unerläßlich ist.

Sonst sind unsere deutschen Gottheiten der mütterlich-elementaren Art durchgehends von bescheiden-solider Haltung, und weder in ihrem Wesen noch in ihren Gaben überschwänglich, wie die Früchte des Bodens selbst, aus dem sie zunächst als Personificationen der nährenden Kraft der Erde emporstiegen, dem Menschen eben auch nur ein bescheidenes Maß von Genuß zuertheilten und verhältnißmäßig schwere Anstrengungen dafür in Anspruch nahmen. Im Familienleben treten sie durchgehends als Beschützerinnen der herkömmlichen Zucht und Ordnung, des stillen genügsamen Fleißes und seiner Hauptsymbole, der Spindel und des Webestuhles, auf,

und walten hier wie im Naturleben in der Art einer verständigen und auf das dauernde Wohlsein und Behagen des Ganzen, nicht blos auf augenblicklichen Genuß bedachten Hausfrau.

Als Erdmächte, als Bewahrerinnen und Pflegerinnen der zeugenden Kräfte der Natur, sind sie natürlich auch diejenigen, welche die Leiber und in gewissem Sinne auch die Seelen der Menschen nach dem Tode zu sich nehmen. Es sind die ältesten und einfachsten Todesgöttinnen, nicht die Bringerinnen des Todes, sondern nur die mehr passiven Bewahrerinnen aller der Lebenskeime, die einst aus der Erde entsprangen und wieder zu ihr zurückkehren. Aber mit einer solchen passiven Unsterblichkeit, die jede Fortdauer des individuellen Lebens in seiner concreten Regsamkeit abschnitt, konnte sich der Volksgeist nicht genügen lassen. Es war der vollständige Gegensatz zu der steigenden Entfaltung der hauptsächlichsten männlichen Eigenschaften, der möglichst individuell nach außen hin strebenden männlichen Thatkraft und der rastlosen Wanderlust. Daher mußte die Vorstellung eines lebendigeren Jenseits, eines Vollgenusses aller Kräfte des irdischen Diesseits, dessen wenigstens alle die Schichten des Volkes und speciell wieder die Individuen theilhaftig werden sollten, die hier schon ganz aus der Passivität des patriarchalischen Stilllebens herausgetreten waren, das jenseitige Reich der Todesgöttinnen merklich beschränken, ohne daß deswegen ihre uralten Ansprüche beseitigt worden wären.

Im innigsten Verwandtschaftsverhältniß zu der rein menschlichlichten Seite dieser Göttinnen, hat die deutsche Mythe eine außerordentlich reiche Fülle hülfreicher weiblicher Gestalten entwickelt, die in ihrer obersten Rangordnung als Verkünderinnen und Vollstreckerinnen des göttlichen Willens, d. h. der eigentlich schaffenden und zerstörenden, wirklich activen, höheren und deshalb männlichen Götter gedacht werden. Auch andere Mythologien haben wohl Aehnliches hervorgebracht: die Iris, die Charitinnen, die Musen, die Moeren, die Horen der Griechen gehören hieher; aber keine ist so reich daran, wie unsere deutsche. Ihre Gewalt ist genau zugemessen und unterscheidet sich dadurch wohl von der in der Freiheit unendlicher Persönlichkeiten wirkenden der höheren Götter und der in ihrer Sphäre eben so grenzenlosen höheren Göttinnen. So stehen sie im gewissen Sinne mildernd, schon durch ihr Geschlecht Repräsentantinnen einer weicheren Lebenshaltung, neben den wesent-

lich düsteren Gestalten der höchsten Götter, aber sie selbst sind in dieser Nachbarschaft von den finsteren Schlagschatten, die immer tiefer in das früher so strahlende Reich der Götter einfielen, etwas verdüstert worden. Die nordischen Walkyrien, oder was sich noch in den Grundzügen der deutschen Brunhild von ihrem ursprünglichen Typus als Schildjungfrau erhalten hat, sind nichts weiter als ein nur in die weibliche Physiognomie übertragenes Spiegelbild der herben und abstoßenden Züge des Gottes, dem sie zur Seite stehen. Es war leicht, von hier aus bis zu den ganz häßlichen, ganz fratzenhaften Gebilden der Nornen, wie sie die nordische Vorstellung entwickelt und poetisch verewigt hat [27]), fortzuschreiten.

Besser konnten die in gemessener Entfernung von den höchsten Göttern oder im Geleite der mütterlichen Erdgöttinnen auftretenden Halbgöttinnen, die zahlreichen Beschützerinnen der Brunnen und Seen, der Bäche und Ströme, der stillen Waldeinsamkeit und der saftigen Stromauen ihre weibliche Milde und sinnige Weichheit bewahren, und hier hat die deutsche Volkssage eine Menge der ergreifendsten und poetischsten Züge zu erhalten gewußt, die mitten aus der allgemeinen Verwilderung des untergehenden Heidenthums und Volksthums heraus die zwar vielfach zurückgedrängte, aber nie ganz beseitigte Neigung des Volksgeistes für die feinere und geistige Seite des eigenen und des Naturlebens überraschend darthun.

Auch sie jedoch vermochten sich nicht frei von einer dämonisch schreckhaften Beimischung zu halten, die sie innerlich und äußerlich in nächste Berührung mit den unheimlichen Dämonen brachte, welche Erde, Wasser und Luft bevölkerten und dem Menschen unheimlich machten. [28]) Der mythenbildende Geist des Volkes

---

27) Die berühmte Beschreibung der Walkyrien-Nornen der Nialssage: mannahofud voru fyri kliána, enno þarmar ör monnum fyri viptu ok garn, so wie ihr Gesang, kann nicht mehr für erhabene Volkspoesie, für einen Ausdruck natürlicher Kraft und Frische des Geistes, der auch vor Blut und Wunden nicht zurückschreckt, gelten, sondern nur für ein in seiner innersten Tiefe bei aller äußeren Kraftüberspannung schwächliches Behagen an der absoluten Häßlichkeit, die auf jedes gesundes Gefühl widerwärtig wirken muß. Ich glaube, unsere deutsche Schlacht- und Götterpoesie der Urzeit hat sich trotz aller Rohheit zu solchen Zerrbildern nie hinreißen lassen.

28) Nirgends tritt dies deutlicher, als in der schon citirten Panzerschen Sammlung hervor. Dort erscheinen gewöhnlich drei derartige weibliche Gott-

war einmal nun schon so ganz nach der nächtigen und dämonischen Seite hin gewandt und so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich in den Gestalten, die er sich zu seiner Beruhigung und Besänftigung geschaffen hatte, neue Schreckbilder zu erzeugen. Und wenn auch in dem Eindruck, den sie auf das Volksgemüth machten, fortwährend das lichte erfreuliche Element überwog, so konnte es sich doch nie ihm ganz unbedingt und rückhaltlos hingeben, weil es nie wußte, in wie weit es auf dasselbe vertrauen durfte, wo die Grenzen der dämonisch=feindseligen Momente in dem Wesen der in verlockender Reinheit glänzenden Gestalten lagen, die Flüsse und Seen, Wald und Berg belebten.

Aber selbst wenn das Volksgemüth abgeschlossene Gruppen ganz lichter und durch und durch segensreicher halbgöttlicher Wesen zu bilden, oder anders genommen, wenn es das Eingreifen der feindlichen dämonischen Mächte wenigstens von dieser oder jener Sphäre der nächsten Lebensbeziehung, etwa von Haus und Hof, von dem fruchtbringenden Acker, von der reinen Quelle abzuwehren und sich so der unholden Spukgestalten gelegentlich ganz zu entschlagen vermocht hätte, so wäre damit im Großen und Ganzen noch immer wenig gewonnen gewesen. Die Substanz der höheren Götter veränderte sich dadurch doch in keinem Falle. Sie entwickelten unaufhaltsam den einmal eingeborenen Zug starrer Härte und wilder Düsterheit bis zu seiner fernsten Consequenz, ganz unberührt von den Einflüssen des milderen göttlichen Kreißes, des weiblichen, wie man ihn wohl nach seinem vorherrschenden Charakter nennen darf, und noch unberührter von der Weichheit jener halbgöttlichen Gestalten, die ohnedem sich selbst nicht immer vor einer Umbildung ihres Wesens in das Herbe und Nächtige zu schützen befähigt waren.

---

heiten zusammen, entsprechend der auch sonst so in dem deutschen Geiste einwurzelnden Bedeutung der Dreizahl, häufig zwei weiße und eine graue oder schwarze, also zwei ganz lichte und eine, die den Uebergang zu den finsteren dämonischen Mächten vermittelt. Aber in dieser engen Verbindung mit den anderen tritt auch sie meist freundlich auf. Merkwürdig sind dabei auch noch die Beziehungen dieser drei Schwestern auf den Wald und seine segnende Bedeutung für die Menschen. Oefters sind sie die Schenkerinnen großer Gemeindewaldungen, von denen das dauernde Wohlsein der menschlichen Ansiedlung so sehr abhing.

Sechstes Capitel.

Die nächsten Resultate der Zersetzung des alten Glaubens.

Die Kraft des deutschen Volksgeistes scheint bei allen den geschilderten dämonischen Verzerrungen seines religiösen Lebens so wenig gebrochen worden zu sein, wie seine physische Wucht und sein unwiderstehliches Ungestüm durch die Auflösung der alten Bande der Stammes- und Staatsverhältnisse, der hergebrachten Zucht und Sitte irgend gemindert war. Faßt man nur die äußeren Erscheinungen als solche in's Auge, so möchte man eher geneigt sein, die geistige und physische Lebensfülle für gesteigert und noch in fortwährender Steigerung begriffen zu halten. Der zerstörende, alles mit sich fortreißende Strom der Barbaren wälzt sich immer furchtbarer über alle Provinzen des römischen Reichs; die römischen Vertheidigungsanstalten erweisen sich in fast tragikomischer Weise immer unzureichender; alle finanziellen und administrativen Hülfsmittel, alle staatsklugen Kniffe und Ränke sind erschöpft und die Wuth der Feinde ist nur noch intensiver, ihr Glück in fortwährendem Wachsen.

Ebenso im Gebiete des religiösen Lebens. Hier dauert die feindselige Selbstgenügsamkeit des deutschen Heidenthums in ihrem alten zähen Trotze fort. Die Bekehrungen Einzelner und größerer Massen zu der römischen Staatsreligion können nicht in Vergleich kommen gegen die unzähligen Schaaren fanatisirter Heiden, die bei ihren Vernichtungszügen auf römischen Boden die Wucht ihrer brutalen Grausamkeit mit besonderer Energie gegen christliche Kirchen und Priester kehren.

Im Innern des Volksgeistes ist das Heidenthum, gleichviel wie weit von seiner ursprünglichen Basis abgekommen, noch so mächtig, um sich nach allen Richtungen hin in den einzelnen schon gebildeten Gestalten immer concreter zu entwickeln, sie nach den Bedürfnissen des Volksgeistes umzugießen, und besonders nach der nächtigen Seite hin der mythenbildenden Phantasie die reichste Befruchtung zu geben, wie aus der überschwänglichen Fülle derartiger Mythen, die sich noch durch die christliche Zeit hindurch bis in die Gegenwart hinein gerettet haben, und die nur dieser Zeit ihre Entfaltung verdanken konnten, zu ersehen ist.

Gegengewicht gegen das unstät-dämonische Element

Aber jene äußere und innere dämonische und, wie es damals scheinen konnte, ganz grenzenlose Erregtheit des Volksgeistes zeigte doch schon in sich deutlich die Marksteine eines äußersten Möglichen, und durch die Geschichte der folgenden Zeit wird diese Beobachtung, die rein von innen aus dem Wesen der Erscheinung gemacht werden konnte, bestens bestätigt. Der nach außen gewandte Drang der deutschen Stämme hatte neben der für den unmittelbaren Eindruck überwiegenden dämonisch-negativen Seite auch seine sehr starke, nur einstweilen zurückgeschobene oder verdeckte positive Seite. Und wenn sie auch selbst wieder nur auf brutal-barbarische Weise sich geltend zu machen verstand, so war sie nichtsdestoweniger großer geschichtlicher Wirkungen fähig. Diese germanischen Räuber- und Mordbrennerhorden, wie sie den zum Untergang bestimmten Römern mit vollem Rechte erschienen, wollten nicht blos ihren Blutdurst und ihre Zerstörungslust befriedigen, sondern sie strebten auch nach positiven Genüssen. Und nicht blos nach solchen, die, im raschen Taumel eingeschlürft, selbst wieder zu Mitteln der weiteren Zerstörung werden mußten, sondern sie begehrten einen dauernden Genuß aller der herrlichen, lockenden Güter, welche das römische Reich darbot. Dieselben Menschen, die, zu ruhelosem Schweifen über den Erdkreis verdammt zu sein, alle Begriffe von ruhigem Eingehen in die bestehenden Verhältnisse verloren zu haben, nichts weiter als Kommen und Zerstören zu kennen scheinen, hegen daneben die ganz verständige, praktisch-nüchterne Absicht, in den behaglichsten Besitz dessen, was ihre Begierden lockt, einzutreten.

Wenn sie einen Landstrich, der bisher dem römischen Reich zugehörte, den Römern durch alle möglichen brutalen Kriegsmittel soweit entrissen haben, daß sie sich nach ihrer Meinung vor rö-

mischen Angriffen sicher fühlen können, nehmen sie Haus und Hof, Acker und Triften in Besitz und suchen sich in denselben, die ihnen nun ungestört angehören, nachdem ihre früheren Besitzer erschlagen, gefangen oder vertrieben sind, möglichst wohnlich und behaglich einzurichten. Und wenn auch diese Ansiedelungen nicht nach dem Maßstab moderner Colonien zu beurtheilen sind, wo der Pflug den Boden besiegt, und das Schwert nur zur Vertheidigung des Pfluges gezogen wird; wenn es den Ansiedlern nicht um die materielle Cultur des Bodens als solche, sondern eben nur um den ungestörtesten und ausgedehntesten Genuß, den die Früchte des Krieges und Sieges zu gewähren vermochten, zu thun war; wenn sie auch selbst noch immer das Schwert weiter fortführten, wie sie es bisher gethan, und den Pflug ihren Knechten oder den Resten der alten Bebauer und Herren des Landes überließen: so waren sie nichts desto weniger doch wieder in gewissem Sinne seßhaft geworden, wieder in Verbindung mit den ersten und einfachsten Verhältnissen getreten, aus denen sich die Stätigkeit menschlicher Einrichtungen, die Anfänge aller menschlichen Colonie entwickeln, und schon deshalb unfähig, sich in wilde Nomadenhorden nach Art der Scythen oder Hunnen aufzulösen, wozu doch nach ihrem sonstigen Gebahren alle Vorbedingungen gegeben zu sein schienen.

In Wechselbeziehung damit hatte alle wilde Zügellosigkeit des männlichen Lebens doch nicht die Bande der einfachsten Familienverhältnisse aufzulösen vermocht. Mit dem Haus, wenn es auch im Verlauf der Jahre bald hier bald dort lag, mit dem Felde, wenn es auch noch vor wenigen Jahren von einem anderen Besitzer bebaut wurde, war auch die einfachste natürliche Familienbildung gegeben. Und selbst in dieser, die bei aller Gemeinsamkeit der Basis sich in verschiedenen Zeiten und Völkern so verschieden entwickeln kann, war noch eine feste Tradition der alten feinen und sinnigen Auffassung der Hauptverhältnisse, vor allem des zwischen Mann und Weib, zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau geblieben. Auch dies darf wesentlich als ein bloßes Beharren in unzusammenhängenden und von der eigentlich lebendigen Unmittelbarkeit des Gefühls losgelösten Gewöhnungen angesehen werden, aber auch so war es noch wirksam genug, um sich nach außen hin als berechtigtes Moment in den rohen Anfängen einer Neuordnung der politischen und socialen Verhältnisse geltend zu machen, wie

aus den sogenannten Volksrechten, soweit sie die Zustände dieser Zeit vergegenwärtigen, deutlich hervorgeht.

Entsprechend diesen Zügen des socialen Lebens, die bei aller äußerlichen Verunstaltung doch entschieden auf das Bedürfniß des Volkes nach einer gewissen Stabilität und dabei auch nach einer traulichen Abgeschlossenheit in dem einfachsten Kreiße der Familie hindeuten, hatte auch die feinere und weichere Seite des religiösen Lebens denselben Hang sich in ihrem guten Rechte zu behaupten, aber freilich war sie durch andere Momente so zurückgedrängt, bei Seite geschoben, verunstaltet, daß sie sich immer größere Benachtheiligung gefallen lassen mußte. Und doch wurden die Wurzeln dieser Gefühle und Stimmungen nie vollständig aus dem Boden des Herzens herausgerissen, wenn sie auch viel zu schwach waren, um dem menschlichen Gemüth einen vertrauenerweckenden Halt zu geben.

Zwiespalt der religiösen u. sittlichen Stimmung.

Ein solcher Zwiespalt der Gefühle innerhalb des einen so wichtigen Gebietes ließ sich mit den Mitteln des eigenen Geistes nicht beschwichtigen, sondern nur noch steigern und immer unerträglicher machen. Die Götter, an welche sich das Volksbewußtsein anklammern konnte, waren selbst mehr und mehr zu jener Seite hinübergezogen, welche sie für milde und weiche Regungen des Volksgeistes unzugänglich machte, und es war und blieb unmöglich, aus Wuotan, Donar und Ziu dem Menschen freundlich nahe Wesen herauszubilden, nachdem sie einmal mit solcher concreten Plastik als die Repräsentanten der unheimlich ruhelosen, vernichtungsdurstigen Seite des Volksgeistes aufzutreten begonnen hatten.

Aber sie konnten auch nicht einmal mehr dem Geiste, selbst wenn er sich in dieser Richtung durch wahnsinnige Steigerung der Erregtheit befriedigen wollte, als allmächtige und ehrfurchtgebietende Wesen genügen. Sie konnten weder für sich noch für die Welt den grausenhaftesten Untergang abwehren, und es genügte nur ein Schritt, um sie gerade von dieser Seite her als überhaupt werthlos und unmächtig zu fühlen.

Wenn sie weder dem beschränkten und naiven diesseitigen individuellen Streben nach behaglicher Freude und ruhigem Genuß der Gaben der Natur und des friedlichen Stilllebens zu genügen vermochten, noch weniger den äußersten Gefahren und Schrecknissen

durch die dämonischen Mächte des Diesseits und durch die noch unendlich furchtbarern des Jenseits Einhalt zu thun vermochten, so waren sie überhaupt nicht werth Götter zu heißen, und der Mensch fuhr ohne sie eben so gut oder so schlecht, d. h. mit derselben Ruhelosigkeit durch das Leben, wie mit ihnen.

So wäre es also denkbar gewesen, daß sich der Volksgeist im Ganzen und Großen von ihnen abgewendet hätte und zu einer vollständigen Irreligiosität gelangt wäre, d. h. zu dem Glauben an seine eigene Kraft, daran, daß die Bedingungen des Einzeldaseins blos in diesem selbst gelegen und keineswegs durch die Abhängigkeit von höheren Mächten vermittelt wären. Aber wenn dies auch dem einen oder dem anderen vielleicht gelang, wie später in einem ähnlichen Auflösungsproceß des germanischen Heidenthums im scandinavischen Norden das gewaltige Wort in der That häufig vernommen wurde: „der und der fürchtete die Götter nicht, sondern glaubte an sich selbst," der bei weitem überwiegenden Masse des Volkes gelang es nicht, und konnte es aus allgemeinen inneren Gründen, deren Gewicht hier durch speciell-nationale geistige Momente verstärkt ward, auch nimmermehr gelingen. Vor den Dämonen fand der Geist doch keine Sicherung, selbst wenn er die hohen Götter als machtlos verachtete, denn soweit konnte sich weder hier noch bei jenen Nordmannen, die an sich selbst glaubten, der Geist versteigen, daß er den Begriff der Götter als solcher verleugnete und überhaupt die Existenz von persönlichen Mächten jenseits der menschlichen Persönlichkeit in seinem Bewußtsein vernichtete. Jene Verleugnung der Götter bedeutet nicht, daß Odhinn, Thorr, Tyr und die anderen Asen überhaupt nicht existiren, daß sie blos leere Phantasiegebilde seien, sondern nur daß sie nicht zu helfen und nicht zu schaden vermöchten, und daher der Andacht des Menschen, der darauf verwandten Zeit, der Mühe und der Kosten, der Opfer nicht werth seien. Ihre Existenz selbst machte man ihnen nicht streitig. Aber daß die Dämonen der höheren und niederen Ordnung zu schaden vermöchten, das war auch einem Gemüthe, das die Kraft der höheren Götter nicht mehr fürchtete und ihrer Macht nicht mehr vertraute, fest eingeimpft, ja dieser Gedanke konnte in demselben Maße an Raum gewinnen, als die Stätte für die höheren Götter im eigenen Innern beschränkt wurde.

So ergab sich also aus einem theilweisen oder gänzlichen Abfall von den eigentlichen Menschengöttern nur ein gesteigertes Grausen vor allen den feindseligen Mächten, die ihre Kraft früher doch in bedingter Weise von dem Menschen hatte fern halten können, so lange er sie als wirklich mächtig anerkannte. Der Menschengeist war nun in gesteigertem Maße beängstigt und gefesselt, ja, wie man sagen darf, an sich selbst zu verzweifeln genöthigt, da ihm die lichte Seite seines eigenen Innern mehr und mehr durch die Nachtgebilde der schrankenlos und widerstandslos wirkenden Dämonen verdunkelt werden mußte.

Hier gab es allerdings einen Ausweg, aber einen, der noch gefährlicher in seinen Wirkungen war, als das Uebel, dem er entführen sollte. Schon in der älteren Vorstellung des Volkes war der Glaube eingewurzelt, daß man sich den Dämonen ergeben und mit ihrer Hülfe zu dem Besitz der wünschenswerthen Güter, welche sonst die Macht der höheren Götter nach ihrem eigenen Gutdünken, nach den Rücksichten ihrer Gnade und Gunst, aber keineswegs in Folge irgend eines von den Menschen auszuübenden Zwanges zu vertheilen pflegte, auf schnellerem und sichrerem Weg, auch in viel größerem Umfange gelangen könne, als durch die Götter selbst. Denn diese vertheilten immer nur etwas aus der unerschöpflichen Fülle ihrer Gaben, nie die ganze Fülle selbst, weil sie diese, da ja ihre eigene Existenz an dieselben Bedingungen geknüpft war, wie die der Menschen, für sich zurückbehalten mußten, um selbst nicht zu darben. Ja es mag sein, daß auch dem deutschen Gemüth die Vorstellung des göttlichen Neides nicht fremd war, die so natürlich ist, daß sie in der That überall vermuthet werden kann, wo die Götter in so ganz persönlich-menschliche Gestalten eingegangen sind, wie in den Mythen der meisten Naturreligionen.

Die Götter konnten nicht dulden, daß sich der Mensch im Glanz und im Glück, dem Werke ihrer Gunst, zu gleicher Stufe mit ihnen erhöbe, und deshalb waren ihre Gaben nicht so reich zugemessen, als sie die unersättliche Habsucht der Menschen begehrte. Aber die Dämonen verliehen gegen den Preis einer ewigen Hingabe an ihre Macht die Gaben der Erde, insbesondere das Gold, in einer Fülle, die selbst den kühnsten Flug der Phantasie überbot. Wer den Preis für nichts achtete, konnte sich dies alles zu eigen machen. Eine große Kategorie des gesammten Zauber-

wesens war blos zur Herstellung dieser Vermittlung bestimmt, und ebenso ausgebildet und ebenso zur Kunst erhoben, wie die geheiligte, im Dienste der Lichtgötter geübte Magie, mit welcher die Dämonen besiegt werden sollten.

Es läßt sich nachweisen, daß diese Seite der Zauberei und der Hexenkünste in den Zeiten der inneren Auflösung des deutschen Heidenthums mit außerordentlicher Stärke sich entfaltete und gleichsam bestimmt wurde, die Macht der höheren Götter, die sich jetzt unwirksam erwies, zu ersetzen. Noch in das Christenthum hinein hat sie sich unvertilgt, obgleich mit allen Anstrengungen von der Kirche bekämpft, erhalten. Nicht die höheren Götter und die mystischen Beziehungen, in denen sie und die von ihnen abhängigen lichten dämonischen Wesen zu den Menschen standen, waren es, die als die eigentlichen Hauptfeinde der neuen religiösen Weltanschauung bekämpft wurden. Es war vielmehr dieser unheimliche Rapport mit jenen schon dem Heidenthum grausenhaften Mächten, der dem gewissenlosen Menschen auf Kosten des Besten, was er selbst besessen, seiner Seele, die reichste Fülle irdischen Genusses und schadender Kräfte zum Verderben seiner Mitmenschen aufschloß, gegen welchen sich der Eifer der christlichen Priesterschaft am nachdrücklichsten kehrte. Freilich versetzten sich dann auf ganz natürliche Weise die Reste des Glaubens an die höheren Götter mit diesem Dämonencultus und wurden von der christlichen Anschauung, die ja überhaupt den Gesammtbegriff des Heidenthums als innerlichst feindselig ansehen mußte, auf eine Linie mit ihnen gestellt. Aber trotzdem läßt sich aus der heutigen Tradition und mit noch größerer Gewißheit aus den Fragmenten der älteren Quellen für unser Heidenthum die innerliche Trennung beider Kategorien des Zauberwesens fast in jedem einzelnen Fall sogar noch jetzt mit Bestimmtheit herausfühlen.

Unter dem Einflusse solcher zu der Hingabe an die Dämonen geneigten oder wenigstens vorbereiteten Stimmung geschah auch, was sonst unerhört ist, daß in die Mitte eines äußerlich noch in ungebrochener Feindseligkeit gegen die Nationalfeinde, die Römer und das römische Wesen nach allen seinen Beziehungen gewappneten deutschen Volkes, bei dem sich die alten großen Götter sogar noch äußerlich in ungeschwächter Kraft als allgemein beherrschende Mächte erhalten hatten, römisches Zauber- und Hexenwesen Ein-

gang fand. Das vermochte derselbe Volksgeist zu thun, der sonst mit so großer negativer Zähigkeit an der Reinheit und Ursprünglichkeit aller der Momente, die ihn beherrschten, vor allem aber an den religiös-nationalen festhielt. Nicht in einem äußerlich schon vielfach durchbrochenen und aus den alten Fugen gerückten Stamm, wie es die gothischen und vandalischen Völker, überhaupt die Germanen in Osteuropa schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts waren, sondern in den Schooß des Volkes der Alamannen, des nächst den Franken und in mancher Hinsicht sogar noch vor den Franken specifisch-deutschesten Stammes der Zeit, drängt sich ägyptisches und anderes orientalisches Zauber- und Herenwesen ein, das damals bekanntlich die Geister der römischen Culturwelt in so erstaunlichem Maße beherrschte. Natürlich war jeder derartige Fall hier durch ganz besondere Verbindungen des Einzelnen mit der römischen Cultur bedingt, aber nichts destoweniger ist und bleibt es ein auch für das Allgemeine im höchsten Grade merkwürdiger Vorgang.[1])

---

1) S. Ammian. Marcell. XVI, 12: Latus vero dextrum (in der Schlachtreihe der Alamannen gegen Julian bei Argentoratum 357) Serapio agebat, etiam tum adultae lanuginis juvenis — Medcrichi fratris Chnodomarii filius, hominis quoad vixcrat perfidissimi: ideo sic appellatus, quod pater ejus diu obsidatus pignore tentus in Galliis doctusque Graeca quaedam arcana hunc filium suum Agenarichum genitali vocabulo dictitatum ad Serapionis transtulit nomen. Also directer Einfluß römisch-griechischer Cultur. Mederich ist durch seinen langen Aufenthalt im gallisch-römischen Lande mehr, als bei einem innerhalb des deutschen Lebens stehenden Manne möglich gewesen wäre, losgelöst von den heimischen religiösen Einflüssen. So wie hier mag überhaupt in fast allen Fällen das Hereindringen des antiken Zauberwesens und der orientalisch-griechischen Geheimculte vermittelt worden und vielleicht schon viel früher vorgekommen sein. Auffallend und wichtig ist es, daß es hier in der Mitte des alamannischen Volkes mit so rücksichtsloser Oeffentlichkeit und ohne Nachtheil für den, der sich ihm hingab, ausgeübt werden konnte. Serapion ist der nächste an Feldherrenrang nach dem Oberfeldherrn Chnodomarius, um es modern auszudrücken, sein Generallieutenant, dann folgen erst potestate proximi quinque reges als Anführer der einzelnen Schaaren. — Ob in dem Epitheton, welches Ammian dem Mederich giebt, hominis quoad vixerat perfidissimi irgend ein Causalnerus mit den schädlichen Geheimkünsten, deren er mächtig war, in der Vorstellung des römischen Geschichtschreibers liegt, lasse ich dahingestellt. —

Erwägt man solche Fälle, so mag man die Annahme nicht unwahrscheinlich finden, daß sich schon damals, also lange vor dem Eindringen des Christenthums, den Deutschen ein großer Theil des späteren mittelalterlichen Heren- und Zauberwesens auf dem hier so deutlich bezeichneten Wege vermit

Aber trotz dem, daß unter der Einwirkung besonders günstiger Verhältnisse, der Loslösung des Volksgeistes von den höheren lichten Göttern, der Furcht vor den mächtigen Dämonen und des schrankenlosen Egoismus, ja der rohen Bösartigkeit des Individualismus der Zeit, der sich überall gewaltsam Luft zu machen strebt, das nächtige Zauber- und Hexenwesen in üppigster Fülle wucherte, so verwischte sich doch die altherkömmliche Vorstellung von seiner Gefahr oder, anders gewandt, seiner Unehrlichkeit nicht.

Das erstere läßt sich mit Bestimmtheit aus den vielen hierauf bezüglichen Sagen nachweisen, in denen die Verbindung mit den bösen Geistern nicht etwa die ersehnten irdischen Schätze verschafft, sondern einen nicht selten qualvollen Tod herbeiführt, vielleicht auch nur mit Krankheit des Leibes oder der Seele straft; das andere noch directer aus den mancherlei Strafbestimmungen, [2]) welche in

---

telt habe, so weit dies überhaupt, was für einen nicht geringen desselben entschieden festgehalten werden muß, auf römische oder griechisch-orientalisch-römische Einflüsse zurückweist und nicht unmittelbar dem heimischen Boden entsprossen ist. —

2) Aus unzweifelhaft heidnischer Zeit gehört hieher Lex Salica LXIV. 1. (Waitz) Si quis alterum herburgium clamaverit hoc est strioportio aut illo qui hineo portare dicitur ubi strias coccinant, 2500 denar. qui faciunt sol. 62½ culpabilis judicetur. 2) Si quis mulierem stria clamaverit et probare non potuerit, 2500 denar. qui faciunt in triplum sol. 187½ culpabilis judicetur. Das hohe Alterthum dieser Strafbestimmungen im Allgemeinen — nicht des Strafmaßes in seiner genauen Festsetzung, die leicht späteren Ursprungs sein kann — ergiebt sich schon aus dem deutschen Ausdruck herburgius (über welchen man vergl. Grimm Myth. p. 998 und Müllenhoff Erklärung der deutschen Wörter der Lex Salica hinter Waitz, das alte Recht der sal. Franken p. 287) und der malbergischen Glosse zu dieser Stelle. Der außerordentlich hohe Strafansatz im Vergleich mit anderen nach unseren gewöhnlichen Vorstellungen von den deutschen Zuständen jener Zeit um vieles ehrenrührigeren Schmähungen — z. B. XXX, 6 si quis alteri reputaverit quod scutum suum jactasset — 3 solid. — si cinitum (cinaedum) 15 solid. etc. — zeugt besser als alles Andere sowohl für den Schrecken, wie für die Verachtung, die auf der Zauberei lag. — Tit. XIX giebt die Strafen für wirklich vollbrachte Zauberei: 1) Si quis alteri herbas dederit bibere ut moriatur, 8000 denar. qui faciunt solid. 200 culpabilis judicetur. Hierzu gehört der in den neuesten Ausgaben von Waitz und Merkel, wie ich glaube, sehr mit Unrecht beseitigte Zusatz: aut certe ignem tradatur. Es ist wohl so zu verstehen, daß, wenn der nachweislich Bezauberte wirklich starb, der Feuertod eintritt, während für eine bloße Erkrankung oder sonstigen Schaden die Buße gilt. 2) Si quis alteri maleficium fecerit et ille

entschieden dem Heidenthum angehörigen Volksgesetzen nicht nur gegen Zauberei und geheime Künste, soweit sie den Schaden des anderen bezweckten, ausgesprochen sind, sondern auch gegen diejenigen, welche einen anderen mit dem Namen eines Zauberers oder Hexenmeisters schmähen. Daraus ergiebt sich, daß schon lange ehe christliche Vorstellungen wirksam zu werden begannen, die eine Seite der Magie, die verlockendste für die Menschen jener Zeit, zwar fortwährend Proselyten machte, aber doch nicht den Volksgeist mit ihrem unheimlichen Inhalt zu versöhnen vermochte. Der Flecken, der an ihr haftete, blieb nach wie vor; ja je gröber und brutaler die Ziele wurden, zu welchen man sie gebrauchte, desto mehr schien sich auch die Schmach über ihre Anhänger und Vertreter zu häufen. Und wenn auch die äußere und innere Verlockung zu groß war, als daß sie trotz der darauf gesetzten Strafe und Unehrlichkeit hätte wirkungslos bleiben können, ganz vermochte sich der Volksgeist doch nie von dieser nächtig-dämonischen Seite her seine religiöse Befriedigung zu holen, so lange überhaupt auch nur noch eine Spur von der Unehrlichkeit und dem Grausenhaften, was ihr von jeher anklebte, in seinem eigenen Bewußtsein haften blieb.

So gerieth also der Einzelne, wenn er sich auf die angegebene Weise von den Göttern emancipiren wollte, immer tiefer in die

---

cui factum fuerit evaserit — d. h. ganz unbeschädigt davon kommt — 62½ sol. culpabilis judicetur. Auch hier Malb. Glosse. Die Strafbestimmungen späterer Volksrechte s. bei Wilda, Strafrecht d. Germ. p. 889 u. f. 961 u. folg. Hier ist es immer zweifelhaft, wie viel auf Rechnung christlicher Einflüsse zu schreiben ist. — Wilda macht S. 100 mit Recht darauf aufmerksam, wie aus dem §. 6 der Capita quae de partibus Saxonie constituta sunt vom Jahre 785 (Pertz Leg. I. p. 48) mit Wahrscheinlichkeit hervorgehe, daß schon bei den heidnischen Sachsen wenigstens gewisse Arten der Zauberei mit dem Tode bestraft wurden. Es steht dort ausdrücklich, daß man eine Hexe ungestraft habe tödten können, was gewiß unmöglich gewesen wäre, wenn die gerichtliche Strafe für Zauberei niedriger angesetzt war, d. h. nicht an das Leben ging. Daraus gewinnt der oben schon besprochene Zusatz zu L. Sal. XIX. eine neue Bestätigung. Auch kann die von Wilda p. 964 citirte Stelle aus dem Edict. Rothar. in ähnlichem Sinne als beweisend angeführt werden. Auch hier wird die Tödtung der Hexen von dem christlichen Gesetzgeber als heidnische Rohheit beseitigt. Als Motiv wird angegeben, ein Christ dürfe nicht glauben, daß den Hexen eine so große Kraft zu schaden einwohne, wie sie einst die Heiden in ihnen gefürchtet hatten. —

Verwirrung hinein. Er konnte wohl irdisches Gut ohne ihre Hülfe, ja recht eigentlich ihnen zum Trotz erwerben, aber dies konnte ihn doch in keinem Falle für die Schrecknisse des Jenseits und die Schmach und Unruhe des diesseitigen Lebens entschädigen.

Offenbar strebte, wie man sieht, der Volksgeist noch immer darnach, alle die Momente, die er auf getrenntem Wege mit einseitiger Hartnäckigkeit in seinem religiösen Bildungsproceß herausgetrieben hatte, festzuhalten, und zwar so, daß jeder Richtung ihr volles Recht, d. h. ihre bisherige zügellose Entfaltung, wodurch überhaupt Auflösung in die Gesammtheit der religiösen Vorstellungen gekommen war, gewahrt wurde. Denn noch immer klammerte er sich mit Hartnäckigkeit an diejenigen Gefühle und Triebe, die in seinem Innern diesen objectiven Gestaltungen entsprachen, an. Er verlangte gewaltige, dem Menschen freundlich gesinnte höhere Götter, die die Repräsentanten der Hauptcharakterzüge des Volkes selbst sein sollten, eben so männlich trotzig, ungezügelt kriegerisch wie er, ein Schrecken ihrer Feinde und der Feinde ihrer Gläubigen; daneben sollten sie wieder behaglichen friedlichen Genuß in materiellerer Auffassung oder den mehr sinnigen des Familienlebens gewährleisten, und vor allen Anfechtungen feindlicher Mächte, menschlicher und dämonischer, sicher stellen; und endlich sollte die Existenz der Einzelnen und dieser Welt, an deren Bedingungen sie auch jenseits des Grabes gebunden waren, auf eine genügende und beruhigende Weise verbürgt werden. Jede dieser Hauptforderungen widersprach nicht blos der anderen, sondern widersprach sich in sich selbst. Aber wenn dies auch dazu geführt hat, die Festigkeit und naive Gläubigkeit einer früheren Zeit, das Vertrauen in die Macht der Götter aufzulösen und Fried- und Ruhelosigkeit, eine Art von Verzweiflung an sich selbst an die Stelle davon zu setzen, so konnte man doch nicht einmal den Glauben an die concreten Gestalten des bisherigen religiösen Bildungsprocesses, geschweige denn das religiöse Bedürfniß als solches abschütteln, im Gegentheil das letzte mußte sich, wenn auch in vergröberter und verzerrterer Fassung nur noch gewaltsamer geltend machen, je mehr sich der Geist zu einer vollständigen Hülflosigkeit gegenüber den wichtigsten Interessen, die ihn beschäftigten, verdammt sah. Durch bloße Veräußerlichung des ganzen Strebens und Thuns, durch wildes wüstes Stürmen und noch wilderes Genießen konnte man

nur eine momentane Ruhe, vielleicht auch wohl hie und da eine einzelne Persönlichkeit nach ihrer besonderen Anlage ein ihr angemessenes Lebensgenügen erkaufen; im Ganzen und Großen wuchs dadurch nur das Ungenügen des Volksgeistes oder seine Erlösungsbedürftigkeit, wenn man dies hohe Wort brauchen darf für eine Stimmung, die sich so ganz in den rohesten Ansätzen hält, daß sich für den Beobachter kaum eine leise Ahnung von dem wirklichen Vorhandensein tieferer, wahrhaft ethischer Triebfedern ergiebt. Denn es war nicht sowohl eine sittliche Schuld, die das Gemüth beschwerte, nach deren Lösung man rang, die man auf den verschiedensten Wegen durch stolzen Unglauben oder durch entehrenden Aberglauben von sich wälzen wollte, als vielmehr die bloße Furcht vor der Strafe, die selbst mehr als ein von dem Verhängniß in unbegreiflicher Fügung gegebenes Uebel als in ihrer ursächlichen Verbindung mit der Entwickelung des nationalen Lebens nach außen und innen, bei den Massen wie bei den Einzelnen, erkannt wurde.

Siebentes Capitel.

Das Heidenthum in seinem ferneren Widerstand gegen das Christenthum.

Es war somit das religiöse Bedürfniß, da es sich einmal nicht austilgen ließ, ja da es sich sogar, wenn auch in vergröberter Gestalt, gesteigert hatte, auf Befriedigung von außen her angewiesen, denn aus sich selbst vermochte es nur eine immer unheilvollere Verstrickung des Gemüthes, aber keineswegs eine Erlösung und Beruhigung in dem Sinne, wie es sie so sehnsüchtig verlangte, zu schaffen.

Nach der weltgeschichtlichen Stellung des gesammten deutschen Lebens, insofern es damals noch eine äußere und innere Einheit ausmachte, verstand es sich von selbst, daß nur das Christenthum, keineswegs aber die in noch größerer Auflösung als das deutsche Heidenthum selbst begriffenen Reste des antiken Heidenthums zu gewähren vermochten, was das deutsche Gemüth in unbestimmter Allgemeinheit forderte. Das antike Heidenthum war ja ebenfalls durch dieses Fordern und Sehnen noch einer Erlösung und Versöhnung des menschlichen Geistes und der Natur in immer tieferen und unlösbaren Widerspruch verstrickt worden. Es hatte theosophische Speculation und Naturmystik vergebens aus allen Fernen der Zeiten und der Nationalitäten und aus den verstecktesten Winkeln des eigenen Geistes aufgeboten, und war so zu einer unförmlichen Masse rein allegorisirender Abstractionen, mystischer Gefühlsschwindelei und häßlichsten Zauberspukes geworden, die sich wechselseitig um die Herrschaft über den menschlichen Geist stritten, ohne daß dieser, so sehr er auch um seine ruhelose Verzweifelung

zu enden mit reflectirter Energie sich bald an die eine bald an die andere Richtung, bald an alle zusammen gefangen zu geben versuchte, an einer von ihnen sich mit natürlicher Freude und Genugthuung festzuhalten im Stande gewesen wäre. Nur grobe Trümmer des antiken Zauber- und Herenwesens mochten allenfalls, wie gezeigt, auch auf deutschem Boden Wurzel fassen, aber auch nur um in dieselbe Kategorie wie das einheimische Zauberwesen herabzusinken, das unter keiner Bedingung Ersatz für den in aller Einfalt so reichen Schatz von Trost und Ergebung des früheren Glaubens gab. Für alle anderen Seiten der letzten Entwickelungsphase der griechisch-römischen Religion blieb der deutsche Geist verschlossen und mußte es bleiben, so lange er nicht einen ähnlichen Bildungsproceß des reflectirten Denkens und Empfindens durchgemacht hatte, wie der war, dem jene supranaturalistische Philosophie und Mystik des untergehenden antiken Heidenthums ihre Entstehung verdankte.

Vergleich der jetzigen Vorbedingungen zur Aufnahme des Christenthums mit den früheren.

So waren also die äußeren Bedingungen für eine Wirksamkeit des Christenthums auf den deutschen Geist nun um vieles günstiger geworden als damals, als es zum ersten Mal seinen Missionsberuf als allgemeine Form des religiösen Bewußtseins aller Zeiten und Völker auch bei den Deutschen geltend zu machen versucht hatte. Wenn auch in der Substanz des deutschen religiösen Bewußtseins noch unendlich viele und gewichtige Momente einer inneren Vermittlung nach wie vor entgegenzustehen schienen, ja wenn sogar der deutsche Geist durch die Entfaltung einzelner Hauptgestalten seines Glaubens, schon durch das vorherrschend kriegerische und vernichtungsdurstige Element, welches sich in seine höchsten Götter eingedrängt hatte, den Grundanschauungen christlicher Gottes- und Sittlichkeitsbegriffe noch ferner gerückt schien: so war dafür doch das eine und wesentlichste Moment für die Sache des Christenthums gewonnen. Dies war die aus einem blos instinktivem allgemeinen Unbehagen schon bis in das Gemüth, wenn auch nicht in die klar reflectirte Wahrnehmung vorgedrungene fast allgemeine innerliche Loslösung von den bisherigen Gebilden der religiösen Schöpfungskraft, das Ungenügen des Volksgeistes an sich selbst, und was die nothwendige Folge davon sein mußte, die Sehnsucht auf ähnlichem Wege wie früher, durch Hingabe an ein positiv-religiöses in voller Objectivität gegenübertretendes Element,

der Zweifel und des Grausens vor sich selbst, vor der Natur und vor der Welt enthoben zu werden. Der Geist der deutschen Völker verlangte offenbar fertige Gebilde, so fest und fertig wie die bisherigen waren, nur mit anderen Resultaten für ihn selbst, und er schien bereits dahin gekommen, daß er sie im Großen und Ganzen bereitwillig aufnahm, wenn sie nur im Allgemeinen und in den Hauptgedanken die religiös-ethische Verwirrung, aus der jenes Unbehagen an sich selbst und an seinen Gebilden entsprungen war, einigermaßen zu lösen und zu versöhnen wußten. Dafür mochte Anderes, wenn es auch in dem neuen Glaubenssystem von specifischer Wichtigkeit war, als fremdartig und unpassend einstweilen für das bedürftige Gemüth in den Hintergrund treten, wenn auch selbstverständlich eine vollständige innere Vermittlung einzelner Theile ohne den Zusammenhang mit anderen nicht möglich werden konnte, wie die weitere Geschichte ergab. Man fühlte ja auch nicht das Bedürfniß, sich des ganzen einheimischen Glaubens zu entäußern, sondern nur da, wo dieser nicht genügte, von anderwärts etwas Genügendes aufzunehmen. Ebenso gut wie man sich stillschweigend ausbedang, alle Stücke des alten Glaubens, die mit dem Geiste noch immer harmonisch verwachsen waren, mochten sie sonst beschaffen sein wie sie wollten, auch ferner festzuhalten, dachte man auch bei jener allgemein gehaltenen Sehnsucht nach dem Neuen und Unbekannten nur an das, was davon in Wahlverwandtschaft mit dem eigenen Geiste stehen möchte, keineswegs an eine unbedingte Hingabe an die Totalität desselben sammt allen Consequenzen ihrer einzelnen Momente.

Doch wurde es auch jetzt noch immer für das Christenthum nicht so leicht, selbst unter solcher entgegenkommenden Bereitwilligkeit des Geistes, bei den deutschen Völkern festen Fuß zu fassen. Noch immer konnte es scheinen, als wenn trotz aller Umwälzung in den heimathlichen Verhältnissen der einzelnen Völker die Solidarität des Bodens und der umgebenden Natur nicht weniger wie früher dem Christenthum alles Vordringen auf eigentlich deutschem Boden unmöglich machen sollte, der wie für ewige Zeiten der Herrschaft der heidnischen Götter und Dämonen geweiht war, obgleich das Volk selbst auf diesem heimathlichen Boden nicht mehr zu religiöser Befriedigung zu gelangen verstand.

Bis nahe zum Schluß des vierten Jahrhunderts waren es

doch nur ganz vereinzelte und durch besondere Umstände vermittelte Fälle, in welchen in dem Kreiß der wenigstens nach außen hin noch geschlossenen deutschen Völkermassen Bekehrungen Statt fanden. Nur die losgelösten Einzelnen und kleinere Völkerabtheilungen, welche in die römischen Kriegsdienste traten, konnten sich dem Einfluß des fremden Bodens, dessen Vertheidigung sie übernahmen, nicht entziehen, und unter diesen war, wie das Beispiel hoher römischer Würdenträger deutschen Stammes aus jener Zeit beweist, die zum größeren Theil Christen wurden, der christlichen Missionsthätigkeit ein sehr fruchtbares Feld eröffnet. Aber hier liegt es nahe, Rücksichten auf äußere Vortheile, die ihnen bei den glaubenseifrigen ersten christlichen Kaisern durch ihre Bekehrung in sichere Aussicht gestellt wurden, im Durchschnitt als das gewöhnliche Motiv der Bekehrung anzunehmen und das Beispiel des Magnentius [1]) beweist, wie wenig eine solche äußerliche Bekehrung in dem Herzen des einzelnen die von der Kirche geforderten Früchte des christlichen Glaubens hervorzubringen vermochte, ja wie das christliche Glaubensbekenntniß nur als loser Mantel um die ganze grobe Brutalität des nationalen Heidenthums in ihrer widerlichsten Gestalt, um das Zauber- und Herenwesen mit seinen brutalen Formen und ebenso verwerflichen Tendenzen hängen konnte, so lange

1) Daß Magnentius dem Namen nach ein Christ war, ist schon von Baronius ad an. 350. 2, 3, 4 behauptet und ziemlich gut bewiesen worden. Es geht überdies ganz deutlich aus Athanas. Apolog. 6, 7 (Op. I, 298) hervor, wo sich der heilige Mann bei dem Kaiser Constantius gegen den verleumderischen Vorwurf zu rechtfertigen versucht, als habe zwischen ihm und Magnentius ein besonders enger und freundschaftlicher Verkehr Statt gefunden. Alles, was Athanasius dort in den heftigsten tadelnden Ausdrücken über den Charakter und Lebenswandel des Usurpators sagt, wird nur durch die stillschweigende Voraussetzung erklärlich, daß es von einem Christen gesagt sein soll, denn ein Heide würde von den ihm dort gemachten Vorwürfen gar nicht getroffen werden können. Athanasius schließt seine fulminante Apostrophe mit dem Satze, daß Magnentius wegen seines gotteslästerlichen Lebens das ewige Feuer verdient habe. Bei einem Heiden würde sich dies nach damaliger kirchlicher Ansicht ganz von selbst verstanden haben. — Wahrscheinlich war Magnentius sogar ein Anhänger des nicäischen Glaubensbekenntnisses. Dies mag vielleicht auch erklären, weshalb am Hofe des eifrig semiarianischen Constantius Athanasius, und wahrscheinlich nicht ganz mit Unrecht, in den Verdacht einer Hinneigung zu dem Usurpator gerathen konnte. —

es nützlich schien.[2] Leute, wie er, speculirten mit kühler Berechnung eben so wohl auf die Gunst der Christen, wie auf die der Heiden, und zwar nicht blos durch Connivenz gegen das deutsche Heidenthum, dem der genannte Magnentius selbst ursprünglich angehört hatte, sondern auch gegen alle anderen Formen des alten Polytheismus, die auf dem Boden des römischen Reiches in verzweifeltem Kampfe gegen das weiter vordringende Christenthum immer mehr Raum verloren und bereits von der Reichsgesetzgebung wesentliche Beschränkungen sich hatten gefallen lassen müssen.[3] Ganz ähnlich traten dann später auf anderem Boden und in äußerlich veränderten Verhältnissen jene nordmannischen Seeräuber und Kaufleute in den christlichen Ländern als halbe Christen und zu Hause, wo das Heidenthum noch herrschte, als ganze Heiden auf, während ihr eigentlicher Glaube auch nur noch in dem unheimlichen und schon von dem ächten Heidenthum gebrandmarkten Zauberwerke bestand, welches für ihr kaltes und unmenschliches Hand-

---

2) Wer das Urtheil des Julian an vielen Orten seiner Reden oder des Athanasius an der angeführten Stelle über den Charakter des Magnentius nicht für zuverlässig erachten sollte, weil bei dem ersteren der deutlich wahrnehmbare Aerger des gekränkten römischen Selbstbewußtseins, bei dem zweiten die offenkundige Tendenz des ganzen Aufsatzes ihrem Zeugniß unleugbar großen Eintrag thut, wird doch gegen das Zeugniß des Heiden Zosimus nichts einwenden können, der II, 54 mit bestimmten Worten seine bösartige Brutalität anerkennt. Er schließt sein Urtheil mit dem merkwürdigen Satze: *ταῦτα μὲν οὖν περὶ Μαγνεντίου προήχθην εἰπεῖν, ἐπειδή τισιν ἔδοξεν* (wahrscheinlich fanatischen Heiden oder Katholiken) *ἀγαθῶν αἴτιον γεγενῆσθαι κατὰ τὸν καιρὸν τῆς αὐτοῦ βασιλείας τοῖς πράγμασιν, ὥστε γνωσθῆναι περὶ αὐτοῦ τἀληθῆ, καὶ ὡς οὐδὲν ἐξ ἀγαθῆς αὐτῷ πεποίηται προαιρέσεως.*

3) Die Stellen des Cod. Theodos., in welchen die das Heidenthum begünstigenden Gesetze des Magnentius aufgehoben werden, s. schon gesammelt bei Bünau I, p. 797a. Er speculirte also, wenn man die oben über sein Verhältniß zu Athanasius ausgesprochene Muthmaßung festhalten darf, sowohl auf den heidnischen wie auf den katholischen Fanatismus. Es war dies eine den Umständen sehr wohl angemessene Politik, der er wahrscheinlich die verhältnißmäßig lange Dauer seiner Herrschaft verdankte. In Gallien und den Donauländern, wo der Schwerpunkt seiner Macht lag, spielten damals wohl das Heidenthum und der Katholicismus, aber weder der striete Arianismus noch eine der vielen semiarianischen Transactionen eine Rolle, die sie als politische Momente benutzen ließen.

werk mit seiner Basis einer ruhelosen Gewinnsucht und Geldgier in der That innerlich am allerbesten paßte.

Solche Bekehrungen waren nicht im Stande, das Christenthum auch den übrigen deutschen Stämmen zu vermitteln, selbst wenn die Bekehrten durch ihre politische Stellung gelegentlich, wie es bei Magnentius der Fall war, auf die engste Verbindung mit ihren Stammgenossen sich angewiesen sahen und ihnen nicht, was als Regel betrachtet werden konnte, als eigentliche Todfeinde gegenüber standen. Um den Fanatismus seiner heidnischen Landsleute und Bundesgenossen zu erhöhen, ließ Magnentius vor der Entscheidungsschlacht gegen das ebenfalls meist aus deutschen Miethstruppen bestehende Heer des Kaisers Constantius eine Jungfrau den heidnischen Göttern opfern, ihr Blut mit Wein vermischt in den Reihen seiner Krieger herumreichen und sie so zur Todesbrüderschaft weihen. Eine heidnische Wahrsagerin mußte während des Kampfes heidnische Worte und Zaubersprüche singen, ganz wie es jene deutschen Wahrsagerinnen der ältesten Zeiten, eine Ganne, Aurinia, Velleda in den heißen Schlachten ihres Volkes gethan haben mögen.[4]) Wer zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen konnte, mochte weder Neigung noch Beruf haben, seine Landsleute aus ihrem Heidenthum herauszureißen und sie der seligmachenden Kraft des Christenthums theilhaftig zu machen.

Es blieb also fürs erste die eigentliche Vermittelung der Bekehrung noch dem alten Wege überwiesen, daß einzelne römische Christen, ungeachtet sie durch ihre äußere Stellung als Kriegsgefangene oder Kaufleute, und insgemein durch ihre Nationalität als Römer im weitesten Sinn des Wortes auf beinahe unübersteigliche Hindernisse einer fruchtbaren Wirksamkeit, besonders bei dem eigentlichen Kern des deutschen Volkes, bei den freien Kriegern und in den höheren und reicheren Schichten der Bevölkerung stoßen mußten, aus freien Stücken das Apostolat übernahmen und dabei den härtesten Verfolgungen von Seite des deutschen Heidenthums Trotz boten, das ja äußerlich noch immer denselben schroffen nationalen und politischen Gegensatz zu allen anderen Religionen, hauptsächlich aber zu dem Christenthum bewahrte, wie damals, als ihm die römischen Staats- und Religionsformen zuerst mit Gewalt aufgedrungen werden

4) cf. Zonar. Annal. XIII, 8. Athan. I, 295.

sollten. Jetzt war nun das Christenthum als Staatsreligion an die Stelle des Heidenthums getreten, und dies somit die Religion der Nationalfeinde geworden. Und je heftiger sich der Haß gegen diese überall äußerte, mit desto feindseligeren Augen mußte auch ihre Religion betrachtet werden.

Daraus sind auch die überaus wilden Ausbrüche des heidnischen Fanatismus in den Kriegen am Rhein und an der Donau im Anfang des 5ten Jahrhunderts zu erklären. Die Reaction des germanischen Heidenthums trat in dem Maße gewaltsamer auf, als das Christenthum trotz der ungünstigen Verhältnisse, die seine Fortschritte unter den Deutschen hier so sehr beschränkten, dennoch anderwärts immer mehr Raum zu gewinnen, einen Stamm nach dem anderen zu überwältigen verstand. Der Instinkt schien den noch heidnischen Völkern zu sagen, daß auch ihr Geist sich dieses Zwanges auf die Dauer nicht werde erwehren können, aber bis es so weit kam, wollte sich ihre ganze altheidnische Widerspenstigkeit so zu sagen erst noch recht austoben. Daher wütheten die Schaaren des Rhadagais in Italien, die Burgunden, Vandalen und Sueven seit 406 in Gallien und schon früher die Alamannen am oberen Rhein gegen das Christenthum und seine Kirchen und Priester, nicht sowohl als gegen einen ihnen innerlichst fremden Glauben, oder auch als gegen den Glauben ihrer Feinde, wie sie früher allein ihre Stellung zu ihm fühlen konnten, sondern vielmehr wie ein in die Falle gerathenes Raubthier gegen die fesselnden Stricke wüthet, die sich ihm dadurch freilich nur immer fester um die Glieder schnüren. Es war dies der letzte Verzweiflungskampf der alten nationalen Freiheit und Ungebrochenheit des Geistes und Lebens, die allerdings mehr in ausgehöhlten Formen als in gesundem Zusammenhang mit der frischen Fülle der nationalen Vergangenheit bestand, aber auch noch so Kraft genug in sich fühlte, um sich nicht widerstandslos dem fremden Geiste zu ergeben. Dieser mußte, wie man wohl ahnte, nicht blos einige andere Formeln des Empfindens und Glaubens in Beziehung auf die Abhängigkeit des Menschen von den höheren Mächten an die Stelle der ihnen selbst nicht mehr genügenden heimischen setzen, sondern allmählig die ganze Substanz dieses nationalen Geistes und alle Aeußerungen seiner Thätigkeit durchdringen und verändern.

So erklären sich allein Vorgänge wie der Zug des Rhadagais

nach Italien, bei dem es nicht wie sonst allein auf einen Raub- und Plünderungszug im größten Style abgesehen war, der vielmehr die offenkundige Tendenz hatte, das Christenthum in seinem Mittelpunkte, in Italien, und in Rom, als an seiner Wurzel anzugreifen und es so von der Erde zu vertilgen. Die Todesangst des germanischen Barbarenthums vor seiner geistigen Ueberwältigung und damit auch vor seiner gänzlichen Auflösung, konnte sich nicht charakteristischer aussprechen, als es hier geschah. So wenig Rhadagais selbst innerlich noch als ein Heide nach altem Style gelten darf, so sehr war er doch von dem glühendsten negativen Fanatismus für das Heidenthum erfüllt. Daß jedoch das nationale Heidenthum in seiner alten Beschränktheit ihn nicht allein gegen Rom trieb, zeigte sich in seiner merkwürdigen Stellung zu den Resten des römischen Heidenthums, so weit sie sich in Italien noch zu halten vermocht hatten. Sie erhoben bei dem Heranbrausen dieses Völkersturms ihr Haupt und sahen in diesem Barbaren, der den heidnischen Göttern, darunter auch dem Jupiter — unter dem diesmal nur der römische Jupiter, nicht der deutsche Donnergott gemeint sein kann — opferte, den Rächer für die Verfolgungen und Niederlagen, die ihr Glaube durch das Christenthum erfahren hatte.[5]) So hatte sich also eine Art von Solidarität des allgemeinen, des Weltheidenthums gegen das Christenthum, als die neue Form der geistigen Weltherrschaft, gebildet, vor der die nationalen Antipathien und die Bildungsunterschiede zu verschwinden schienen, eine Coalition, die in ihrer rein negativen Tendenz zu unnatürlich war, als daß sie trotz der Kraft des Barbarenthums, die jetzt durch den ganz zügellosen und ziellosen religiösen Fanatismus noch bis in's Ungeheuerliche und Dämonische sich steigerte, irgend nachhaltig in den Gang der Geschichte hätte eingreifen können.[6]) Der auf die Vernichtung des

---

5) August. Serm. (V. 10) paganus homo erat Rhadagaisus. Jovi sacrificabat quotidie. Civ. Dei V. 23 quia quotidianis sacrificiis placabat atque invitabat Deos.

6) August. Serm. l. l. nobis apud Carthaginem dicebantur hoc credere, spargere, jactare Paganos, quo ille diis amicis protegentibus et opitulantibus — vinci omnino non posset ab eis (Christianis). Oros. VII, 37 Rhadagaisus omnium antiquorum praesentiumque hostium longe immanissimus — paganus et Scytha erat. Wo er von den möglichen Folgen einer Eroberung Italiens durch ihn spricht, setzt er als selbstverständlich die Vertilgung aller Christen voraus. Auf einen solchen Fall hätten die Heiden ihre Hoffnungen,

christlichen Römerthums und damit des Christenthums abgesehene Zug mit seinen zahllosen Völkermassen und seinen unglaublichen Verwüstungen und Grausamkeiten löste sich bald in einen ganz gewöhnlichen Räuberzug auf, dem durch die noch zur Disposition stehenden Mittel des römischen Staates gesteuert werden konnte. Rhadagais verlor, als er in die Hände der von ihm dem Untergang Geweihten fiel, sein Leben, eine gerechte Strafe, wenn man die Zwecke und auch die nächsten Folgen seines Unternehmens bedenkt, und die Kraft des römischen Heidenthums war durch die Allianz mit den Barbaren ebenso gebrochen, wie die physischen und moralischen Grundlagen des heidnisch-deutschen Fanatismus durch den schmählichen Untergang eines seiner Hauptvertreter und seiner für unbesiegbar gehaltenen Schaaren zunächst stark erschüttert wurden. Die zur Seligkeit eingegangenen Heroen der Kirche hatten sichtbar zum Schutze ihrer Gläubigen vor diesem wüthenden heidnischen Heere gewirkt: in dem hart belagerten Florenz hatte der heilige Ambrosius in nächtlicher Vision den verzweifelten Muth der christlichen Einwohner wieder aufgerichtet und die nahende Hülfe verheißen, die auch wirklich schon den andern Tag erschien und die Stadt errettete. [7]) Der Glaube an die Ewigkeit des Christenthums, der schon von Anfang an in seinen Voraussetzungen lag, mußte durch solche Vorgänge eine viel concretere und deshalb auch wirksamere Gestalt gewinnen. Alles schwere Unheil, das durch die Heiden und Barbaren jetzt häufiger als je über die christliche Welt kam und Einzelne ganz verschlang, erschien immer nur als ein partieller Sieg des Heidenthums. Alle seine Wuth konnte das

---

aber vergeblich gerichtet gehabt. Sie begrüßten seine Annäherung unbekümmert um die furchtbaren Greuel, die seine Schaaren an Christen und Heiden unterschiedslos verübten, mit Jubel: quandoquidem in pagani et idololatrae manus incidisse paganis residuis de instaurando cultu idolorum esset indubitata persuasio. — Wenn die vorhergehenden Worte des Orosius: ut mos est barbaris hujusmodi gentibus omnem Romani generis sanguinem diis suis propinare nicht metaphorisch zu verstehen sind, so könnten sie als ein ausdrückliches Zeugniß der Zeit für die äußerste Aufstachelung nationalen und religiösen Fanatismus in den deutschen Völkern gelten. Uebrigens ergiebt sich aus Orosius selbst so wie aus Augustin, daß jene Worte auf die Romani Christiani die hier überhaupt als Romani erscheinen, zu beschränken sein werden.

7) cf. Ambros. vita per Paullin. presb. sub fin.

Christenthum nicht von der Welt vertilgen, wie es ja auch die blutigen Verfolgungen des römischen Heidenthums einst nicht vermocht hatten. Es waren noch immer die unsichtbaren Beschützer der christlichen Kirche bereit, ihren unmittelbaren, unüberwindlichen Beistand gegen das Toben dieser barbarischen Heiden in die Waagschale zu legen, wenn der unerforschliche Rathschluß Gottes eine solche äußere Rettung seinen Gläubigen zugedacht hatte.

Und so kam in das gesammte christliche Bewußtsein gegenüber dem heidnisch-deutschen Fanatismus in seinem letzten Aufflackern wiederum dieselbe innere Siegesgewißheit, die früher die noch dünnen Schaaren der Christenheit gegenüber dem durch alle Mittel des Zwangs und der Verführung unterstützten heidnisch-römischen Fanatismus beseelt hatte, natürlich nicht ohne daß der Einzelne, auf welchem die Härte des augenblicklichen Jammers lastete, hie und da in verzweiflungsvolle Trostlosigkeit gerathen wäre, an der es auch in den Zeiten der älteren Märtyrer nicht gefehlt hat. Je schreckhafter die äußeren Erfolge des Heidenthums wuchsen, das namentlich in der Mitte des fünften Jahrhunderts in Attila seine weltgeschichtliche letzte und größte Incarnation fand, desto festere Wurzeln schlug diese opfermuthige Siegesgewißheit in den Herzen der Christen, und wenn auch bei den heidnischen Barbaren zunächst im Gegensatz gegen diese innere Unbesiegbarkeit des Christenthums der specifisch negativ-heidnische Fanatismus noch grauenvoller emporloderte, so war dies eben nur die letzte Flamme unmittelbar vor ihrem völligen Erlöschen. Immer häufiger traten die christlichen Heiligen selbst zu dem Schutze ihrer geweihten Orte ein, gerade so wie sich die christlichen Bischöfe mit Trost, Rath, thätiger Hülfe und Anstrengung an die Spitze der Streiter stellten, welche die Barbaren von den Mauern ihrer Städte zurückschlugen, und immer mehr mußte die Anschauung in den Seelen der Heiden Raum gewinnen, selbst wenn sie ihre Wuth noch mehr aufstachelte, daß sie gegen eine überlegene, und noch dazu überirdische Macht fochten, die sich durch keine Gewaltmittel fassen und noch weniger vertilgen ließ.

Damit war aber immer noch nicht das positive Christenthum dem Herzen des einzelnen deutschen Heiden näher gerückt. Aus dem Bewußtsein heraus, daß die feindliche Macht unbesiegbar sei, folgte noch keine Hingabe an sie, ebensowenig wie das bloße Ge-

fühl des Ungenügens an den nationalen Formen des Glaubens so ohne Weiteres zu einer Annahme der christlichen zu führen vermochte. Die große innere Kluft zwischen dem Geistesleben der Barbaren und dem christlich-römischen blieb nach wie vor, so lange nicht noch ganz andere Momente der Vermittlung und Ausgleichung als die bisherigen in Action kamen, Momente die zunächst nicht aus dem specifisch-christlichen, ja überhaupt nicht einmal aus dem religiösen Elemente als solchem hervorgingen. Die wirklich geschichtlich bedeutsamen Eroberungen, die das Christenthum gerade in dieser Periode des gesteigerten heidnischen Fanatismus auf einigen Punkten der deutschen Völkermassen dennoch machte und in rascher Folge fortwährend vergrößerte, sind hauptsächlich solchen scheinbar ganz außerhalb des eigentlichen Entwickelungskreises sich haltenden Einflüssen zuzuschreiben und unterscheiden sich dadurch wesentlich von dem stillen Bekehrungsprocesse, der rein aus religiösen Motiven hie und da auf deutschem Boden mitten unter dem heftigsten Toben des Kampfes gegen Rom vor sich gegangen war. Die Früchte desselben, so reich und werthvoll sie auch in sittlicher Beziehung waren, besonders wenn man den unendlichen Widerstand erwägt, der sich hier innerlich und äußerlich den Fortschritten des christlichen Glaubens entgegensetzte, hatten sich doch nach ihrem geschichtlichen Gewicht als sehr unbedeutend erwiesen. Jedenfalls schien auf diesem Wege eine wirkliche Besiegung des nationalen Heidenthums durch das Christenthum in die fernste Ferne gerückt zu sein. Dies erfüllte doch noch immer, mochte es innerlich beschaffen sein wie es wollte, das ganze Volksleben in allen seinen geschichtlichen Aeußerungen und bestimmte seine Stellung in der Entwickelung der äußeren Verhältnisse namentlich gegenüber dem römischen Staate und der christlich-römischen Bildung, d. h. es verewigte die innerlichen Gegensätze gegen beide und darin zugleich auch die Gefahr für die christliche Weltcultur in dem allgemeinen Völkersturm dieser Zeiten gänzlich verschlungen zu werden.

Achtes Capitel.

Das Christenthum bei den Gothen.

Ursprung des goth. Christenthums.

Auf dem langsamen Wege von Einzelbekehrungen hatte das Christenthum bis dahin allerdings schon unter vielen deutschen Völkern, am meisten bei den gothischen Stämmen, Wurzel gefaßt. Die äußerliche Vermittelung fand hier weniger durch directe Missionsthätigkeit römischer Geistlicher statt, als vielmehr durch die zahlreichen christlichen Gefangenen, welche die Gothen auf ihren großen Beutezügen zu Land und zu Meer in dem Laufe des dritten Jahrhunderts in ihre damalige Heimath an der Nordküste des schwarzen Meeres zwischen dem Dniester und der Donaumündung entführten. Noch bis in eine weit spätere Zeit hinein erhielt sich eine lebhafte Verbindung zwischen der Kirche in Kappadocien und den Gläubigen im gothischen Lande als unmittelbare Folge jener Anfänge des neuen Glaubens [1]), und auch der so berühmte Ulfila stammte nach der Tradition von einer damals aus Kleinasien verpflanzten christlichen Familie ab. [2]) Diese christlichen Keime schlugen

1) Die Acten des h. Saba (ich bemerke dazu, daß ich sie nach Ruinart Act. Prim. Mart. ed. II. citire, wo sie von p. 601 an in einer nach Hdſ. berichtigten lat. Uebersetzung stehen, die viel brauchbarer ist, als der griech. Text der Bollandisten) haben die Ueberschrift: ecclesia Dei quae est in Gotthia, ecclesiae Dei quae est in Cappadocia et omnibus ecclesiae catholicae Christianis.

2) S. darüber Waitz, Ulfila p. 35. Philostorgius, der diese Genealogie giebt, ist zwar im Allgemeinen eine nur mit der allergrößten Vorsicht zu benutzende Quelle, weil seine aus religiösem Fanatismus entsprungene Verdächtigungssucht ihn so häufig zu offenbaren Entstellungen der geschichtlichen Thatsachen bringt, hier aber ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß derartige Einflüsse auf die von ihm gegebenen Notizen gewirkt hätten.

so gut Wurzel, daß schon auf dem ersten Nicäischen Concil ein Bischof aus dem Lande der Gothen, Theophilus, zugegen war und seine Kirche als eine vollkommen constituirte christliche Genossenschaft vertreten konnte.

Es gab also hier nicht blos einzelne verborgene oder unbemerkte Anhänger der neuen Lehre. Vielmehr hatte sich hier schon eine Art von Gemeindeverband gestaltet und damit das Christenthum eine gewisse Bedeutung für das ganze Leben des Volkes auch in den Beziehungen des Staats und Gesellschaftszustandes erhalten. Mochten auch die Anfänge des gothischen Christenthums von römischen Kriegsgefangenen ausgegangen sein, so blieb es doch in seiner weiteren Geschichte nicht auf diesen engen Kreiß beschränkt. Diese Kriegsgefangenen waren nach der Sitte der deutschen Völker wie es scheint zumeist als Ackerbauer und als Gewerbetreibende in eigenen Wohnsitzen angesiedelt worden und hatten dadurch eine Art von socialer Selbstständigkeit erhalten, die sie ganz unwillkürlich nicht blos mit dem Herrn, dem sie als Eigenthum gehörten, sondern auch mit anderen Schichten der einheimischen Bevölkerung in fortwährende Berührung brachte. So war überall auf deutschem Boden von unvordenklichen Zeiten her die Bildung eines eigenen, nicht blos durch den Haß gegen die Herren und das Verlangen nach einer gewaltsamen Lösung seiner Ketten zusammengehaltenen Standes von Knechten oder Hörigen vor sich gegangen. Allerdings blieben sie von den politischen Rechten an und für sich ausgeschlossen und standen blos durch ihre Herren mit den öffentlichen Verhältnissen in Verbindung, aber in dem inneren Leben dieses Standes der Unfreien gab es viele und wichtige Momente, die einen sehr fühlbaren positiven Zusammenhang hervorriefen, verwandtschaftliche Bande, Gleichheit der Beschäftigung, der rechtlichen und socialen Stellung und der Sitten und Gebräuche im Hause und im öffentlichen Leben. Die verschiedenen Nationalitäten, welche nach und nach durch die Raubzüge der freien Krieger auf römischem Gebiet in den Stand der deutschen Hörigen zusammengewürfelt worden waren, gingen in die Gemeinsamkeit dieser positiven Gliederung bald auf und erhielten, gleichviel wie ihre ursprüngliche Färbung gewesen sein mochte, meist schon nach der ersten Generation ein vollkommen deutsches Gepräge, wie es der ganze Stand in seiner Besonderheit ausgebildet hatte. So kann es nicht befremden, wenn deutsche Namen und deutsche

Sprache und Sitten unter den Nachkömmlingen jener aus Kappadocien und anderen östlichen Provinzen des Römerreichs entführten gothischen Leibeigenen nach 70 Jahren allein herrschten, und Ulfila, einer aus ihrer Mitte, sich innerlich in nichts von einem aus ursprünglich gothischem Blute abstammenden Deutschen unterschied, bis auf das Eine, aber von dem hier festgehaltenen Gesichtspunkt aus Wichtigste, daß er ein Christ so wie seine Vorfahren geblieben war.

Daß sich unter Angehörigen dieses Standes die christliche Tradition in solcher Lebhaftigkeit erhielt, während hier doch sonst alle anderen Reminiscenzen der früheren Zustände so schnell verschwanden, wäre nach inneren Gründen ganz unmöglich gewesen, wenn sich diese später zugeführten christlichen Gefangenen, die an Zahl jedenfalls der schon vorhandenen Masse der noch heidnischen Hörigen sehr nachstanden und deshalb auch um so mehr der Gefahr ausgesetzt waren, vollständig germanisirt, d. h. Heiden zu werden, nicht durch gewisse innere Eigenthümlichkeiten ihrer Religion sehr schnell einen positiven Einfluß auf die übrigen, bisher, so viel man sehen kann, noch durchweg heidnischen Glieder ihres Standes zu verschaffen gewußt hätten.

Mag auch der gothische oder deutsche Name, den Christen des vierten Jahrhunderts führen, die ihre Heimath auf gothischem Gebiete haben, allein noch nichts dafür beweisen, daß jeder einzelne so Bezeichnete wirklich einer gothischen Familie, d. h. einer seit unvordenklichen Zeiten eingebürgerten angehört, wie dies schon an dem Beispiel des Ulfila zu ersehen ist, so genügt doch die Erwägung, daß sich das in die neue Heimath mit herübergenommene Christenthum vor den sonst so mächtigen Einflüssen des national-gothischen Lebens unmöglich anders zu retten vermochte, als daß es selbst, die Offensive ergreifend, sich über den ursprünglichen Kreiß, über die immer nur ein geringes Bruchtheil des ganzen Standes bildenden Nachkommen der gefangenen römischen Christen hinaus rasch verbreiten mußte, um es fast gewiß erscheinen zu lassen, daß es im Anfang des vierten Jahrhunderts schon dem Blute nach gothische Christen, wenn auch zunächst nur unter dem Stande der Hörigen gegeben habe.

Verbreitung des Christenthums in den höheren Ständen.

Aber die Verbreitung des Christenthums blieb nach Verlauf einiger Zeit nicht blos bei diesen untersten Schichten des gothischen Volkes stehen. Wenn auch in Betreff der Herkunft mancher na-

mentlich erwähnten gothischen Priester und anderer gothischen Christen des vierten Jahrhunderts nichts weiter bestimmbar ist, als daß einige von ihnen, z. B. der heilige Saba, dem ärmeren Theile des Volkes angehörten, [3]) so ist doch von dem heiligen Nicetas sicher überliefert, daß er von hoher Geburt gewesen, und sich auch sonst durch alle die Vorzüge des Leibes und des Geistes ausgezeichnet habe, welche in den damaligen Zuständen des Volkes von einem hervorragenden Manne gefordert wurden, [4]) Vorzüge, die sich eben nur mit einer zum wenigsten freien Herkunft vertragen zu können schienen.

Ursachen derselben.

Erleichtert wurde diese Ausbreitung des Christenthums unter dem eigentlichen Kerne des gothischen Volkes durch die hier mehr als anderswo eingetretene Lockerung der ursprünglichen Grundlagen des äußeren und inneren Volkslebens. Die gothischen Stämme waren viel früher als die anderen deutschen Völker aus dem unmittelbaren physischen oder geographischen Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen herausgerissen worden. Sie hatten in verhältnißmäßig kurzer Zeit die ungeheuere Strecke vom Rande der Ostsee bis zum schwarzen Meer und zwischen dem Dniepr und der Donau ihrer Herrschaft unterworfen. Offenbar konnten solche Eroberungen nicht mit der gleichzeitig noch von anderen deutschen Völkern bei ihrem Fortrücken instinktiv beobachteten relativen Stätigkeit und Gründlichkeit gemacht werden, wie es etwa bei den Alamannen und Franken z. B., trotz des rastlosen Dranges in die ungemessene Ferne, nach dem Vollbesitz der Herrlichkeiten Roms doch immer noch geschah. Es war der zähe Widerstand der Römer der diese Völker nur Schritt für Schritt, aber freilich auch desto nachhaltiger vordringen ließ. Hier schob sich die ganze Wucht des Stammes auf jedem Fleck Erde nach, der den Römern nach oft jahrelangem Ringen wirklich entrissen war oder dauernd entrissen zu sein schien. Die Gothen hatten es mit viel weicherem Elemente

---

3) cf. Act. S. Sabae Cap. VI, wo Athanarich nach den äußeren Verhältnissen des heiligen Mannes fragt „Quid haberet in bonis." Seine Diener antworteten „nihil amplius quam id quod erat indutus." Deshalb, heißt es, contempsit eum vir iniquus.

4) Martyr. S. Nicetae A. S. Sept. V ex Simeone Metaplast.: Nicetas natus e Gothicis seminibus et primum honorem apud illos nactus tam propter claritatem generis, quam propter aliam animi et corporis indolem et dexteritatem.

des Widerstandes zu thun. Die scythische und sarmatische Bevölkerung der Ostländer war bei aller physischen Tapferkeit doch in keiner Weise mit der disciplinirten Kraft und dem einheitlichen politischen Verstand zu vergleichen, der die römischen Heere leitete und ihnen bis auf den letzten Augenblick einen im Ganzen freilich vergeblichen, im Einzelnen aber desto nachdrücklicheren Widerstand ermöglichte. So war es den Gothen verhältnißmäßig schnell und leicht gelungen, die Herren dieser unermeßlichen Ostlandschaften zu werden, aber freilich auch nur um ihnen den Stempel ihrer Herrschaft höchst oberflächlich aufzudrücken. Die von ihnen besiegten Völker blieben unangetastet in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, zum Theil in ihren alten Sitzen wohnen und die Gothen schoben sich nur in einzelnen Massen zwischen ihnen durch, vertheilten sich als das eigentlich herrschende Volk über den ganzen ungeheueren Raum und nur nach Süden hin, nach den reichen Norddonaulandschaften und in die Nachbarschaft des eigentlichen Zieles aller germanischen Völkerbewegung, der Culturländer des römischen Reichs, drängten sich zusammenhängendere Massen, von denen jene furchtbaren Raubzüge in die Süddonauländer und Kleinasien hauptsächlich ausgingen.

Diese äußere Durchmischung mit fremden Barbarenstämmen, die nicht ohne inneren Einfluß bleiben konnte, mag der hauptsächlichste Grund für die auffallenden Unterschiede sein, welche das gothische Wesen im Vergleich mit dem der anderen deutschen Stämme dieser Zeit zeigt. Vorzüglich war die Bedeutung des Königthums bei ihnen in ganz anderer despotischer Weise entwickelt als sonst: es läßt sich ein Anklang an die osteuropäischen strenger gebundenen Zustände nicht verkennen, welche die Individualitäten nur nach außen hin, in Krieg und Raub, und nach der Seite der Familie in zügelloser Ausdehnung der Gewalt des Mannes frei geben. Eine solche strengere Haltung der Herrschermacht tritt in Gestalten wie in dem halb sagenhaften König Hermanrich, oder in dem ganz geschichtlichen Athanarich anschaulich hervor. Sobald dieses eine Grundverhältniß sich anders bildete, als es in der ursprünglich germanischen Natur und Art lag, müssen auch die übrigen Gestaltungen des Volkslebens, die ja alle so sehr gegenseitig bedingt sind, anders geworden, von dem gewöhnlichen germanischen Typus abgewichen sein, wenn sich auch noch seine äußerlichen Formen und Züge in traditioneller Weise forterhielten.

Daraus erklären sich auch die vielfachen inneren Zerwürfnisse, von denen die gothischen Stämme heimgesucht wurden. Sie haben nicht wie die auch anderwärts bei den deutschen Stämmen genugsam vorkommenden Zwistigkeiten in der directen Einmischung der Römer in die inneren deutschen Verhältnisse und in dem verschmitzten Gebrauche, welchen die römische Politik von ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Individuen zur Lockerung der herkömmlichen Zustände zu machen verstand, ihren Ursprung, sondern in der Stellung, welche das Königthum oder im Allgemeinen der fürstliche Absolutismus gegenüber den Traditionen der nationalen Freiheit und Selbstständigkeit der Individuen einnahm. Die römische Politik bediente sich dann, als die Gothen die unmittelbarsten und weitaus gefährlichsten Grenznachbarn der Donaulandschaften wurden, namentlich seit Constantin, dieser schon vorgefundenen Elemente der inneren Auflösung sehr geschickt zu ihren Zwecken, und es gelang ihr wirklich damit so gut zu operiren, daß das weitere Vordringen der Gothen auf römisches Gebiet, dem am Ende des dritten Jahrhunderts nichts im Wege zu stehen schien, mehr durch diplomatische Mittel als durch das Schwert im Laufe des vierten Jahrhunderts im Ganzen mit Glück aufgehalten wurde.

Im engsten Zusammenhange damit stand es, daß aus der Mitte der gothischen Völker die zahlreichsten Freiwilligen zum Eintritt in das römische Heer kamen und daß die militärischen Grenzansiedelungen der Donaugegenden zum großen Theil aus Leuten dieses Stammes gebildet werden konnten. Ganz von selbst transpirirten damit mehr römische Einflüsse auch in den Kern der gothischen Völkerschaften, als es sonst auf deutschem Boden zu geschehen pflegte, wofür die zahlreichen, Leuten von unzweifelhaft gothischer Nationalität angehörigen römisch-griechischen Eigennamen, wie Theophilus, Nicetas und andere, einen merkwürdigen äußeren Beleg liefern, gerade so wie auch anderwärts ihr Vorkommen auf eine sehr innige Verbindung mit Rom hinweist.[5]) Begünstigt durch solche Zustände in dem Leben der Nation konnte das Christenthum hier auch bald aus seiner ursprünglichen bescheidenen Zurückgezogenheit in die abgelegenen Winkel der unfreien Bevölkerung

---

5) Ich erinnere an den alamannischen Serapio, und was p. 86 Anm 4 über das Cheruskische Fürstenhaus gesagt ist.

heraustreten und sich dort in dem eigentlichen Kern des Volkes Anhänger verschaffen. Sie wandten sich ihm durch keine äußere Rücksicht bestimmt, sondern aus wahrhafter innerer Ueberzeugung zu, nachdem sie mit der wichtigsten Seite ihres nationalen Lebens dem nationalen Heidenthum, ebenfalls von innen heraus gebrochen hatten.

Ob und wie sich dieses nationale Heidenthum hier im Einzelnen abweichend von den gemeinsam deutschen Vorgängen früher und gründlicher zersetzt hat als anderswo, läßt sich aus äußeren geschichtlichen Zeugnissen nicht nachweisen, wenn man nicht die bereits erwähnte Notiz des späteren Jornandes in Betreff der Verehrung des gothischen Mars für ein solches halten will.[6]) Daß es aber hier durchgreifender als anderswo geschehen war, läßt sich aus dem innigen Zusammenhang, in welchem wir überall den religiösen Auflösungsproceß mit der veränderten Art des deutschen Wesens gefunden haben, mit Gewißheit schließen und die Folgen dieses Bruches mit der nationalen Religion liegen hier in der verhältnißmäßig raschen und festen Ansiedelung des Christenthums klarer und unzweifelhafter vor Augen als irgend wo anders.

Doch war der äußere Bestand des Heidenthums damit noch nicht über den Haufen geworfen. Dies galt nach wie vor als die eigentliche nationale Religion und die unzählige Mehrheit derjenigen Volksschichten, die nach ihrer eigenen Vorstellung das eigentliche Volk bildeten, bekannte sich zu ihm, vor allen die herrschenden Geschlechter fast ohne Ausnahme bis hinauf zu den Fürsten und Königen. Es gab noch den ganzen äußeren Apparat des heidnischen Cultus, Götterbilder, Altäre und zahlreiche Opfer und Feste, sammt einer außerordentlich starken Zahl von Priestern,[7]) und das Heidenthum hielt noch die volle äußere Gewalt in den Händen um sich seiner inneren Feinde zu entledigen, wenn es dieselben für gefährlich hielt.

Die römische Politik und das gothische Christenthum.

Eine Gefahr stellte sich natürlich erst dann ein, als sich das Christenthum aus seinen abgelegenen Winkeln, aus den Hütten der Armen und Waffenlosen auch in die Reihen der wirklichen Vertreter des nationalen Geistes und der nationalen Kraft eindrängte und blu-

6) S. oben S. 111 Anm. 3.

7) S. unten Anm. 16 in der daselbst citirten Stelle des Eunapius.

tige Verfolgungen, deren schon Erwähnung geschehen ist[8]), traten nun ein, um wenigstens im Gebiet der westlichen gothischen Stämme und der Herrschaft Athanarichs einer solchen Gefährdung zugleich des nationalen Glaubens und der nationalen Selbstständigkeit Schranken zu setzen. Die gothischen Christen sahen wie die in anderen außerhalb des römischen Reichs liegenden Ländern in der Kirche des römischen Reiches ihre Mutterkirche, ihre Augen richteten sich fortwährend auf sie und damit auch überhaupt nach dem römischen Reiche, das, seitdem christliche Kaiser es beherrschten, von selbst mit dem Begriff der sichtbaren Kirche zusammenfiel. Auch auf die übrigen Lebensverhältnisse erstreckte sich die Wirkung einer solchen Anschauungsweise. Wie z. B. der heilige Ambrosius es als selbstverständlich ansah, daß eine zum Christenthum bekehrte deutsche Fürstin ihren Gemahl und ihr Volk aus Feinden der Römer in Freunde derselben umwandeln werde, [9]) ebenso sahen auch die Christen des römischen Reiches in ihren gothischen Glaubensbrüdern ihre natürlichen Freunde in allen möglichen Beziehungen und diese Ansicht wurde auch von den römischen Staatslenkern mehr und mehr als selbstverständlich festgehalten. So war bei allen Verwickelungen Athanarichs mit den Römern, die hie und da zu Kriegen führten und durch einen mehr negativen als positiven Friedenszustand höchstens gelegentlich ausgeglichen schienen, das Herz der christlichen Gothen auf der Seite ihrer christlichen Brüder im römischen Reiche, welche durch die Einfälle der heidnischen Stammesgenossen so schwer leiden mußten. Das gothische Christenthum war damit ganz unwillkürlich, durchaus ohne es zu wissen und zu wollen, zu einer politischen Partei geworden, die den Plänen Athanarichs geradezu entgegenarbeitete. Daher kann es nicht Wunder nehmen, ihn als den heftigsten Verfolger der neuen Lehre auftreten zu sehen, selbst wenn man seine persönlichen Sympathien für die alten Formen des nationalen Heidenthums nicht allzuhoch anschlagen will. [10]) Seine Stellung als gothischer Fürst und als Feind

---

8) S. oben S. 41.

9) S. oben S. 40.

10) Daß er zuletzt, als er sich dem Kaiser Theodosius unterwarf, Christ wurde und ein prächtiges christliches Leichenbegängniß in Constantinopel erhielt, beweist für seine Stellung zu dem nationalen Glauben in der früheren Zeit

der Römer konnte nicht anders behauptet werden, als daß er die den Römern freundlichen Christen unschädlich zu machen suchte.

Athanarich beschränkte seinen Haß gegen das Christenthum zunächst auf dies eine, allerdings für ihn bedenklichste Moment. Er vermochte so wenig als irgend einer seiner heidnischen Landsleute und Zeitgenossen die unendlichen Veränderungen zu übersehen, welche durch die Herrschaft des Christenthums in dem ganzen Wesen seines eigenen Stammes und der übrigen deutschen Völker vorgehen sollten. Bei ihm und den anderen hervorragenden Vertretern des nationalen Heidenthums genügten schon die politischen Rücksichten, der Haß, welcher die Religion der nationalen Feinde unausbleiblich traf, vielleicht auch noch der instinktive Abscheu des Barbarenthums vor den einzelnen ihm so ganz unbegreiflichen Aeußerungen der christlichen Gesittigung, um die anfänglich lauen Verfolgungsmaßregeln gegen die gothischen Christen zu immer heftigeren Ausbrüchen des national-heidnischen Fanatismus, ja bis zu einem förmlichen Vertilgungskrieg gegen das einheimische Christenthum zu steigern. Einem solchen war weder die Zahl noch die Kraft der gothischen Christen gewachsen. Sie suchten daher auf römischem Gebiete Zuflucht, wo sich durch periodische Auswanderung nach und nach eine große Anzahl von ihnen ansiedelte.[11])

So lange sich das Christenthum auf gothischem Gebiete nur auf den Kreiß der ärmeren und meistens unfreien Bevölkerung beschränkte, ist, wie erwähnt, von dieser Verfolgungswuth des Hei-

---

seiner ungebrochenen Kraft und seines Glaubens nichts. Vielleicht könnte man etwas aus seinem Benehmen gegen den h. Saba und andere gothische Christen schließen, wo er Anfangs wenig Fanatismus zeigte; erst als das Christenthum immer größere Fortschritte machte und auch über den Kreiß der Armen und Knechte hinaus den Kern des Volkes zu ergreifen drohte, als sich zugleich die römische Politik desselben als eines Mittels zu ihren Zwecken bediente, griff er nach und nach zu strengeren und endlich zu brutalen und grausamen Maßregeln. Uebrigens leuchtet aus jeder Zeile der letzten Capitel der Acten des h. Saba hervor, wie die gothischen Christen in diesen Verfolgungen des Martyrium geradezu provocirten und wie sehr sie sich bemühten, auch hierin in die Fußtapfen der heiligen Blutzeugen früherer Jahrhunderte zu treten.

11) Die Epochen dieser Christenverfolgungen sind zum ersten Male genauer geschieden und bestimmt von Waitz, Ulf. p. 37 u. folg. wie schon oben bemerkt.

denthums nichts zu bemerken. Auch später, als der heidnische Fanatismus schon zu blutigen Gewaltthaten aufgestachelt war, mußte in einzelnen Fällen der Glaubensmuth der Christen, der wie früher im römischen Reiche bei den Verfolgungen der heidnischen Kaiser und ihrer Beamten nach der Märtyrerkrone rang, und seine frühere Schüchternheit ganz ablegend mit herausforderndem Siegesbewußtsein der Welt entgegentrat, den Arm der weltlichen Beschützer der nationalen Religion geradezu zum Eingreifen provociren, wie die letzten Lebensschicksale des heiligen Saba beweisen. Dies geschah besonders dann, wenn es sich nur um Leute aus den niederen Schichten des Volkes handelte.[12]) Für sie mochte die Anschauung des eigentlichen Volkes einen Glauben beinahe passend finden, der seinen Bekennern das als höchste Tugend vorschrieb, was in dem bisherigen nationalen Leben als größte Schmach gegolten hatte, der die trotzige männliche Kraft des Einzelnen, die sich nur in Gewaltthätigkeit befriedigen konnte, geradezu brach und das Gegentheil davon, Demuth gegen alle Mitmenschen und milde Versöhnlichkeit gegen die Feinde forderte. Dies waren in den Augen der Gothen wie der übrigen deutschen Stämme von vornherein knechtische Eigenschaften und wer sie an sich trug, nicht werth einer ehrenvollen Stellung im Verbande des Volkes. So natürlich nun auch bei Personen, die durch ihre äußere Stellung schon unter dem gewöhnlichen Niveau der Manneswürde in der volksthümlichen Auffassung standen, diese oder ähnliche Eigenschaften erscheinen mochten, so unnatürlich erschienen sie bei Männern wie Nicetas, dem alle Bedingungen der Freiheit und Ehre im höchsten Grade durch Geburt, Vermögen und körperliche und geistige Tüchtigkeit zu Theil geworden waren. Daher kehrte sich auch gegen solche ein viel energischerer Haß, der erst allmälig in unwillkürlicher Ausdehnung auch die anderen Christen mit einander traf, gleichviel wie ihre äußere Stellung im Volksleben sein mochte.

Es ist das beste Zeugniß für die wirkliche Innerlichkeit, mit der bisher die Bekehrung in dem gothischen Volke vor sich gegangen war, daß die heftigsten Verfolgungen wohl Märtyrer in Menge und die äußerliche Ausrottung des Christenthums zur Folge haben

---

12) S. oben Anm. 10.

konnten, aber keinen Rückfall zu dem Heidenthum, auch keine den Umständen angemessene Verläugnung des Abfalls von dem nationalen Glauben. So war nun aus der Mitte eines deutschen Volkes allerdings unter nicht allgemein gültigen Bedingungen die Probe dafür abgelegt, daß der deutsche Volksgeist doch für das Christenthum empfänglich sei. Dafür bürgten jetzt jene Bekenner und Märtyrer durch ihr standhaftes Verharren in Leiden und grausamen Todesstrafen und was fast noch wichtiger war, sie hatten es schon vorher bezeugt, durch ein den echt christlichen ethischen Forderungen angemessenes Leben, welches in den Hauptpunkten einen directen Gegensatz zu dem Leben ihrer heidnischen Stammesgenossen bildete.[13])

Das gothische Christenthum hielt sich jedoch nicht lange in dieser Reinheit, wie sie einer unterdrückten religiösen Gemeinschaft so natürlich ist. Politische Combinationen sahen augenblicklich in den gothischen Christen die Freunde der Römer, die offenen oder geheimen Feinde Athanarichs und suchten sie nur in diesem Sinne zu verwerthen. Athanarich hatte neben seinen auswärtigen Feinden, den Römern, auch einheimische Feinde genug und diese waren selbstverständlich auf den Beistand der Römer angewiesen, da sie isolirt gegen den mächtigen und gewandten Mann nicht anzukämpfen vermochten. Eine weitere Consequenz davon war, daß manche davon den Glauben der Römer annahmen, blos weil es der römische Glaube war, auch ohne daß sie für sich selbst irgend ein besonderer Drang zum Christenthum hinführte. Es konnte eine solche Bekehrung eben so gut aus bloßer kluger Berechnung der nächsten äußeren Nützlichkeit geschehen, indem man sich dadurch gewissermaßen dem römischen Staate einverleibte, als auch in der

---

13) Charakterschilderung des h. Saba in seinen Acten „fuit enim in fide rectus, ad obediendum in omni iustitia promptus, mitis, religiosus, imperitus sermone, non autem scientia, cum omnibus pacificus, pro veritate loquens — non superbus, sed quod humiles decet subjectus, non petulans in loquendo, sed quietus: ad omne opus bonum propensissimus — pecuniam possessionesque despiciens nisi quatenus necessitas exigebat: sobrius et omnibus in rebus continens, maxime autem a feminarum abhorrens consuetudine, precationibus et jejuniis quotidie incumbens, ab inani gloria alienus.“ Von Nicetas heißt es in seinen Acten: „non erat vita Gotthus nec moribus nec fide. Nam genus vincebat ingenium — studium virtutis intemperantiam Gotthicam —.“

Hoffnung, daß man sich dadurch des Beistandes der höchsten Macht, welche im Bunde mit den römischen Waffen war, des christlichen Gottes, gegen Athanarich, der Römer und dieses Gottes Feind und Verfolger, versichern werde. Gleichviel, ob die ersteren oder letzteren Motive wirkten oder beide zusammen, jedenfalls stand ein solcher Uebertritt zum Christenthum nicht auf gleicher Linie mit der reinen und innerlichen Haltung der bisherigen gothischen Christenheit.

Frithigern.

So suchte der gothische Fürst Frithigern, einer der einflußreichsten Rivalen Athanarichs, bei dem Kaiser des Ostreichs, Valens, Hülfe, und sicherte sie sich vornehmlich dadurch, daß er sich zu dem Christenthum bekannte. Durch römische Waffen gelang ihm die Rückkehr in seine Heimath [14]) und der christliche Glaube hatte somit auch eine politische Existenz in der Mitte eines deutschen Volkes gewonnen, das dem römischen Reichsverband nicht angehörte. Zugleich war er aber noch in ganz anderem Sinne als früher das Banner der Opposition gegen die nationalen oder, was dasselbe besagen wollte, die der römischen Politik feindlichen Tendenzen im eigenen Volk geworden, und wie ihm dies auf der einen Seite eine früher nie gekannte Bedeutung gab, und ihm in weiteren Kreißen Proselyten unter den zahlreichen Feinden Athanarichs zuführte, so steckte dies auf der anderen Seite ganz von selbst seiner Verbreitung andere Grenzen, als sie in dem religiösen Momente allein lagen.

Zufällige Ereignisse dehnten die Wirksamkeit dieser Bekehrung weit über das Maß aus, das sie nach ihren ersten Folgen beanspruchen konnte, und gaben ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung, die keine der bisherigen Conversionen deutscher Heiden gehabt hatte.

Als die schon lange in großer Gährung begriffenen osteuropäischen, nicht germanischen Völker, vor allen die Alanen, die Grenznachbarn der östlichen Gothenstämme, nach langen Kämpfen mit den mongolischen Völkermassen, die sich von Asien an den Don gewälzt hatten, sich an diese als kriegsdienstpflichtige Bundesgenossen anzuschließen gezwungen waren, brach das östliche Gothenreich, nicht sowohl durch den Kampf mit den Feinden als vielmehr

---

14) Ueber Frithigerns Bekehrung s. o. S. 41 Anm. 13.

durch die Ausbrüche innerer Zwietracht, namentlich von Seite der bis dahin beherrschten fremden Stämme, zusammen. Schon bis zum Jahre 376 [15]) hatte der von den Hunnen ausgegangene Stoß nicht blos die Ostgothen, so weit sie sich nicht nach den ersten unglücklichen Kämpfen ähnlich wie die Alanen und andere Völker den Hunnen anzuschließen bequemten, aus ihrer bisherigen Heimath nach der Donau hin getrieben, sondern auch die Westgothen, deren innere Zerspaltung noch weniger einen Widerstand gegen die durch ihre bisherigen Siege so furchtbar gewordenen asiatischen Feinde möglich machte, genöthigt, auf eine Sicherung durch auswärtige Hülfe bedacht zu sein, die nur bei den Römern gefunden werden konnte. Der Kaiser Valens gewährte einem Theil der Westgothen unter denselben Bedingungen, unter welchen früher einzelne deutsche Haufen und ganze Völkerabtheilungen im römischen Reiche angesiedelt worden waren, den Uebergang über die Donau, und so strömte eine Masse von Deutschen, an ihrer Spitze Frithigern und Alaviv, herüber. Jedenfalls waren dies die Theile des Volkes, welche sich schon

15) Anders läßt sich die Chronologie dieser Begebenheiten gar nicht bestimmen, als durch eine solche allgemeine Angabe. Das Jahr des Uebergangs der Gothen über die Donau ist sicher, aber unmöglich können die Hunnen, wie es gewöhnlich angenommen wird, erst 375 den Don überschritten haben. Die bei dem gleichzeitigen, in diesen Dingen weitaus am besten unterrichteten Ammianus Marcellinus zwar kurz, aber anschaulich erzählten Begebenheiten nach dem Uebergang der Hunnen über den Don bis zu der Aufnahme der Tervingen in das römische Reich können durchaus nicht in den Raum eines Jahres zusammengedrängt werden: igitur Hunni pervasis Alanorum regionibus quos Greuthungis confines Tanaitas consuetudo nominavit — eisque adjunctis Ermenrichi — pagos repentino impetu perruperant. Qui vi subitae procellae perculsus, quamvis manere fundatus et stabilis diu conatus est — magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit. Cuius post obitum rex Vithimirus creatus restitit aliquantisper Alanis. Verum post multas quas pertulit clades animam effudit in proelio. Cuius parvi filii, Viderichi nomine, curam susceptam Alatheus tuebatur et Saphrax, qui cautius discedentes ad amnem Danastrum pervenerunt. Dann machte erst Athanarich einen Widerstandsversuch und als auch dieser mißglückte, entschloß sich der größere Theil der Greuthungen Hülfe bei den Römern zu suchen: quaeritabat domicilium remotum ab omni notitia barbarorum, diuque deliberans quas eligeret sedes, cogitavit Thraciae receptaculum gemina ratione sibi convenientius, quod et caespitis est feracissima, et amplitudine fluentorum distinguitur a barbaris. Amm. XXXVI. 3 u. folg. —

vorher durch die Politik ihrer Führer zu dem römischen Reich nicht in dem Maße feindlich verhalten hatten, wie Athanarich und die Seinen. Dieser machte gar keinen Versuch Aufnahme im römischen Reich zu erlangen, sondern zog es vor, sich sammt den flüchtigen Haufen der Ostgothen, welchen die Römer unter keiner Bedingung den Uebergang über die Donau verstatten wollten, in den Grenzgebirgen des heutigen Siebenbürgens gegen den Völkersturm aus Osten zu halten.

Uebergang der Gothen über die Donau.

Frithigern war Christ, und unter den Gothen, die er über die Donau führte, sind naturgemäß alle die Theile des Volkes zu suchen, welche mit ihm aus politischer Opposition gegen Athanarich zum Christenthum übergetreten waren. Aber selbst unter diesen Gothen war der Zahl nach das Heidenthum noch bei weitem überwiegend vertreten.[16] Daß aber jetzt der Uebertritt zum Christen-

16) Selbst wenn Eunapius als eifriger heidnischer Romantiker und consequenter Verächter und Verläumder des Christenthums und der ihm damit identischen Politik des römischen Staates im 4. und 5. Jahrhundert und ihrer hervorragenden Vertreter hier wie gewöhnlich gefälscht hat, so bleibt doch das im Text Gesagte als sicherer Niederschlag seiner Notiz übrig: *φυλαὶ μὲν γὰρ τῶν πολεμίων* (Gothen) *τὴν ἀρχὴν διαβεβήκεσαν ἄπειροι καὶ πλείους ἐπιδιέβαινον οὐδενὸς κωλύοντος· ἀλλ᾽ ἐν τοσούτοις κακοῖς κέρδος αὐτοῖς ἐδόκει γνήσιον τὸ δωροδοκεῖσθαι παρὰ τῶν πολεμίων· εἶχε δὲ ἑκάστη φυλὴ ἱερά τε οἴκοθεν τὰ πάτρια συνεφελκομένη καὶ ἱερέας τούτων καὶ ἱερείας· ἀλλὰ στεγανή τις ἦν λίαν καὶ ἀδαμάντινος ἡ περὶ ταῦτα σιωπὴ καὶ τῶν ἀποῤῥήτων ἐχεμυθία, ἡ δὲ εἰς τὸ φανερὸν προσποίησις καὶ πλάσις εἰς τὴν τῶν πολεμίων ἀπάτην διηρτυμένη· καί τινας ὡς ἐπισκόπους ἀστῶν ἐς τὸ θαυμαζόμενον σχῆμα καταστολίσαντες καὶ περικρύψαντες καὶ πολλῆς αὐτοῖς τῆς ἀλώπεκος ἐπιχέαντες εἰς τὸ μέσον προεφίεσαν πανταχοῦ τὸ ἀφύλακτον διὰ τῶν καταφρονουμένων ὅρκων παρ᾽ ἐκείνοις, παρὰ δὲ τοῖς βασιλεῦσι σφόδρα φυλαττομένων, ὑποτρέχοντες καὶ κατασκευάζοντες· ἦν δὲ καὶ τῶν καλουμένων μοναχῶν παρ᾽ αὐτοῖς γένος κατὰ μίμησιν τῶν παρὰ τοῖς πολεμίοις ἐπιτετηδευμένον, οὐδὲν ἐχούσης τῆς μιμήσεως πραγματῶδες καὶ δύσκολον, ἀλλὰ ἐξήρκει φαιὰ ἱμάτια σύρουσι καὶ χιτώνια, πονηροῖς τε εἶναι καὶ πιστεύεσθαι καὶ τοῦτο ὀξεὼς συνεῖδον οἱ βάρβαροι τὸ θαυμαζόμενον παρὰ Ῥωμαίοις ἐς παραγωγὴν ἐπιτηδεύσαντες· ἐπεὶ τά γε ἄλλα μετὰ βαθύτητος καὶ σκέπης ὅτι μάλιστα στεγανωτάτης τῶν ἀποῤῥήτων τὰ πάτρια ἵερα γεννικῶς τε καὶ ἀδόλως φυλάττοντες· οὕτω δὲ ἐχόντων τούτων, ὁμῶς ἐς τοσαύτην ἄνοιαν ἐφεπτώκεσαν ὥστε συμπεπεῖσθαι σαφῶς καὶ ἀμάχως τοὺς δοκοῦντας νοῦν ἔχειν, ὅτι Χριστιανοί τέ εἰσι καὶ πόσαις ταῖς τελεταῖς ἀνέχοντες.* Eunap. Hist. excerpt. de sent. c. 46. ed. Bonn. I, 82. Diese Notiz enthält, abgesehen von den hier vorzugsweise im Auge zu behaltenden Beziehungen, sehr viel Interessantes. So erinnern die angeblich verkleideten Bischöfe der Gothen

thum von den Römern für alle zur Bedingung der Aufnahme gemacht wurde, läßt sich, selbst wenn es nicht durch gleichzeitige Quellen ausdrücklich bezeugt wäre, schon daraus abnehmen, daß nach einer glaubwürdigen Nachricht der gothische Bischof Ulfila, der bei einer der früheren Verfolgungen des Athanarich im Jahre 355 aus seiner Heimath vertrieben, und seitdem hauptsächlich unter den bereits am Hämus angesiedelten ebenfalls vertriebenen gothischen Christen hätig gewesen war, die Unterhandlungen der Gothen mit dem römischen Kaiser Valens leitete. Ein Bischof und ein glaubenseifriger Kaiser mußten selbstverständlich die Bekehrung als Hauptbedingung stellen, selbst wenn nicht dem letztern die triftigsten Gründe der Politik geboten hätten, seine neuen Unterthanen von ihren heidnischen Stammesgenossen durch das scheinbar wirksamste Mittel der Glaubensänderung noch vollständiger als bisher zu trennen. [17])

Aeußerer und innerer Modus ihrer Bekehrung.

So fand in den nächsten Jahren ein massenhafter Uebertritt

---

an die pilaeti, die Hüte tragenden gothischen Priester des Jornandes. Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß die römischen Grenzbeamten, die die Ueberfahrt der Gothen leiteten, so ganz unerfahren in den Zuständen des gothischen Volkes gewesen seien, daß sie sich einen so handgreiflichen Betrug hätten gefallen lassen. Sie wußten ohne Zweifel, daß die Einwanderer wohl eine große Masse heidnischer Priester, aber nicht einen Bischof, geschweige denn gleich eine ganze Anzahl mit sich führen konnten. — Was die μόναχοι betrifft, so ist es am natürlichsten dabei an wirkliche christliche Mönche zu denken, denn sowohl das Eremitenthum wie das Mönchsleben hatte auf gothischem Boden, wie es scheint, sehr frühe Wurzel geschlagen. Der Beweis dafür liegt in den von Maßmann Skeireins p. 90 citirten Stellen des Epiphanius und Theodoret, gegen die kritisch nichts einzuwenden ist.

17) Allerdings giebt nur Sozomenus diese Notiz, wie Waitz l. c. p. 42 bemerkt, aber es ist deshalb noch kein Grund vorhanden, sie in Zweifel zu ziehen. Eine lebhafte Verbindung fand fortwährend zwischen den Gothen am Hämus, bei denen Ulfila Bischof war, und den Gothen des Frithigern Statt. Beide gehörten bereits dem Arianismus an. Um Aufnahme im römischen Reiche zu erlangen, konnte sich Frithigern keines bessern Vermittlers bedienen, als des Ulfila, der in Konstantinopel und am kaiserlichen Hofe so wohl bekannt war. — Ammianus führt XXXI, 2 einen Christiani ritus presbyter an, ohne seinen Namen zu nennen, den Frithigern später, als er sich mit den Römern schon überworfen hatte, an den Kaiser Valens mit dem Ultimatum der gothischen Forderungen und Beschwerden sandte. Die Bezeichnung conscius arcanorum et fidus paßt sehr gut auf Ulfila.

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation. [18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, da ßer zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten; aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II, 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

denken, als das, was uns von der Art des heiligen Saba überliefert ist, verglichen mit den Früchten, die die äußere Bekehrung jetzt trug. Dort die gefühlige Weichheit und Demuth im Verkehr mit den Menschen und im Verhältniß zu Gott, wie sie das Christenthum dieser Zeit, so lange es lebendig war, hervorrufen mußte, die Mäßigung in Worten und Werken, der Abscheu vor der wilden und selbstsüchtigen Bethätigung der Manneskraft, die freiwillige Verzichtung auf die Schätze und Genüsse des äußeren Lebens, die sich bis zu asketischer Strenge steigerte; hier dem Namen nach christliche Schaaren, welche wenige Tage, nachdem sie das Versprechen christlichen Erbarmens und christlicher Liebe abgelegt hatten, gegen ihre bisherigen Beschützer die Waffen erhoben und die Süddonauländer bis an die Grenze des alten Griechenlandes hin in einer Weise verheerten, wie es niemals heidnische Barbaren gethan hatten. Und doch nannten sie sich nach wie vor zum größten Theile Christen. Ja, als die erste ursprünglich noch dem Heidenthum angehörige Generation in's Grab gesunken war, und nun ein schon der Abstammung nach christliches Geschlecht an ihre Stelle trat, blieb die Kluft zwischen den Forderungen des Christenthums und seinen Lebensgewohnheiten und sittlichen Anschauungen dieselbe. Alarich, der Bedeutendste unter dieser zweiten Generation, hielt sich selbst für einen guten Christen. Er hatte auch nach dem Sinne der Zeit wenigstens eine der dazu erforderlichen Seiten in hinreichender Fülle entwickelt, den negativen Fanatismus gegen das Heidenthum, wie sein großer Raubzug in Griechenland, der den Resten des dortigen Heidenthums, seinen Tempeln und Bildwerken so verhängnißvoll wurde, beurkundete. Dabei fehlte es ihm nicht an Achtung vor christlichen Kirchen und Priestern und den äußeren kirchlichen Institutionen, was sogar der bedeutendste Vertreter des damaligen Christenthums, der heilige Augustin, rühmend anerkannte. Aber alles dies reichte doch nur so weit, als nicht die Hauptleidenschaften eines noch ungebrochenen heidnischen Geistes, ein krankhaft reizbarer Hochmuth auf seine äußere Kraft und Selbstständigkeit und eine ungemessene Habsucht, damit in Conflict kamen. Wo dies geschah, mußten alle jene christlichen Anwandlungen unfehlbar unterliegen. Sie konnten deshalb auch nur da am besten zur Geltung gelangen, wo sie mit jenen naturwüchsigen Trieben zufällig Hand in Hand zu gehen

vermochten, wie es bei dem erwähnten Vernichtungszug nach Griechenland der Fall war. Hier lockte die reiche Beute der noch ziemlich unberührten heidnischen Heiligthümer, und die Bethätigung des christlichen Eifers, die von Seite aller Christen des Lobes sicher sein konnte, auf gleiche Weise. — Wenn man aber als erstes ethisches Gebot des Christenthums überhaupt auch noch in der Auffassung dieser Zeit, selbst wo sie sich schon sehr zu einer Veräußerlichung der Ethik neigte, die innere Selbstüberwindung hinstellen mußte, so war bei diesen Neubekehrten weder guter Wille dazu noch auch nur überhaupt eine Ahnung davon zu entdecken, wie ihre ganze geschichtliche Thätigkeit beweist. So war diese Massenbekehrung zunächst in jeder Beziehung als erfolglos für die Sache des Christenthums anzusehen, und nicht einmal die äußeren politischen Ergebnisse, auf welche die römischen Staatsmänner sicher gerechnet, waren eingetreten, sondern eher in ihr gerades Gegentheil umgeschlagen. Die heidnischen Barbaren jenseits der Grenze sah man jetzt mit Schrecken im Schooße des römischen Reiches widerstandslos wüthen, ohne daß die friedlichen Einflüsse der römisch-christlichen Cultur irgend welchen Eindruck auf sie auszuüben vermochten.

Nichtsdestoweniger würde es doch unzureichend sein, wenn man dieser Bekehrung der Westgothen seit 376 überall bloße äußerliche Beweggründe des Nutzens und der Zweckmäßigkeit unterlegen wollte. Allerdings war ihnen nur die Wahl gegeben: entweder Christen zu werden oder in der gefährlichen Situation wie bisher zu versuchen, wie lange die Kraft des innerlich so zerspaltenen Volkes gegen den gemeinsamen Feind auszudauern vermochte. Wie der Erfolg zeigte, war dies nicht lange möglich, denn auch Athanarich und andere einzelne Führer, denen zuerst der Uebertritt auf das römische Gebiet nicht gestattet wurde, sahen sich später, als der große Aufstand der zur Ansiedelung bestimmten Gothen ausbrach und die römische Militäraufstellung längs der Donau, von vorn und vom Rücken bedroht, nicht mehr ausreichte, genöthigt auf eigene Hand den Uebergang über die Donau zu wagen.

Gerade so wie Frithigern in dem christlichen Gotte seines Schutzherrn, des Kaisers Valens, auch seinen hülfreichen Beistand gesehen hatte, sahen auch die noch als Heiden im Jahr 376 unter römische Oberhoheit tretenden Gothen in diesem Gotte naturgemäß

die höhere göttliche Macht, der sie eben so wie dem irdischen Kaiser huldigten. Mythe und Cultus ihrer nationalen Götter waren so enge mit den localen Beziehungen der Heimath verwachsen, daß sie schon an und für sich den größten Theil der ihnen noch gebliebenen Bedeutung im Geistesleben des Volks und in seinen äußeren Einrichtungen und Gewohnheiten verlieren mußten, sobald ihre Verehrer gezwungen wurden, die Heimath für immer zu verlassen. Dies erleichterte ihnen die Hingabe an ihren neuen obersten Schirmherrn um vieles, und sie vollzogen dieselbe ohne alle weitere Reflexion. So war der christliche Gott, der Landesgott des römischen Reiches, das sie als ihre letzte Zufluchtsstätte ansahen, auch ihr wahrer Landesgott geworden. Wenn man die Beziehungen des Einzelnen und der Gesammtheit zu dem neuen Glauben auf solche Weise faßte, so wurde die Substanz des heidnischen Wesens nicht im mindesten berührt, ohne daß deswegen die Bekehrung eine bewußte Heuchelei blos nach der überwiegenden Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit, die die Situation mit sich brachte, genannt werden dürfte, so sehr sie auch, von innerlich christlichem Standpunkte betrachtet, immer nur eine bloße Scheinbekehrung blieb.

Arianismus

Die ersten Bekehrungen unter den Gothen waren vor sich gegangen, ehe der Gegensatz des Arianismus und des Katholicismus die christliche Welt in zwei sehr bald mit allen weltlichen Waffen sich bekämpfende Parteien zerspalten hatte. Die gothischen Christengemeinden blieben ihrem katholischen Glaubensbekenntniß auch nach der Trennung treu, so lange sie sich in der Mitte ihres Volkes hielten, und ihr geistiger Verkehr mit ihrem Mutterlande, dem eifrig katholischen Kappadocien, dauerte trotz aller politischen Verwickelungen und Feindschaften und der weiten Entfernung in großer Lebhaftigkeit fort.[19]) Erst durch die Verfolgungen, die von Athanarich ausgingen, kamen einzelne von den katholischen Flüchtlingen in nähere Berührung mit dem Arianismus, der damals in den Süddonauprovinzen, insbesondere in Konstantinopel selbst, seinen Centralpunkt schwunghafter Missionsthätigkeit hatte. Aber die Zurückgebliebenen blieben nach wie vor dem nicäischen Glaubensbekenntniß treu, und die gothischen Märtyrer in den Verfolgungen des heid-

19) s. oben Anm. 1.

nischen Athanarich starben als eifrige Katholiken, wie aus glaubwürdiger Ueberlieferung hervorgeht.[20])

Ulfila. Unter den Geflüchteten, die mit dem Arianismus Bekanntschaft machten, und ihn mit Eifer ergriffen, ist Ulfila der einflußreichste geworden.[21]) Er wurde zum Bischof der am Hämus angesiedelten

---

20) Daß die Verfolgungen durch Athanarich nur katholische Christen betrafen, wie ausdrücklich von Augustin und Hieronymus so wie durch die Acten des h. Saba und Nicetas bezeugt wird, läßt sich durch die allgemeine Angabe des Sokrates, der von Verfolgung arianischer Christen spricht, nicht widerlegen, wie schon Waitz p. 44 bemerkt.

21) Daß Ulfila ursprünglich dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehörte, darf aus seiner Geburtszeit — etwa 319 - so wie aus seiner Abstammung von einer kappadocischen Christenfamilie geschlossen werden, deren Nachkommen, so lange sie auf gothischem Boden blieben, alle dem Katholicismus treu waren. Auch spricht dafür die einstimmige katholische Tradition. — Ulfila wurde 348 zum Bischof der Gothen geweiht; nach der Darstellung seiner von Waitz aufgefundenen Biographie (p. 37) scheint es sich auf den ersten Blick von selbst zu verstehen, daß er damals schon Arianer war. Waitz nimmt dies für sicher an, und beruft sich dabei auf Philostorgius, der es ausdrücklich sagt und Konstantinopel als den Ort der Weihe angiebt. Aber er nennt den damals regierenden Kaiser Konstantinus und den hauptsächlich bei der Weihe mitwirkenden Bischof Eusebius. Offenbar denkt er dabei an Konstantin den Großen und an Eusebius Pamphili oder Eusebius von Berytus. Im Jahr 348 — das Jahr selbst steht durch Auxentius fest — lebte aber weder Konstantin († 337), noch Eusebius Pamphili († 340) oder Eusebius von Berytus († 342) mehr. Wenn also Philostorgius hier irgend einer Quelle gefolgt ist und nicht, wie er es häufig thut, in seinem Parteieifer Facta geradezu erfunden hat, so war dieselbe jedenfalls eine sehr getrübte, vielleicht eine bloße arianische Tradition, der es darum zu thun war, den gefeierten Bekehrer der Gothen an gefeierte römische Namen anzuknüpfen. Somit ist die ganze Einkleidung der von Philostorgius gegebenen Notiz zu verwerfen und der Kern der Thatsache selbst wird dadurch ebenfalls sehr bedenklich. In keiner Weise läßt sich aus einer solchen Quelle allein die von Waitz aufgestellte Behauptung beweisen. Was Auxentius betrifft, so ist wohl zu beachten, daß in den erhaltenen Fragmenten nirgends die Rede ist von einer Bekehrung des Ulfila zum Arianismus. Und doch muß, wie schon bemerkt wurde, eine solche angenommen werden und es handelt sich nur darum zu bestimmen, in welcher Epoche seines Lebens sie geschehen sei. Wenn man jedoch die überall durchblickende panegyrische Tendenz in der Biographie des Auxentius erwägt, so möchte es sogar wahrscheinlich sein anzunehmen, daß er absichtlich den erst spät erfolgten Uebertritt seines Helden verschweigen wollte. Denn es scheinen schon sehr frühe die Motive zu diesem Schritte von katholischer Seite möglichst gehässig dargestellt worden zu sein.

Flüchtlinge gemacht, die wie es scheint sich zum großen Theil damals ohne Widerstand der durch den Kaiser Constantius, ihren Herrn und Beschützer, eifrig unterstützten Glaubensänderung fügten. [22])

Wie man aus Sokrates, Theodoret und Sozomenus ersieht, welche die katholische Tradition vertreten, knüpfte man an die Mitwirkung des Ulfila bei der Uebersiedelung des Frithigern und seiner Schaaren an und stellte die Sache so dar, als ob Ulfila, um seinen bedrängten Landsleuten Rettung zu verschaffen, dem glaubenseifrigen Valens ihre Bekehrung zum Arianismus versprochen habe und als Unterpfand dafür mit seinem eigenen Abfall vom Katholicismus vorangegangen sei (s. die hierauf bezüglichen Stellen bei Waitz l. c. im Anhang gesammelt). Ein directer Beweis ist gegen diese Tradition so wenig zu führen, wie für die von Waitz festgehaltene Ansicht, daß Ulfila wenigstens schon 348 Arianer gewesen sei, aber sie ist innerlich unwahrscheinlich und wird noch mehr bedenklich durch ihre nähere Ausführung, in der sich allerlei Halbwahres mit ganz Falschem mischt, wie Waitz nachgewiesen hat. So z. B. setzt sie die erste Verfolgung der gothischen Christen durch Athanarich in das Jahr 370 und verknüpft sie unmittelbar mit den Begebenheiten, die zur Uebersiedelung des Frithigern führten, während sie doch schon 15 Jahre vorher, 355, Statt fand. — Da sich nicht erweisen läßt, daß Ulfila schon 348 Arianer war, so ist es auch nicht bestimmt zu ermitteln, ob er während der sieben nächsten Jahre 348—55 als katholischer oder als arianischer Bischof im eigentlich gothischen Lande thätig war. Aurentius, der allein genauere Nachrichten über diese Lebensperiode des Ulfila aufbewahrt hat, setzt auch hier natürlicher Weise voraus, daß er für den Arianismus unter den Gothen gewirkt habe. Er wurde dann durch die Verfolgungen des Athanarich mit vielen seiner Landsleute zur Auswanderung bewogen und erscheint von nun an in den ihnen eingeräumten Wohnsitzen am Hämus als oberster geistlicher Hirte dieser Gothen, die wenigstens größtentheils unzweifelhaft dem Arianismus angehörten.

Schließlich bemerke ich noch zur Charakteristik der katholischen Tradition über Ulfila, daß er nach den Act. St. Nicet. an dem Concil zu Nicäa, 325, als Begleiter des rechtgläubigen gothischen Bischofs Theophilus Antheil genommen haben soll. Dies ist selbstverständlich eine bloße Erfindung, denn er war zu der angegebenen Zeit sechs Jahre alt. — Diese Notiz ist übrigens nicht, wie Waitz p. 37 Note 3 annimmt, aus einem Mißverständniß einer Stelle des Sokrates entstanden, sondern beruht auf selbstständiger Ueberlieferung, denn die ganze thatsächliche Grundlage der Acten des h. Nicetas ist viel älter als Sokrates, weil sie überall den Kaiser Valens als noch lebend voraussetzen. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß sie vor dem Jahre 375 aufgezeichnet wurden, denn es ist schwer zu glauben, daß sie nicht Gelegenheit genommen haben würden, die Bedrängnisse, in die Athanarich durch die Hunnen gerathen war, als Strafgericht für seine Frevel gegen die Christen darzustellen. —

22) Nur ein kleiner Theil von ihnen scheint dem Katholicismus treu geblieben zu sein; s. die nächste Anm.

Auch Frithigern war ohne irgend ein Bedenken zum Arianismus übergetreten, weil er, dem es daran gelegen war, den möglichst engen Schutz des Gottes, dem sein Schutzherr diente, zu erlangen, naturgemäß auch die ganze concrete Fassung des neuen Glaubens, wie er sie bei Valens vorfand, sich zu eigen machen wollte. Offenbar legte er innerlich und auch für seine äußere Stellung mehr Gewicht darauf, daß er Arianer als daß er Christ war, ohne deswegen nothwendig in seiner eigenen und selbst der meisten christlichen Zeitgenossen Meinung, so weit sie das arianische Glaubensbekenntniß theilten, für einen schlechten Christen zu gelten.

Die im Jahr 376 übergesiedelten Schaaren wurden ebenfalls durch die Lage der Dinge dem Arianismus zugeführt, so weit sie noch dem Heidenthum angehörten, ohne daß sie eine Ahnung von den Gegensätzen, um die es sich hier handelte, haben konnten, und die wenigen katholischen Christen, die trotz der öftern und immer heftigern Verfolgungen Athanarichs noch auf gothischem Boden zurückgeblieben waren, scheinen dem Beispiel ihrer geflohenen Brüder und ihrer heidnischen Stammesgenossen ebenfalls zum größeren Theil gefolgt zu sein. Denn von nun an galt das gothische Volk, so weit es überhaupt christlich war, für arianisch, und von einer wirklich in die Geschichte eingreifenden Trennung nach den Hauptglaubensbekenntnissen der römischen Welt geschieht weiter keine Erwähnung, wenn auch gleich einzelne noch dem Katholicismus treu blieben oder ihm später durch katholische Glaubenspredigt wieder gewonnen wurden. [23])

---

23) Theodoret V, 30 sagt von der Missionsthätigkeit des h. Chrysostomus unter arianischen Gothen in und um Konstantinopel *πολλοὺς τῶν ἐξαπατημένων ἐζώγρει.* Aus den Briefen des Chrysostomus geht seine lebhafte Verbindung mit verschiedenen gothischen Gemeinden hervor. Er sandte dorthin auf Bitten eines gothischen Königs, den er nicht nennt, einen von ihm geweihten Bischof, wie er schon früher den Wunila gesandt hatte; noch früher war dort Serapion Bischof gewesen (s. die Stellen gesammelt bei Maßmann Skeireins p. 90). Treue Katholiken waren ferner die gothischen Priester Sunnia und Fritila, die von dem h. Hieronymus Auskunft über gewisse Verschiedenheiten in den lateinischen und griechischen Psalmenübersetzungen verlangten, um zu wissen ubicunque inter Latinos Graecosque contentio est, quid magis Hebraeis conveniat — woraus, um es gelegentlich zu bemerken, da Maßmann aus unrichtigen Vordersätzen unrichtige Schlüsse zieht, deutlich hervorgeht, daß sie selbst

Es lag so dem Anschein nach ganz in der Wirksamkeit bloßer zufälliger Verhältnisse, daß die so zahlreichen deutschen Heiden bei ihrer Bekehrung dem Arianismus, und nicht dem katholischen Glaubensbekenntniß zugeführt wurden. Eine innere Wahlverwandtschaft hat wenigstens für das Bewußtsein der Uebertretenden dabei keinen Einfluß ausgeübt, obgleich man im Hinblick auf die weitere Geschichte des Christenthums unter diesen und den verwandten Stämmen daneben auch noch den instinktiven Zug innerer Momente wohl nicht wird verkennen dürfen.

Es ist schon oft bei der Erwägung dieser Erscheinung angeführt worden [24]), daß das arianische Glaubensbekenntniß in seiner einfachen Alterthümlichkeit, die die subtile Kategorie der Trinitätslehre nach katholischer Fassung nicht kannte, dem schlichten Geiste der Neubekehrten faßlicher vorkommen mußte, als das katholische Dogma. Wenn man moderne Anschauungs- und Gefühlsweise den Geistern jener Heiden substituiren will, so mag man hierin den eigentlichen Kern und Keim jener Wechselbeziehung zwischen dem Arianismus und den Gothen gefunden zu haben vermeinen. Doch für die eben aus dem Heidenthum tretenden Barbaren jener Zeit lag auch diese einfache Fassung noch so fern von allen ihren bisherigen religiösen Anschauungen und von den Anfängen des abstrac-

---

des Hebräischen unkundig waren. Außerdem hatten sie noch 146 Fragen aus den verschiedensten kirchlichen Gebieten formulirt, deren Beantwortung sie sich erbaten (cf. Hieron. Op. ed. Vallars. I. Ep. CV.). Vielleicht liegt hierin auch eine Andeutung, daß die katholisch gebliebenen Gothen — damals jedenfalls nur noch ein kleines Häuflein — sich nicht der Bibelübersetzung des Ketzers Ulfila bedienten, sondern durch diese beiden Priester eine rechtgläubige erhalten sollten. — Die katholischen Gothen sind für diese Zeit zumeist wohl in dem Hämus zu suchen. Es wären dann die Nachkommen der 355 ausgewanderten, die noch Jornandes Cap. 51 als Gothi minores wohl kennt. Er weiß sogar, daß Ulfila hier Bischof gewesen ist. Unter der Regierung des Valens scheint sich der größte Theil dieser Gothi minores sammt Ulfila und wohl hauptsächlich durch Ulfila dem Arianismus zugewandt zu haben. Als aber nach dem Jahre 378 der Katholicismus in Konstantinopel wieder siegte, boten sie ein ergiebiges Feld für die katholische Missionsthätigkeit, wie aus den oben angeführten Stellen des h. Chrysostomus hervorgeht. —

24) Ich verweise hier der Kürze halber auf Maßmann Skeir. p. 102, wo besonders auf Neanders und J. Grimms Ansichten über die Wahlverwandtschaft zwischen Arianismus und Germanenthum weiter fortgebaut wird.

ten Denkens, die sie bisher gemacht hatten, daß der Unterschied zwischen einem mehr und einem minder verständlichen christlichen Dogma ganz dagegen verschwand. Höchstens mag man den Einfluß dieses Momentes, dessen allgemeinste Bedeutung für die geschichtliche Entwickelung des Arianismus hier natürlich nicht in Frage gestellt werden soll, bei denjenigen Gothen zugeben können, die früher dem katholischen Dogma anhingen und sich später durch den Einfluß des Ulfila dem Arianismus zuwandten. Alles, was wir von der Persönlichkeit des Ulfila selbst wissen, erregt die Vorstellung, daß seine Individualität gerade von der Seite der einfachen Verständlichkeit des Dogmas her so fest mit dem Arianismus verwachsen war, denn er zeigte sich in Allem, was er unternahm, nur als eine verständig-praktische Natur, die für das Ergreifen und Begreifen der tiefsinnigen Speculationen der katholischen Kirchendoctrin ganz und gar nicht organisirt gewesen zu sein scheint. Selbst wenn er, was ihm von katholischen Geschichtschreibern mit bitterstem Hasse vorgeworfen wird, von dem Katholicismus zum Arianismus übergegangen sein sollte, so liegt nicht der geringste Grund vor, selbstsüchtige oder äußerliche Beweggründe in diesem Schritte anzunehmen, sondern es genügt zu seiner Erklärung jene schon berührte Eigenthümlichkeit seiner Natur. Aber was in dieser Beziehung für Ulfila gilt, gilt außerdem nur noch für die durch christliche Vorbildung und Erziehung im weitesten Sinn des Wortes ungefähr auf eine gleiche Stufe religiöser Bildung und Begriffsfähigkeit gehobenen gothischen Christen der früheren Zeit, nicht für die späteren Massebekehrungen, aus denen doch recht eigentlich die Vorstellung von einer Identität der gothischen Nationalität und des arianischen Glaubensbekenntnisses emporwuchs.

Wahrscheinlich muß die eigenthümliche innere Zugänglichkeit der deutschen, zunächst der gothischen Heiden für den Arianismus in etwas ganz Anderem gesucht werden. Als sie im Jahr 376 auf römischen Boden übertraten und ihrem heimischen Glauben absagten, dominirte äußerlich zwar das arianische Glaubensbekenntniß in der Osthälfte des Reiches, allein die überwiegende Mehrzahl aller Einwohner gehörte doch der katholischen Kirche an. Der Arianismus verlor von da ab unter der römisch gebildeten Bevölkerung fortwährend an Terrain, so daß die Streiche, die unter Theodosius gegen ihn geführt wurden, in Wahrheit seine Vernich-

tung herbeiführten. Nur in versprengten Trümmern vermochte er, wie andere ketzerische Secten auch, in abgeschlossener Einsamkeit, unbemerklich, aber auch ungefährlich für die herrschende Kirche, sein Dasein zu fristen. Die Barbaren allein bildeten jetzt eine durch ihre Zahl und bald auch durch einen gewissen Glaubenseifer imponirende Masse von Arianern und nach kurzer Zeit konnte die nur auf die Abstammung gehende Bezeichnung von Römern und Barbaren zugleich auch auf religiösem Gebiet selbstverständlich für die Bezeichnung der Glaubensunterschiede dienen. Diese Barbaren hatten allerdings durch ihren Abfall von ihrer heimischen Religion den innersten Kern ihrer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufgegeben, so viel sie auch aus dem Heidenthum in das Christenthum von heidnischen Vorstellungen und Lebenshaltung mit herüber retteten. Aber es muß als eine Art unbewußter Reaction des alten Selbstständigkeitstriebes, der sie einst zum Verzweifelungskampf gegen die römische Herrschaft getrieben hatte, angesehen werden, daß sie jetzt unter den Formen des fremden Glaubens diejenige hervorsuchten, die dem specifisch-römischen Geistesleben am wenigsten zusagte. Sie verlieh ihnen eine gewisse negative Abgeschlossenheit gegen das römische Wesen, die allerdings hauptsächlich dazu beigetragen hat, sie vor dem vollständigen Eingehen und Aufgehen in die römische Cultur zu bewahren, aber doch nicht im Stande gewesen ist, die destructiven Einflüsse derselben auf ihr Wesen aufzuhalten. Der Arianismus wurde zwar bei dem deutschen Naturell nie in dem Sinn national wie das Heidenthum, aber die Völker, die sich zu ihm bekannten, konnten überhaupt genau nur eben so viel von der alten Widerstandskraft gegen das römische Wesen retten, als der Arianismus diesem allmälig innerlich fremd geworden war.

Daß die mit den westgothischen Stämmen nach und nach auf römischen Boden übergetretenen Theile der anderen gothischen Völkerschaften wie diese selbst in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Christenthum gewonnen wurden und zwar dem Arianismus, war, nach der Voraussetzung, unter der die Bekehrung der Westgothen seit 376 Statt fand, sehr begreiflich. Auch hier wirkte so wenig oder noch weniger wie dort ein wirklicher äußerer Zwang, denn sie waren gerade in dem Moment auf das römische Gebiet übergetreten, das ihnen im Jahr 376 noch verschlossen geblieben war,

als die Macht der Römer nicht mehr hinreichte, ihre Grenze zu beschützen und den Fremden, die Aufnahme verlangten, Bedingungen vorzuschreiben. Unmittelbar vor und nach der Schlacht bei Adrianopel, die die deutschen Völkermassen auf mehrere Jahre hinaus zu unbestrittenen Gebietern der ganzen illyrischen Halbinsel machte, hatten sie sich selbst den Weg zu ihren Stammesgenossen gebahnt und dann deren Kriegsglück und Kriegsbeute getheilt. Auch sie scheinen gleich vom Anfang an, sobald sie den Fuß auf römischen Boden setzten, an eine dauernde Besitzergreifung des Landes gedacht zu haben, aber nicht in dem Sinne, wie sie bisher in den Kriegen der deutschen Völker mit den Römern jenen als letztes Ziel ihrer Siege vorzuschweben pflegte. Sie fügten sich also auch hierin dem Beispiel der schon vorangegangenen westgothischen Schaaren, denn diese verlangten, nachdem die erste Wuth der allgemeinen Erhebung gegen ihren vermeintlichen Beschützer, den Kaiser Valens und seine Beamten, durch wilde Verwüstungszüge über die ganze illyrische Halbinsel, aber auch durch die Unüberwindlichkeit von Konstantinopel, an dessen Besitz eine dauernde Beherrschung dieser Länder unwiderruflich geknüpft ist, etwas verraucht war, im Ganzen nur das Nämliche, was ihnen bei ihrer ersten Aufnahme in römisches Gebiet zugesagt worden, nur unter weniger drückenden Bedingungen als damals, wo sie sich um jeden Preis der allergrößten Gefahr vor den Hunnen zu entziehen versucht hatten. Daher gelang es dem Kaiser Theodosius auch ohne große Mühe mit den einzelnen Haufen Dienstverträge in bisheriger Weise abzuschließen, wodurch ihnen gegen Eintritt in das römische Heer oder auch gegen die Stellung von blos aus Volksgenossen zusammengesetzten Hülfstruppen Sold und Unterhalt während des activen Dienstes und zugleich für die Zukunft feste Landanweisungen versprochen wurden. Sie dachten also nicht, wie einst andere deutsche Stämme, wie etwas später Rhadagais und seine Schaaren oder Attila mit seinen aus deutschen und allen möglichen anderen Nationalitäten gemischten Völkermassen, an eine wirkliche Eroberung des römischen Reiches, an eine Vertilgung des römischen Namens. Sie wollten neben den Römern nur eine gesicherte und bevorrechtete Existenz, den Genuß der äußeren Culturmittel der römischen Bildung, aber ohne sie durch die Vertilgung der bisherigen Besitzer ausschließlich für sich beanspruchen zu wollen. Der hervorragendste

unter den späteren Führern der gothischen Völkertrümmer, Alarich, hatte während der Jahre 400 bis 410 mehr als ein Mal vollkommen freie Hand gehabt, um in der illyrischen Halbinsel, die dem östlichen-römischen Reich angehörte, oder in Italien, dem Hauptlande des Westreiches, ein selbstständiges deutsches Reich zu gründen und dabei die vorhandene römische oder griechisch-römische Bevölkerung ganz in derselben Weise zu behandeln, wie es etwa die Alamannen mit den noch übrigen Römern am Ober- und Mittelrhein thaten. Statt dessen ging er nie über die bisherige rechtliche Basis seiner Stellung zu den beiden Reichen, die verschiedenen Dienstverträge die mit ihm abgeschlossen waren, hinaus und leitete alle seine Forderungen nur aus diesen, keineswegs aus dem Recht der Eroberung ab.

Aber diese Deutschen waren eben so wenig gewillt sich wie ihre früher mit Gewalt auf römisches Gebiet verpflanzten zins- und kriegsdienstpflichtigen Landsleute, die von römischen Beamten administrirten Lelici, behandeln zu lassen. Sie wollten ihre nationale Selbstständigkeit, wenn gleich unter der Oberhoheit der bestehenden Reichsverfassung und im friedlichen Anschluß an diese, auch auf römischem Boden fort erhalten, gerade so wie sie sich in die allgemeine Landes- oder Reichsreligion gefügt, aber doch eine Separatstellung zu ihr durch ihr instinktives Festhalten am Arianismus eingenommen hatten.

Schwieriger zu erklären ist es, wie der Arianismus oder überhaupt das Christenthum bei denjenigen gothischen Völkerschaften Eingang fand, die damals nicht in das römische Reich übertraten. Ein großer Theil der später als Ostgothen so berühmt gewordenen Schaaren [25]), die 376 ihre Aufnahme in das römische Reich nicht erwirken konnten, war endlich nothgedrungen unter die Oberhoheit der Hunnen gekommen, und ihre Fürsten standen in der ersten Reihe des reichen Kranzes germanischer Helden, der Attila umgab. Ebenso wurden die Gepiden jetzt mit wenigen Ausnahmen unterthänige Bundesgenossen der Hunnen und damit den hauptsächlichsten Einwirkungen, welche das Christenthum oder die römische

---

25) Gewiß sind unter dem Völkerconglomerat, das später als Ostgothen auftritt, auch andere als Greuthungische Bestandtheile, wie jetzt gewöhnlich nach dem Vorgang von Zeuß angenommen wird; s. unten Anm. 27.

Cultur möglicherweise auf sie ausüben konnte, wenigstens so lange als dieses Abhängigkeitsverhältniß dauerte, entrückt. Als Attila, gewissermaßen die letzte und großartigste Incarnation des Heidenthums und Barbarenthums, seinen Weltkampf gegen Rom und die christlich-römische Cultur begann, standen ihm alle diese Völker zur Seite und sie waren es, die in den catalaunischen Feldern die eigentliche Kraft seines Heeres bildeten, dessen Name schon jeden Christen und Römer zittern machte. Kaum aber war das hunnische Reich nach Attila's Tode zerfallen, und die deutschen Völker wieder ganz selbstständig, so waren auch sie schon Christen und zwar Arianer. Die Bekehrung kann hier nicht durch die politischen Beziehungen veranlaßt sein, welche die Ostgothen und Gepiden nach der Zersplitterung der Hunnen an das oströmische Reich knüpften, denn es wäre in diesem Fall undenkbar, daß sie jetzt in der zweiten Hälfte des 5ten Jahrhunderts dem Arianismus zugefallen wären, der schon lange nicht blos aus den höheren Regionen, sondern überhaupt aus der Bevölkerung jener Ostländer verschwunden war und anderen Ketzereien und anderen Glaubensfragen Platz gemacht hatte. Hätte die Staatsgewalt in Konstantinopel irgend wie Theil an der Bekehrung dieser deutschen Stämme gehabt, so würde sie es ohne Frage zu verhüten gewußt haben, daß nicht irgend ein versprengter Anhänger des geächteten Arianismus sich bei dem Bekehrungswerke dieser deutschen Völker betheiligte. Und selbst wenn der Arianismus damals noch durch irgend welche zufällige Fügung sich der Gelegenheit Proselyten zu machen zu bemächtigen im Stande gewesen wäre, so würde doch das katholische von so einflußreicher Seite unterstützte Bekehrungswerk viel größeren Umfang haben gewinnen müssen, während in der That die ganze Masse dieser christlichen Deutschen in dem Moment, wo sie überhaupt als Christen geschichtlich bekannt wurden, als eifrige Arianer auftrat und die Bekehrungsversuche des Katholicismus bei ihrem festgewurzelten Arianismus keinen Eingang zu finden vermochten.

Schon verhältnißmäßig sehr kurze Zeit nachdem die Auflösung der hunnischen Macht diese Völker als freie und christlich-arianische zurückgelassen hatte, war die Erinnerung an die näheren Umstände, die zu ihrer Bekehrung geführt hatten, so unsicher, daß Jornandes der doch für die spätere Geschichte der gothischen, besonders der ostgothischen Stämme aus den besten Quellen schöpfen konnte, aus

denen überhaupt zu schöpfen war, nichts weiter davon zu sagen wußte, als daß sie durch glaubenseifrige arianische Westgothen aus der Zahl derjenigen, die 376 unter Kaiser Valens zu dem Arianismus bekehrt wurden, dem Christenthum zugeführt worden seien.[26]) Diese Notiz verräth sich zwar auf den ersten Blick als eine bloße Conjectur, um den sonst unerklärlichen Vorgang doch zu erklären, wie sich dergleichen bei diesem Geschichtschreiber so oft findet. Nichtsdestoweniger mag sie mit der Wahrheit im Ganzen und Großen, nur nicht in den concreten Einzelheiten, zusammenstimmen, denn es fand nachweislich fortwährend eine enge Verbindung zwischen den verschiedenen Gruppen und Trümmern des großen gothischen Stammes statt, der durch die außerordentlichen Begebenheiten seit 376 ganz aus seiner Heimath gedrängt war. [27]) In den inneren Umwälzungen, die zuletzt alle in der Loslösung von dem heimathlichen Boden und der Nothwendigkeit neue Formen des Staates und der

---

26) Er benutzt hiefür offenbar wie gewöhnlich die historia tripartita, hat aber daneben noch selbstständige Quellen. Die merkwürdige Stelle lautet Cap. 25.: sic quoque Vesegothae a Valente — Ariani — effecti. De caetero tam Ostrogothis quam Gepidis parentibus suis per affectionis gratiam evangelizantes hujus perfidiae culturam edocentes omnem ubique linguae hujus nationem ad culturam hujus sectae invitavere. —

27) Zeuß p. 423 behauptet, die Ostgothen seien bis zu Attilas Tod im Osten der Karpathen, also im Ganzen in ihren alten Sitzen geblieben und erst nach dem Zerfall des hunnischen Reiches, wahrscheinlich um sich der gefährlichen Nachbarschaft der zurückgedrängten Hunnen zu entziehen, über die Karpathen und über die Donau gegangen, wo sie dann die Sitze eingenommen hätten, die sie bis zu ihrem Abzug nach Italien behaupteten. Aus der oben Anm. 15 bereits citirten Stelle des Ammian aber geht hervor, daß die alten Ostgothen oder richtiger die Greuthungen, d. h. das Volk des Ermanrich, noch einmal bei der Annäherung der Hunnen Widerstand zu leisten versuchten, aber wiederum vergeblich. Darauf hin löste sich das Volk auf. Die eine Hauptmasse ergab sich den Hunnen. Aus ihr stammen die gothischen Fürsten und Krieger, welche wir in der ersten Reihe des germanischen Hofadels erblicken, der den Thron des Mongolenchans umgab. Sie bilden zugleich den Kern der späteren sogenannten Ostgothen und über ihre Wohnsitze läßt sich nichts weiter bestimmen, als daß sie später, d. h. lange nach Attilas Tode, in Pannonien lagen. Aber es muß unentschieden bleiben, ob sie dieselben nach der Zurückstämmung der hunnischen Völkerfluth von Westen her occupirten oder, wie Zeuß annimmt, durch allmäliges Vorrücken von Osten her aus jenen hypothetischen Sitzen am Ostabhang der Karpathen. Die andere Hauptmasse der Greuthungen trat nach und nach auf römisches Gebiet über und verlor sich meist unter die Tervingen.

gesellschaftlichen Zustände nach den Bedürfnissen der neuen Situation zu finden ihren Ausgang haben, ist das früher innerlich schon so gelockerte Heidenthum zu Grabe gegangen, ohne daß in diesem Untergangs- und Bekehrungsproceß durch irgend eine geschichtliche Erinnerung eine Einsicht gewährt würde. Am merkwürdigsten ist es, daß diese Bekehrung schon während der hunnischen Herrschaft, wahrscheinlich schon ehe Attila die Alleinherrschaft usurpirte, begann, wo nur innere Veranlassungen, ein freier Entschluß derjenigen, die das Heidenthum verlassen wollten, und keineswegs irgend welche äußere Rücksichten das Christenthum empfehlen und ihm Raum unter diesen mit Rom damals in politischer Beziehung nicht verbundenen Völkern verschaffen konnten. Selbst die spätere deutsche Sage hat diese merkwürdige Erscheinung in ihrer Weise verewigt. Um den Heiden Attila schaaren sich noch in unseren Nibelungen nicht blos Heiden, sondern auch Christen, und zwar christliche deutsche Fürsten, unter denen dort freilich Theodorich, der historisch nicht in diese Situation hereingehört, der bedeutendste ist. Doch ist diese Abweichung im Vergleich zu der Treue, mit der das ganze Verhältniß der Erinnerung überliefert wurde, höchst gleichgültig zu nennen.

Deutsche Donauvölker.

Auf gleich unerklärliche Weise wurden die anderen deutschen Völkertrümmer, die nach und nach bis an die Donau vorgeschoben waren, und nach dem Untergang des Hunnenreiches auch die Donaugrenze dauernd überschritten, die sie vorher nur auf gelegentlichen Kriegszügen zu verletzen gewagt hatten, dem Christenthum in arianischer Fassung gewonnen. Der heilige Severin fand in der Mitte des fünften Jahrhunderts in den jetzigen österreichischen Landschaften längs des Donauufers von Passau bis Wien und weiter hinab neben den Resten der römischen Bevölkerung, die wie er selbst dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethan waren, die deutschen Heruler, Rugier, Skiren und andere Volksabtheilungen zum großen Theil schon zum Christenthum bekehrt, aber alle ohne Ausnahme als Arianer. Die Heeresmassen des Odoaker, des ersten deutschen Herrn von Italien, der selbst diesen an die Donau gedrängten Deutschen angehörte, bestanden fast ausschließlich aus solchen arianischen Rugiern und den anderen genannten Völkern. Als Odoaker seit 476 in Italien den Versuch machte, ein deutsches Königthum zu gründen und sein Heer durch Land-

anweisungen dauernd daselbst anzusiedeln, blieb er und dasselbe fortwährend eifrig arianisch in Mitte der hier streng katholischen römischen Bevölkerung.

Vandalen und Sueven.

So wurden auch die nach Spanien eingedrungenen Vandalen und Sueven Arianer, nachdem sie noch bei ihrem ersten Einbruch in die westlichen Provinzen des römischen Reiches, in das mittlere und südliche Gallien, wenigstens zum aller größten Theil als fanatische Heiden aufgetreten waren und demgemäß besonders über die christlichen Kirchen und ihre Diener alle Gräuel der Verwüstung gebracht hatten. Auch bei ihnen war kein Raum für die still und langsam reifenden Früchte einer Missionsthätigkeit von Seiten der Römer, der Katholiken eben so wenig wie der im Nordwesten und äußersten Westen des römischen Reiches immer nur sehr schwach vertretenen Arianer. Auch hier müssen also ganz andere äußere Mittel der Bekehrung gewirkt haben als bei den früher bekehrten Gothen, und auch hier bleibt nichts übrig als eine Einwirkung nationaler, d. h. gothischer Missionäre anzunehmen. Sie ist um so auffallender, weil die Vandalen kurze Zeit nach ihrer Eroberung des nördlichen und mittleren Spaniens gerade an den Westgothen ihre Hauptfeinde fanden. Die letzteren hatten ausdrücklich als Preiß für die Landanweisungen im südlichen Gallien die Rückeroberung von Spanien für das römische Reich übernommen, und lösten diese Aufgabe auch wirklich in großem Umfange, so daß sich die Vandalen in den Süden des Landes gedrängt sahen, von wo aus sie kurz darauf den Uebergang nach der Provinz Afrika mehr weil sie sich in Spanien nicht halten konnten, als aus bloßer Wanderlust und ehrgeizigem Eroberungstrieb unternahmen.

Ueberall mag die Bekehrung hier wie einst bei den ersten massenhaften Bekehrungen der westlichen Gothenstämme von den hervorragenden Führern oder den eigentlichen Fürsten ausgegangen sein, die dann, wie einst Frithigern, die Menge nach sich zogen. Ohne daß das Glaubensbekenntniß des Einzelnen durch irgend welche äußere Zwangsmittel bestimmt werden konnte, wirkte doch ihr Beispiel, ihre Macht, ihr Reichthum und ihr Ruhm, der jetzt unter dem Schutze des christlichen Gottes sich eben so glänzend entfaltete wie früher unter dem Schutz der heimischen Götter, so sehr, daß unter den erwähnten Völkern das Heidenthum sehr bald bis auf ganz unscheinbare Spuren ausgetilgt ward, ebenso wie die

gothischen Schaaren Alarichs zum größten Theil schon dem Christenthum angehörten. So gut wie dort bildete sich auch hier schon in der nächsten Generation nach dem Massenübertritt eine gewisse Art von christlichem Fanatismus, der bei den Vandalen im Gegensatz zu dem von Anfang an ziemlich milden und duldsamen Wesen der Westgothen schon durch den König Geiserich sich in Verbindung mit dem gemeinsam germanischen Haß gegen das römische Wesen überhaupt, wie er sich bei allen diesen auf römischem Reichsboden angesiedelten Stämmen eben so gut als in ihrer Heimath fort erhalten hatte, heftige Verfolgungen gegen die andere Form des Christenthums, den römischen Katholicismus, zu Wege brachte, eben weil dieser die specifische Fassung des römischen religiösen Lebens war. Selbst noch dasjenige deutsche Volk, welches zuletzt unter allen, erst in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, von den Donaugegenden aus sich feste Sitze auf dem Boden des römischen Reiches erkämpfte, das longobardische, war bei seiner ersten Ankunft in Italien sammt seinem damaligen König Alboin zum großen Theile arianisch und zwar nicht ohne fanatische Anwandlungen gegen die katholische Bevölkerung der von ihnen eroberten Länder, während doch ihre allgemeine christliche Färbung geringer war, wie die aller andern bisher erwähnten Völker. Nicht blos hatte das Christenthum hier noch weniger als bei West- und Ostgothen, Vandalen und Sueven eine innere Umwandlung der heidnischen Sitte und Lebensanschauungen des Volkes zu bewirken vermocht, es hatte sich nicht blos, wie es bei den anderen auch noch der Fall war, unendlich viel von Gebräuchen und Aberglauben aus dem Heidenthum in allen möglichen Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens mit den christlichen Religionsbegriffen und Formen vermengt oder ganz unberührt von ihnen daneben erhalten, sondern das Christenthum war hier nicht einmal im Stande gewesen, das äußere Gepräge seiner Herrschaft dem ganzen Volke aufzudrücken. Trotz des christlichen Königs und der überwiegenden Mehrzahl von Namenchristen, gab es noch genug wirkliche Heiden, die ohne alle Scheu und Anfechtung sich zu ihrer heimischen Religion bekannten. Der arianische Theil des Volkes hielt diese nicht im Geringsten von den rohen Ausbrüchen ihrer Wuth und Raubgier gegen die italienische Kirche ab, sondern machte im Gegentheil, weil sie ketzerischen Katholiken galten, und

weil sich diese Arianer den Heiden näher als den Christen verwandt fühlten, mit ihnen gemeinsame Sache.

So konnte man mit Recht behaupten, daß das Christenthum, wo es überhaupt bei den Deutschen in großem Styl Eingang fand, nur als Arianismus für sie zugänglich war und daß, wenn auch ursprünglich kein innerer Grund diese Erscheinung beherrscht hatte, doch allmälig die Macht des Beispiels der zuerst Bekehrten dieser Form des Christenthums eine Art von nationalem Stempel aufgedrückt hatte, der die Spaltung des Christenthums in das nicäische und arianische Glaubensbekenntniß, die unter der älteren christlichen Bevölkerung des römischen Reiches innerlich bereits überwunden war, ebenso zu verewigen schien, wie der Gegensatz zwischen Barbaren und Römern nach der Meinung dieser Zeit niemals eine Lösung finden konnte, auch wenn beide denselben Boden bewohnten und derselben Staatsverfassung angehörten. Aber durch die äußere Stellung der auf dem römischen Reichsboden angesiedelten Barbaren hatte der Arianismus auf einmal nun die Bedeutung einer von der weltlichen Gewalt beschützten und auf alle Weise geförderten Religion und Kirche gewonnen, und es lag also nur an ihm selbst, sich eine großartige und reiche Zukunft zu gestalten.

Neuntes Capitel.

Der Arianismus und die deutsche Nationalität in ihren Wechselwirkungen.

Der weitere Verlauf der Geschichte zeigte bald, daß der Arianismus auch auf diesem weitläufigen neueroberten Gebiete ebenso wenig zu gedeihen vermochte, wie auf dem Boden der antiken Culturwelt. Hier wie dort folgte auf einen glänzenden Beginn ein rascher Verfall und ein dürftiges Ende, das eine anfänglich so weitgreifende und imposante Erscheinung fast ohne alle nachwirkenden Resultate verschwinden ließ.

Unter den neubekehrten Barbaren kamen dem Arianismus alle äußeren Vortheile zu Statten, die sich eine jugendlich emporstrebende religiöse Gemeinschaft nur immer wünschen mag. Er war im vollen Sinne des Wortes die herrschende Kirche und es lag durchaus in seiner eigenen Kraft, die Consequenzen eines solchen Verhältnisses nach allen Seiten hin fruchtbar für sich selbst und für seine Anhänger zu entwickeln. Wenn ihm dies nicht gelingen wollte, so konnte hier nicht, wie es von seinen Vertheidigern im Umfang des römischen Reiches so häufig geschehen war, zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er wesentlich an äußeren Hemmnissen, an der Feindseligkeit der Staatsgewalt und der Hierarchie zu Grunde gegangen sei.

Eine gerechtere Erwägung der Ursachen des raschen und durchgreifenden Verfalls des römischen Arianismus ergiebt freilich, daß er erst dann die volle Wucht dieser Feindseligkeiten empfand, als seine innerliche Lebenskraft von selbst fast erloschen war. Es gab eine Zeit, in der er sich wenigstens von Seite der Staatsgewalt auf alle

Weise begünstigt sah, wo es ihm vergönnt war, die hervorragendsten Vertreter der streng katholischen Ansicht zu mißhandeln und zu verfolgen, wo er durch alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel sich in den Besitz der geistlichen Weltherrschaft setzen konnte, falls er innerlich dazu befähigt war. Selbst in dieser Periode, die mit wenigen Unterbrechungen von den letzten Lebensjahren des Kaisers Constantin I. bis zu dem Tode des oströmischen Kaisers Valens im Jahre 378, also etwa fünfzig Jahre währte, erlitt er auf allen Seiten herbe Niederlagen, die nur gelegentlich durch Gewaltmaßregeln gegen seine Feinde verdeckt, aber keineswegs in ihren nachtheiligen Folgen ausgeglichen werden konnten. Als ihm nach dem Tode des Kaisers Valens erst der Schutz der weltlichen Macht entzogen ward und diese dann allmälig entschieden für den Katholicismus Partei nahm, war er innerlich bereits so gebrochen, daß er keine der Rede werthen Widerstandsversuche zu machen wagte und bald nur in der Verborgenheit allein Sicherheit zu finden hoffen durfte. Unter solchen Umständen wurde es allerdings der weltlichen Macht im Dienste der katholischen Hierarchie leicht gemacht, ihn da, wo er sich noch offen herauswagte, durch den Arm des Gesetzes niederzuschlagen und im gewissen Sinne auszurotten. Allein es waren nur seine eigenen inneren Voraussetzungen, die ihm einen so jähen und schmählichen Untergang bereiteten, nimmermehr die Strenge der gegen ihn erlassenen Strafgesetze und die Verfolgungssucht der katholischen Bischöfe, welche dieselben auch da in Wirksamkeit zu setzen und zu erhalten wußte, wo sich etwa auf Seiten der weltlichen Behörden wenig guter Wille zu ihrer stricten Durchführung vorfand.

Wesen des Arianismus

Der Arianismus war von Anfang an nicht das Ergebniß eines individuell angeregten und individuell sich gestaltenden Denkprocesses gewesen, wie so viele andere Häresieen, sondern im Wesentlichen nichts weiter als eine Reaction der älteren Einfachheit und Unentwickeltheit des christlichen Bewußtseins. Ohne die Fähigkeit und ohne den Willen etwas positiv Neues zu schaffen, begnügte er sich mit einer nothdürftig den wissenschaftlichen Forderungen der Zeit angepaßten Schematisirung der Hauptfrage, um die es sich in der damaligen christlichen Speculation handelte, der Trinitätslehre, gestützt auf die alten Grundlagen, die einst für die ganze Kirche allgemeingültig gewesen waren. Alle strebsamen Geister der

Zeit fühlten sich von dem Drang ergriffen, die unendliche Kluft zwischen dem jenseitigen Gott dem Vater in seiner schrankenlosen, aber auch fernen Majestät und dem diesseitigen Sohn Gottes für ihr Bewußtsein aufzuheben. Dies konnte nur so geschehen, daß Christus auf dieselbe Stufe derjenigen Eigenschaften gehoben wurde, die nach der Anschauung der Zeit die wesentlichen Grundpfeiler der Construction des Gottesbegriffes bildeten. Im Gegensatz dazu hielt der Arianismus an jener traditionellen Spaltung und Unterordnung des Sohnes fest, aber er machte sie zugleich auch für alle tieferen Geister und für den Instinkt der Massen unerträglich, weil er nach allen Seiten hin das früher von dem streng systematischen Denker nicht berührte Verhältniß systematisch zu fixiren sich genöthigt sah.

Da man von katholischer Seite in der Trinitätslehre mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Zukunft des Christenthums und der Kirche erkannte, concentrirte sich hier sehr bald der Eifer des Kampfes, der die ganze antike Culturwelt so tief erschütterte. Darüber blieben andere Seiten des Arianismus fast unbeachtet, in denen er aus denselben Voraussetzungen heraus wie im Dogma gegen die gewaltige Geistesströmung jener Zeit anzukämpfen sich bemühte. So betrachtete er die bereits in allen wesentlichen Stücken vollendete hierarchische Zusammenschließung der Kirchenverfassung, und von seinem Standpunkt aus mit Recht, als eine bedenkliche Neuerung und setzte ihr die, allerdings im Einzelnen höchst ungenau, ja widerspruchsvoll formulirte Forderung entgegen, zurückzukehren zu der alten isolirten Stellung der Bischöfe und einzelnen Kirchen.

Der Arianismus war in einer Epoche der christlichen Geschichte aufgetreten, die durch einen außerordentlichen Aufschwung des kirchlichen Selbstgefühls bezeichnet ist. Der Riesenkampf gegen das antike Heidenthum war so eben siegreich beendet und die Aussicht in eine unendlich glanzvolle Zukunft hatte sich aufgethan, in welcher das Größte in erreichbare Nähe gerückt, in welcher die streitende Kirche schon hier in der That zu der über den ganzen Erdkreis triumphirenden werden zu können schien. Es war natürlich, daß der Arianismus, in seiner Eigenschaft als Vertreter der älteren Knappheit und Einfachheit des kirchlichen Bewußtseins und Wesens, zwar mit allen Kräften seine einmal eingenommene op=

positionelle Stellung zu behaupten versuchte; aber gegen die immer mächtiger hervortretenden Tendenzen der kirchlichen Entwickelung in Dogma und Verfassung, die sich beide so rasch als möglich durch die günstigen äußeren Bedingungen der Zeit auf ihrer einmal eingeschlagenen Bahn gefördert sahen, vermochte er sich nicht lange in seiner anfänglichen Abgeschlossenheit zu erhalten, wenn er nicht ganz überholt oder bei Seite geschleudert sein wollte. Er begann, ohne es Wort haben zu wollen, Concessionen zu machen, die ihn in seiner wesentlichsten Eigenthümlichkeit vernichteten, während sie ihm nur die bedenkliche und von allen Launen zufälliger Verhältnisse abhängige Unterstützung halbgeschulter und um so anmaßlicherer Köpfe, besonders aus den höheren Schichten der Laienwelt brachten. Die Vorkämpfer der arianischen Ansicht hatten weder Haltung noch Umsicht genug, um eine solche gefährliche Unterstützung entweder ganz zurückzuweisen oder vollständig zu beherrschen, und ehe sie es sich versehen, waren sie zum Spielball der Politik oder der Launen der Mächtigen dieser Welt geworden, während sich der Katholicismus in seinem schon so fest gegründeten Unabhängigkeitsbewußtsein auch im Laufe dieses Kampfes nur selten stören ließ.

Jede der zahlreichen Nüancen der arianischen Trinitätslehre, die unter dem Namen des Semiarianismus zusammengefaßt zu werden pflegen, bezeichnete eine neue Niederlage der Partei, eine neue Spaltung. Wenn er zuletzt so weit ging, daß ihn nur ein einziges kleines Jota von dem Nicäischen Glaubensbekenntniß trennte, wenn er die Wesensähnlichkeit des Sohnes anerkannte und nur die Wesensgleichheit bestritt, aber sich doch den Consequenzen der letzteren fügen wollte, so zeigte er, daß es ihm nur noch um den Schein eines ehrenvollen Rückzuges zu thun war. Aber die katholische Kirche war charakterfest und stolz genug, um ihm selbst dies nicht zu gönnen. Sie ertrug es, daß sich die weltliche Macht des so gefügigen Arianismus annahm: sie wußte, daß seine Existenz nur an die zufällige Existenz einzelner Persönlichkeiten gekettet war und daß, was die letzteren beseitigte, auch der totale Untergang des ersten sein werde, was dann auch bald genug sich als richtige Voraussetzung bestätigte. — Als sich der Arianismus in den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Völkern zu verbreiten begann, war seine gei-

stige Productivität schon dem Erlöschen nahe. Die Missionsthätigkeit unter den Germanen war nicht geeignet, sie wieder aufzufrischen, obwohl ihre überraschenden Erfolge noch einmal eine Bürgschaft für seine Lebensfähigkeit zu gewähren schienen. Für die Reihe von Niederlagen, die der Arianismus auf dem Felde der wissenschaftlichen Polemik erlitten hatte, für die Mißgunst der einst von ihm theilweise beherrschten Massen mancher Provinzen des römischen Reiches, für die Härte der weltlichen Machthaber mochte er sich immerhin durch den Hinblick auf solche glänzende Resultate aufzurichten versuchen: innerhalb der römischen Culturwelt erwuchs ihm davon kein Vortheil. Die Augen der römischen Zeitgenossen konnten nicht umhin in seiner raschen Verbreitung unter den Barbaren ein Moment innerer Wahlverwandtschaft zu sehen und wurden dadurch nur noch gehässiger und verachtungsvoller gegen ihn gestimmt, denn er erschien ihnen von nun an in dem doppelt widerwärtigen Lichte einer Ketzerei und einer Nationalreligion der bittersten Feinde der römischen Welt und der damit nach damaligen Begriffen unlöslich verbundenen christlichen Kirche.

Deutsche Vertreter des Arianismus.

Bei der Bekehrung der östlichen deutschen Stämme zum arianischen Christenthum machte sich nur im Anfang der Einfluß römischer Geistlichen bemerklich. Nach dem massenhaften Uebertritt der Westgothen kam die Pflege des neugepflanzten Christenthums, so wie seine weitere Ausbildung fast ausschließlich in die Hände einheimischer Priester. Es ist nicht zu leugnen, daß die erste Generation derselben sich durch eine rastlose Thätigkeit nach allen Seiten hin auszeichnete, und die äußeren Erfolge entsprechen ihren Bemühungen in vollem Maße, wie sich aus den schon erwähnten geschichtlichen Thatsachen der raschen Bekehrung fast aller Völker des östlichen oder gothisch-deutschen Zweiges ergiebt. [1])

Die geistige und sittliche Bedeutung dieser ersten arianisch-deutschen Priestergeneration darf indessen nicht ausschließlich nach ihren glänzenden äußeren Erfolgen bemessen werden. Sehr viele zufällige Momente vereinigten sich, um dieselben zu ermöglichen, ohne die sie nimmermehr in solcher staunenswerthen Raschheit von Statten gegangen wären, selbst wenn man sich die lebendige Kraft des Wortes und des Beispiels der Bekehrer in einer Weise mächtig

1) s. das vorige Cap.

denken wollte, wie etwa in der ersten Zeit der schwungreichsten Begeisterung des Urchristenthums. Doch bleibt auch nach Abzug der Gunst äußerer Verhältnisse noch genug übrig, was ihrer Thätigkeit allein gehört, um sie zu achtunggebietenden Gestalten zu erheben, und es wäre thöricht, sie dafür verantwortlich zu machen, daß auf eine überreiche Blüthe wenig oder gar keine Früchte erfolgten.

Die deutschen arianischen Priester der ersten Generation, deren großartigsten Typus Ulfila repräsentirt, bemühten sich nicht blos um die Einführung der christlichen Formen unter ihrem Volke, um die Erziehung desselben zu einem nach ihrer eigenen Auffassung wahrhaft christlichen Leben, sondern auch um die Einbürgerung der gesammten wissenschaftlichen und gelehrten Thätigkeit ihrer Kirche. Nach den Voraussetzungen ihrer eigenen Bildung und nach den Anforderungen, die die Zeit mit unabweisbarer Nothwendigkeit machte, konnten sie sich mit dem, was wir etwa unter „praktischem Christenthum" verstehen würden, nicht begnügen und legten wenigstens ebenso viel Werth darauf, daß diejenigen, die die eigentliche Kirche im engern Sinne darstellten, die Priester des Volkes, mit dem Marke des ganzen geistigen Gewinns der kirchlichen Wissenschaft genährt waren, als daß aus den Sitten und Anschauungen des Volkes die Reminiscenzen des Heidenthums verschwanden und christliche Begriffe an ihrer Stelle Raum gewannen.

Aber es war ihren ernsten und umfassenden Bemühungen nicht vergönnt, genügende Resultate nach dieser Seite hin zu erzielen. Der einheimische arianische Klerus der zweiten und dritten Generation bewahrte wenig mehr von dem wissenschaftlichen Streben und der umfassend gelehrten Bildung seiner Vorgänger und Erzieher. Das erste erlosch allmälig fast ganz und an die Stelle der anderen trat die nothdürftige Tradition eines gelehrten Formalismus, der als eine bloße Aeußerlichkeit keinen Einfluß auf die Umbildung des Geistes ausüben konnte. Nur ein einziger Zweig des Gesammtgebietes der kirchlichen Wissenschaft wurde noch mit Eifer gepflegt, die Polemik gegen den Katholicismus. Sie hatte sich durch die Natur der Verhältnisse zu der ersten Stelle unter allen den verschiedenen Disciplinen emporgeschwungen, und zwar schon in einer für den Betrieb der Wissenschaften und die Cultur des

Geistes besser organisirten Zeit und Umgebung auf dem Boden des römischen Arianismus. Allein auch hier war ihre eigentliche Productivität bald erlahmt und als sie den deutschen Arianern überliefert wurde, fand sie kein Feld, aus dem sie neue Nahrung ziehen konnte. Man begnügte sich mit einer Recapitulation des überlieferten Gedankenganges, der halb durch Gründe des gesunden Menschenverstandes, halb durch Bezugnahme auf die historische Auffassung der hauptsächlichsten Unterscheidungslehren sich genugsam gegen die unendlich feinverflochtenen und tiefsinnig erfundenen Deductionen der katholischen Lehre gewahrt glaubte. Was dieser Polemik an Schärfe und Tiefe abging, ersetzte sie durch einen brutalen Fanatismus, der freilich zu seiner Entschuldigung sich auf den Vorgang der Katholiken berufen konnte. Die äußere Stellung des Arianismus gab ihm unter seinen neuen Bekennern alle Mittel reichlich an die Hand, mit dieser Art von Polemik seine Feinde nicht zu besiegen, aber doch niederzuschlagen, und die Gelegenheit wurde von ihm mit verhängnißvoller Maßlosigkeit benutzt. Es war ganz unmöglich, daß nicht die deutschen arianischen Bischöfe und Priester den unendlichen Abstand ihrer eigenen geistigen und wissenschaftlichen Hülfsmittel von denen, welche ihren katholischen Gegnern zu Gebote standen, wenigstens ahnten; aber es war auch ganz natürlich, daß sie, da ihnen einmal die Gunst der äußeren Gewaltmittel zur Seite stand, lieber sich mit diesen behalfen, als daß sie den Versuch gemacht hätten, durch geistige Arbeit jenen gewachsen zu werden und die geistigen Waffen ebenso erfolgreich als jene handhaben zu lernen. Gewiß darf man bei vielen von ihnen den guten Willen dazu voraussetzen, aber im Drang des Augenblickes und in der Masse der rohen Elemente, die so schnell sich in den Klerus der deutschen Arianer eingedrängt hatten, blieb derselbe ohne Früchte.

So vermochten sie ihren katholischen Gegnern niemals das Gefühl ihrer geistigen Superiorität zu entreißen, und was für die Arianer noch kränkender war, sie mußten sich selbst dazu bequemen, es in gewissem Sinne als begründet anzuerkennen. Sie konnten sich zwar dafür entschädigen, indem sie sich ihres weltlichen Uebergewichts ohne alle Schonung bedienten und die Katholiken in einer Weise mißhandelten, für welche die Arianer trotz ihres Geschreies über die Unduldsamkeit ihrer Gegner aus der bisherigen

Praxis keine Vorgänge anzuführen vermochten und die auch niemals von katholischer Seite in ihrem vollen Umfange nachgeahmt wurde, allein das stille und nachhaltige Bewußtsein innerer Sicherheit oder gar Ueberlegenheit, das einzige, welches den augenblicklichen Erfolgen einer Partei die Berechtigung eines welthistorischen Momentes giebt, ward ihnen dadurch nur immer unerreichbarer. Die katholische Kirche seufzte zwar unter den Verfolgungen der ketzerischen Bischöfe und Priester, doch das feste Vertrauen auf eine baldige und glänzende Erlösung von ihren Bedrängern, die gründliche Verachtung ihrer Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit — Eigenschaften, die in den Augen der Katholiken sich bald unzertrennlich mit dem Bilde dieser arianisch-deutschen Priesterschaft und allerdings nicht ohne hinreichende Veranlassung verbanden — ließ sie sich auch durch diese neuen Stürme so wenig rauben, wie durch die letzten Wuthausbrüche des sterbenden Heidenthums der Barbaren, das in Gestalten wie Rhadagais und Attila seine furchtbarste, aber auch letzte Incarnation gefunden hatte.

Die arianische Priesterschaft hatte sich durch ihre Appellation an die weltliche Gewalt nicht blos ein deutlich erkennbares Zeugniß ihrer eigenen geistigen und sittlichen Impotenz selbst ausgestellt, sondern sich damit auch in eine Bahn hineinreißen lassen, die für ihre eigene Zukunft innerhalb ihres national-abgeschlossenen Kreißes nicht anders als höchst verhängnißvoll genannt werden kann. Es mag dahin gestellt bleiben, ob man in dieser Beziehung bedeutendes Gewicht darauf legen darf, daß sie, die, schon als sie zu jenen Gewaltmitteln griff, nur ein geringes Maß von geistiger und sittlicher Durchbildung zeigte, durch die immer rücksichtslosere Anwendung solcher Schutz- und Angriffswaffen selbst immer tiefer in die Verroherung hineingerieth. Wenn man die Stufe der geistigen und sittlichen Durchbildung erwägt, auf der ihre Landsleute, die demselben Glauben zugethan waren, standen, so konnte es scheinen, als wenn dieselben nicht befähigt und geneigt gewesen wären, in dieser Beziehung allzugroße Ansprüche an ihren Klerus zu machen. Jedenfalls aber gab er damit freilich, ohne es zu wissen und zu wollen, die weitere, innerliche Durchführung des Bekehrungswerkes auf, dessen roheste Grundlagen erst gelegt waren und kaum einigermaßen als befestigt gelten durften. Was die erste Generation der arianisch-deutschen Priesterschaft noch mit treuem und eifrigem Sinne erstrebt,

war für die folgenden Generationen im Ganzen innerlich unverständlich geworden, wenn auch Einzelne aus der Masse immerhin noch in dem alten Geiste fortzuwirken versuchten. Aus Lehrern und Erziehern der rohen Heiden zu christlicher Sittigung waren Beförderer und Aufstachler der brutalsten Eigenschaften innerlich zerfahrener und zügelloser Barbaren geworden, die man mit vollem Rechte weder Christen noch Heiden nennen konnte, und somit ein geradezu verwildernder und zerstörender Einfluß an die Stelle des besänftigenden und cultivirenden Elementes getreten, das den Inhalt der Mission dieses Klerus hätte bilden sollen und das in so prägnanten Zügen selbst in der damaligen Gestaltung des Christenthums, gleichviel ob arianischen oder katholischen Bekenntnisses, heraustrat.

Fühlbarer machte sich eine andere böse Folge. Die weltlichen Gewalthaber unter den arianischen Deutschen, die Könige und Vornehmen, kamen dem Verfolgungsgeist ihrer Kirche mehr als auf halbem Wege entgegen und überboten sich meist an Willfährigkeit, die grausamsten Maßregeln durch die Kraft ihres Armes ins Werk zu setzen. Es konnte scheinen, als wenn die arianische Kirche ganz unbedingt über denselben zu verfügen habe, allein bald zeigte es sich, daß die Ergebenheit der weltlichen Machthaber doch nur so weit ging, als es eine oft sehr kühle und nüchterne Berechnung äußerer Vortheile, der politischen Situation, der Habsucht und der Privatrache gestattete. Sobald diese Momente ihre Wirksamkeit verloren, erlosch auch jener entgegenkommende Eifer, auf den der arianische Klerus so fest bauen zu dürfen geglaubt hatte. Aber weil seine Situation ein für allemal nothwendig mit sich brachte, äußere Gewaltmaßregeln zu seinem Schutz gegen den Katholicismus anzuwenden, dem er mit allen anderen Waffen nicht gewachsen war, mußte er sich um jeden Preiß des Armes der weltlichen Macht auch dann zu versichern suchen, als diese zu einer anderen Behandlungsweise der Situation geneigt war. Eine drückende Abhängigkeit von dem guten Willen, ja von der Laune weltlicher Machthaber, in dem Maße drückender, als sie höher gestellt waren, folgte ganz von selbst daraus. In der arianisch-deutschen Priesterschaft war keine Spur von jenem auch in seiner Uebertreibung noch großartigen Selbstbewußtsein gegenüber der weltlichen Majestät zu entdecken, das durch die katholische Kirche dieser Zeit als

ein fast allgemeiner Charakterzug hindurchging. Sie wußte zu deutlich, daß sie nur durch die Gnade der irdischen Herrscher existirte und auch diese waren bei aller Rohheit doch keineswegs blind gegen diese Wahrheit, die so sehr ihrem Vortheil zu Hülfe zu kommen schien.

Die Epoche der lebhaftesten äußeren Kraftentwicklung des deutschen Arianismus, der Anfang und die Mitte des fünften Jahrhunderts, ist gleichzeitig mit dem fast gänzlichen Verschwinden des römischen Arianismus. Weniger der verbündete Einfluß der geistlichen und weltlichen Gewalt, als vielmehr die total veränderte Richtung der religiösen Interessen, ließen etwa seit der Mitte des fünften Jahrhunderts da, wo eine römische Bevölkerung ungemischt mit Barbaren sich erhalten hatte, nicht bloß die lebendige Bedeutung der Streitfrage, die einst die Welt aufs Tiefste zu erschüttern im Stande gewesen war, sondern auch fast die äußere Erinnerung daran ersterben. Es war dadurch dem deutschen Arianismus der an und für sich so naturgemäße Weg abgeschnitten, aus seiner verkommenen Isolirung heraus sich mit reicheren und tieferen Bildungselementen in Verbindung zu setzen, wie sie einst unstreitig der römische Arianismus verglichen mit den Zuständen, in die er sich durch wesentlich barbarische Elemente beschränkt sah, enthalten hatte. Nach den noch reicheren und tieferen Bildungselementen, nach dem wahrhaft lebendigen Entwicklungsproceß der katholischen Kirche hin war ohnehin jeder Weg versperrt und so die deutsche arianische Kirche und zunächst ihre eigentliche Vertretung, der einheimische Klerus, allein auf seine geistigen und sittlichen Hülfsquellen verwiesen, deren Aermlichkeit jedes Jahrzehent der folgenden Geschichte immer deutlicher offenbarte.

Es fehlte allerdings auch in den späteren Zeiten nie ganz an römischen Elementen unter dem deutschen arianischen Priesterstand, wie deren auch unter den Laien zu finden waren. Aber sie waren nicht geeignet, ihm Nutzen zu bringen, denn es kann als Regel angenommen werden, daß diejenigen, die aus den Reihen der Katholiken dem Arianismus gewonnen wurden, entweder in einer oder der andern Weise sich unter ihren Glaubensgenossen so schwer compromittirt hatten, daß sie nur durch einen Glaubenswechsel Rettung finden zu können hoffen durften, oder schwach und feige genug waren, um den vielfachen Verlockungen und Drohungen

Gehör zu geben, die die herrschende arianische Kirche anwandte. Ein freiwilliger Uebertritt aus innerer Ueberzeugung im wahren Sinne des Wortes, der allein eine erfolgreiche Acquisition genannt werden konnte, scheint außer allem Bereich der Möglichkeit gelegen zu haben. Dieser deutsche Arianismus war nicht befähigt, den Römern vergessen zu machen, daß sie nicht allein ihrem Glaubensbekenntniß, sondern auch ihrer nationalen Existenz zu entsagen hatten, wenn sie sich ihm hingeben wollten. Und wer es doch vermochte, war in keinem Fall geistig und sittlich geeignet, einen lebenskräftigen Keim innerlicher Wiedergenesung in die an Verflachung und Verroherung gleich sehr kränkelnde Gemeinschaft einzusenken, der er sich verbunden hatte.

Wenn man diese Verhältnisse erwägt, so wird sich nicht bestreiten lassen, daß das herbe Urtheil, welches von katholischer Seite ganz allgemein über die arianisch-deutsche Priesterschaft gefällt wurde, auf einer zwar strengen, aber unumstößlichen Kritik geschichtlicher Thatsachen beruhte. Es galt bei den Katholiken als Axiom, daß sie gänzlich unbefähigt sei, die innere Verchristlichung ihrer Volksgenossen zu Stande zu bringen. Der Grund dafür wurde ganz einfach bloß in dem Arianismus als solchem gesucht, denn man nahm sich nicht die Mühe, die besonderen Umstände in Rechnung zu ziehen, die auf diesem neuen Boden mit eigenthümlicher Schädlichkeit auf ihn eingewirkt hatten. Diese arianische Priesterschaft war und blieb durch ihre Theilnahmlosigkeit gegen die höchsten geistigen Interessen der Zeit, durch den Mangel an jenem Feuer einer sittlich-religiösen Begeisterung, das in der katholischen Kirche bald hier bald dort so mächtig hervorschlug, durch ihre verschrobene sociale Stellung, die ihr eine geistige und sittliche Unabhängigkeit von ihrer Umgebung so sehr erschwerte, unfähig, die große Aufgabe durchzuführen, welche von der ersten Generation der Bekehrer mit Eifer aufgenommen worden war, positiv christliche Momente in das Leben der Einzelnen ihrer Glaubensgenossen und in die Gesammtzustände ihrer Völker einzuführen, ja man darf wohl sagen, sie verlor allmälig die Fähigkeit diese Aufgabe zu begreifen.

Als der erste vorbereitende Schritt zu ihrer Lösung mußte es gelten, wenn die positiv heidnischen Erinnerungen und Anklänge, die unmittelbar auf die alte Religionsübung Bezug hatten, verschwanden, die

Opfer und Gebete zu den alten Göttern, die Feste und Gelage zu ihren Ehren, die unmittelbare Anwendung unverhüllt heidnischer Gebräuche in den verschiedenen Situationen des öffentlichen und Privatlebens. Dieser Schritt war fast überall bei den Neubekehrten gothischen und vandalischen Stammes rasch und durchgreifend geschehen, denn weder damals noch später hatte die christliche Geistlichkeit hier soviel mit den groben Auswüchsen heidnischer Reminiscenzen zu kämpfen, wie es anderwärts nöthig war. Allein mehr als der Eifer der Geistlichen scheint dafür die gänzliche Ablösung von den Traditionen des heimischen Bodens gewirkt zu haben, denn ohne eine feste Beziehung auf eine herkömmlich gegebene Localität war überhaupt der heidnische Glaube und Cultus nicht denkbar. Es konnte wohl geschehen, daß er sie in Folge äußerer geschichtlicher Ereignisse aufzugeben genöthigt war, aber dann mußte ihm auch wieder die Gelegenheit geboten werden, mit innerlicher Sammlung neue derartige Anknüpfungen zu finden. Aber bei allen den erwähnten deutschen Völkern war die Trennung von einer Heimath, in die sie sich vollständig eingelebt hatten, zugleich der Beginn ruheloser Irrfahrten, war der Moment, wo sie innerlich ihrem nationalen Glauben sich am meisten entfremdet fühlten, zusammengefallen mit dem, wo eine in vollster Kraftentwicklung befindliche Weltreligion, unterstützt durch alle möglichen äußeren Verhältnisse, sie in den Kreiß ihrer Einflüsse zog.

Longobarden.

Wo solche begünstigende Umstände fehlten, gelang es dem Arianismus durch seine eigene Kraft nicht, auch nur der grob heidnischen Elemente Herr zu werden. Die Longobarden, die zuletzt unter allen deutschen Stämmen sich in die antike Culturwelt eindrängten, waren dem Namen nach ein arianisch-christliches Volk. Allein die Masse offenkundig heidnischer Bestandtheile in ihnen war noch so groß und so wenig gebändigt, trotz des wahrscheinlich schon länger als ein Jahrhundert wirksamen Einflusses des Christenthums, daß sich die römische und katholische Bevölkerung Italiens durch sie nicht blos in ihrem katholischen, sondern überhaupt in ihrem christlichen Glauben ernstlich gefährdet sah. Das Heidenthum war hier noch so zähe, daß es sogar den Versuch wagte, sich an die Localitäten der neuen Heimath anzuknüpfen, daß in dem altchristlichen Italien wieder Berge und Haine als Wohnstätten den heidnisch-germanischen Göttern geweiht wur-

den. Erst als der Katholicismus auch auf dem so widerstrebenden Boden des longobardischen Volkes Wurzel faßte, gelang es diese nach allgemein christlichen Begriffen nicht zu duldenden Greuel zu beseitigen: dem Arianismus hatte entweder das Interesse oder die Kraft sie zu bekämpfen gemangelt.

Wenn es der arianischen Kirche nicht gelang, den Geboten der Sittlichkeit im christlich-kirchlichen Sinn bei dem Volke Geltung zu verschaffen, so konnte sie sich mit den Zuständen in der römisch-katholischen Welt gegen ihre katholischen Ankläger mit scheinbarem Rechte vertheidigen. Es darf ohne Frage zugegeben werden, daß im Durchschnitt hier eine Verwilderung um sich gegriffen hatte, die man einst nur im Bereich des Heidenthums möglich zu halten pflegte. Die römischen und barbarischen Zustände unterschieden sich in dieser Hinsicht höchstens in sofern, als dort die raffinirteste, hier die derbste Form der Sittenlosigkeit für gewöhnlich sich geltend machte, obgleich auch die Römer es gelegentlich in grober Zügellosigkeit den Barbaren und die Barbaren den Römern in dem Raffinement der Blasirtheit zuvorzuthun verstanden. Allein man darf nicht übersehen, daß sich die katholische Kirche dieses Schadens bewußt und daß sie gerade damals eine unvergleichliche Energie und einen rücksichtslosen Feuereifer zu seiner Austilgung zu entwickeln befähigt war. Im Bereich der arianischen Kirche finden sich keine Spuren einer solchen zündenden Kraft des schwungvollsten sittlichen Idealismus, wie er auf katholischem Gebiete bald hier bald dort Wunder innerer Erweckung und sittlicher Neubelebung vollbringend als ein sichtbarer Ausfluß des in der Kirche waltenden heiligen Geistes sich zu offenbaren pflegte. Mit vollem Rechte konnte sich die katholische Kirche zur Entkräftung jener scheinbar so begründeten Vorwürfe auf die noch immer lebendige Kraft zu der schwersten Askese und dem qualvollsten Martyrium berufen, die jede Epoche ihrer Geschichte neu bethätigte, und die Arianer dieser späteren Zeit waren, wenn sie ehrlich sein wollten, nicht im Stande, solchen Beispielen etwas Aehnliches aus der Gegenwart an die Seite zu setzen. Sie konnten sich höchstens mit Vorgängen aus einer schon weit entlegenen und innerlich ihnen total entfremdeten Vergangenheit, aus der kurzen Periode des jugendlichen Aufstrebens ihres Glaubensbekenntnisses in der römischen Welt und der ebenso kurzen Zeit der frischen Begeisterung in der ersten Generation der

deutschen Apostel des Arianismus behelfen, und auch diesen hatte zumeist die höchste Weihe des sittlich-religiösen Pathos gefehlt, welches auf katholischem Boden nicht bloß in der Vergangenheit, sondern auch in der unmittelbarsten Gegenwart zur Erscheinung zu kommen vermochte. —

Die geringste Anforderung, die von Seite der Sittlichkeit an den Arianismus gestellt werden konnte, war, daß er diejenigen Eigenschaften des Volkscharakters, die auch vom christlichen Standpunkt aus als löblich angesehen zu werden pflegten, wenigstens zu erhalten wissen werde, wenn er nun einmal nicht befähigt war, mehr zu thun, d. h. das Ausrottungsgeschäft bei andern, die vom christlichen Standpunkt aus verurtheilt werden mußten, energisch zu betreiben und christliche Tugenden im kirchlichen Sinne an die Stelle heidnischer Laster anzupflanzen.

Aber wer mit unbefangenem Auge die Gestaltung der öffentlichen und Privatzustände bei den arianischen Deutschen verfolgte, konnte bemerken, daß sich dieselben um so mehr verschlechterten, je länger sich diese Völker unter dem Einflusse der neuen Religion befanden. Für die katholischen Beobachter lag es zu nahe, aus dieser unleugbaren Thatsache einen Causelnexus herauszuconstruiren, der zuletzt auf den als unumstößliches Axiom angenommenen Satz hinauslief, daß jede Ketzerei als solche, insbesondere und vorzugsweise aber wieder der Arianismus als die gottloseste aller Ketzereien, zu dem unausbleiblichen sittlichen Ruin der damit behafteten Einzelnen und Völkerganzen führe, eine Ansicht, der eine gewisse Wahrheit für besonders bedingte geschichtliche Zustände und Zeiten nicht abgesprochen werden kann. Entkleidet man sie ihrer starren Formelhaftigkeit, so würde sich als ihr lebendiger Kern ergeben, daß dem Arianismus in der eigenthümlichen Gestaltung, die er unter den deutschen Völkern von Anfang an einnahm, eine principielle Unfähigkeit einwohnte, die Functionen eines ethischen Culturmomentes zu übernehmen, welche ihm doch durch geschichtliche Verhältnisse zugewiesen waren. Positiv entsittlichende Einflüsse aus seinen dogmatischen Grundlagen herauszudemonstriren, konnte nur dem fanatischen Hasse seiner katholischen Feinde möglich werden; doch kann es ihm als Verschuldung angerechnet werden, daß er den Gemüthern seiner Angehörigen, die durch den Bruch mit ihrem nationalen Heidenthum, mit allen Traditionen ihrer naiven Ver-

gangenheit und einer dadurch bedingten Zucht und Gesittung haltungslos und verwildert geworden waren, keinen Halt und keine Bezähmung zu bringen verstand und daß er sie eben, weil er ihnen keinen Ersatz für das Verlorene geben konnte, immer tiefer in die Verroherung und Entsittlichung versinken ließ.

Vandalen. Als die Vandalen im Jahre 439 Carthago, die Hauptstadt der zwischen wildem Sinnentaumel und excentrischer religiöser Schwärmerei hin und her wogenden Provinz Afrika eroberten, ließen sie es sich augenblicklich mit größter Energie angelegen sein, die ärgsten Auswüchse der dort schamlos wie in keiner anderen Weltstadt des römischen Reiches auftretenden Liederlichkeit durch strenge Polizeimaßregeln zu beschneiden. Es war nicht zu verwundern, daß dieselben an der raffinirten Schlauheit der einheimischen Bevölkerung zu Spotte wurden, aber der ehrliche Ernst, der sie eingab, bleibt nichts desto weniger ein schönes Zeugniß für das damalige vandalische Volk. Selbst katholische Stimmführer der Zeit erkannten an, daß die von den Römern so tief verachteten und kaum für vernunft- und gefühlbegabte Wesen gehaltenen Barbaren feiner fühlten, als ihre Verächter, und glaubten einräumen zu müssen, daß hier einmal eine Ausnahme von der sonst allgemein gültigen Regel zugegeben werden könne, daß hier durch das Verderbniß des Arianismus hindurch, dem die Vadalen damals bereits angehörten, der allgemein sittliche Gehalt des Christenthums seine segensreiche Kraft geltend gemacht habe.[2])

2) Salv. Mass. De Gub. D. VII. 23: et quae esse rogo Romano statui spes potest, quando castiores ac puriores barbari quam Romani sunt? Parum est quod dicimus: jam apud Gothos impudici non sunt nisi Romani, jam apud Vandalos nec Romani. Tantum apud illos profecit studium castimoniae, tantum severitas disciplinae, non solum quod ipsi casti sunt, sed ut rem dicamus novam, rem incredibilem, rem pene etiam inauditam, castos etiam Romanos esse fecerunt. Die erwähnten Maßregeln der weltlichen Gesetzgebung werden von dem katholischen Kirchenvater l. c. Cap. 22 aufgeführt — jusserunt siquidem et compulerunt omnes ad maritalem torum transire meretrices, scorta in connubia verterunt, addiderunt quoque ad libidinem comprimendam severas pudicitiae sanctiones decretorum gladio impudicitiam coercentes, ut puritatem scilicet utriusque sexus et domi connubii reservaret affectus et in publico metus legum. Indessen konnte sich eine solche strenge und kühle Selbstbeherrschung in einer Umgebung nicht halten, die Salvian kurz, aber prägnant folgendermaßen schildert (VII., 16.): Video enim quasi scaturientem vitiis civitatem

Hier tritt einmal der seltene, ja fast unerhörte Fall ein, wo katholische Stimmen dem Arianismus ein Verdienst nachrühmten, das eigentlich nicht auf seine Rechnung gesetzt werden darf. Denn dieser züchtige Geist, der die vandalische Gesetzgebung leitete, war noch ein Ueberrest aus der altheimischen Tradition der Sittigkeit des Familienlebens, die auf heidnischem Boden erwachsen, in allen Erzeugnissen des Volksgeistes, in Recht, Religion und Mythe sich einst so klar abgespiegelt hatte. Die Schaaren der deutschen Weltstürmer und Eroberer wußten zwar nicht anders, als daß Alles, was römischen Namen trug, die natürliche Beute ihrer Zerstörungsluft und Genußsucht war, und mitten im Kampfes- und Siegestaumel, wenn sie noch dampfend vom Schweiß und Blut der Schlacht die Besiegten wehrlos in ihre Hand gegeben sahen, kannten sie auch in der That keine innere Mäßigung, die sie von den wildesten sinnlichen Genüssen zurückgehalten hätte. Aber trotz solcher verwildernder Einflüsse, denen auf die Dauer kein Volk gewachsen ist, waren doch einige Grundverhältnisse des Volkslebens noch von den Schranken jener älteren naiven Sittlichkeit umfangen und dazu gehörte alles, was die geschlechtlichen Beziehungen berührte. Noch dauerte ihre alte reine und züchtige Auffassung fort als Regel des öffentlichen und des Familienlebens, so sehr auch ihre Grundlagen durch den Verkehr mit der römischen Zügellosigkeit, die sich gerade auf diesem Gebiete bis zu dem Extrem wahnsinniger Frechheit verstieg, allmälig unterhöhlt werden mochten. Wo sich Deutsche in größeren Massen und dadurch schon in einer Art gegenseitiger, wenn auch ganz reflexionsloser Controlle zu Herren eines Stückes der römischen Welt aufwarfen, um es in dauerndem Besitz zu genießen und nicht bloß in dem Moment des Sieges auszubeuten, wußte sich anfänglich noch die Macht dieser Grundanschauungen geltend zu machen, und die Sieger konnten sich gelegentlich sogar noch so feinfühlig erweisen, um auch

---

(Carthago), video urbem omnium iniquitatum genere ferventem, plenam quidem turbis, sed magis turpitudinibus, plenam divitiis, sed magis vitiis, incendentes se invicem homines nequitia flagitiorum suorum, alios rapacitate, alios impuritate certantes, alios vino languidos, alios cruditate distentos, hos sertis redimitos, illos unguentis oblitos, cunctos vario luxus marcore perditos — non omnes quidem vinolentia temulentos, sed omnes tamen peccatis ebrios.

von den unterworfenen Römern wenigstens die Beobachtung der äußeren Formen der Zucht und Sitte zu fordern, die sie selbst noch beherrschten.

Es war noch gleichsam der letzte elegische Nachklang einer Periode naiver Unschuld und Kindlichkeit, der mit rührender Gewissenhaftigkeit gepflegt wurde, aber unter den Versuchungen der neuen Zustände in der neuen Heimath bald genug verschwinden sollte.

Ein halbes Jahrhundert später unterschieden sich die Vandalen nur darin von den Römern, daß sie in schrankenloser Hingabe an allen Sinnentaumel, den ihnen ihre üppige Wohnstätte bot, die brutalste Rohheit barbarischer Sinnlichkeit mit dem luxuriösen Raffinement der römischen Uebercultur zu vereinigen wußten. Jene einstmalige Zucht und Reinheit der Sitten hatte sich in das gerade Gegentheil verkehrt und das Familienleben dadurch zerrüttet und vergiftet. Es fehlte hier noch dazu der glänzende Firniß humaner Formen, der in der römischen Gesellschaft die Zerfressenheit dieser Zustände zwar nicht zu verdecken vermochte, aber doch nicht in ihrer ganzen Nacktheit das Auge beleidigen ließ.

Wie bei den Vandalen, so war es ähnlich auch anderwärts ergangen, wenn auch nirgends so prägnante Züge die spätere brutale und raffinirte Sittenlosigkeit von der früheren herkömmlichen Reinheit und Einfalt in einzelnen Zuständen des Volkslebens trennen. Die Masse der arianischen Deutschen in den römischen Provinzen glich bald sehr genau in allen wesentlichen Dingen jenen einzelnen deutschen Abenteurern einer früheren Zeit, die im römischen Hof-, Staats- und Kriegsdienst für gewöhnlich auf eine monströse Vereinigung aller römischen und barbarischen Nationallaster und auf eine ebenso monströse Entblößung von den beiderseitigen National-Tugenden ihr Glück und Emporkommen zu begründen pflegten. Auch die meisten von ihnen hatten den Namen katholischer und arianischer Christen getragen, ohne daß die neue Religion irgend einen inneren Einfluß auf die Substanz ihrer Charaktere, auf die Motive ihrer Lebensthätigkeit ausübte.

Ueberall und in allen Beziehungen läßt sich dieselbe Erscheinung verfolgen. Ueberall waren die ersten Generationen der Bekehrten besser, als die folgenden, auf die die Einflüsse des Arianismus länger gewirkt hatten. Und wenn man es dem Arianismus nur

als Zeugniß seiner Unfruchtbarkeit und Dürre anrechnen wollte, daß er die Gemüther seiner Angehörigen nicht vor der Ansteckung durch den Schwarm der Hauptlaster der römischen Civilisation zu behüten verstand, so giebt es doch Fälle, in denen er direct entsittlichend wirkte.

Der westgothische Heerführer oder König Alarich, der wahre Gründer des späteren westgothischen Volkes, gehörte wie die meisten seiner Landsleute und Heeresgenossen dem arianischen Glaubensbekenntniß an. Nichts destoweniger gab er bei verschiedenen Gelegenheiten Proben eines duldsamen Sinnes, die auch auf Seite der Katholiken hohes Erstaunen erregten, aber freilich kein rechtes Verständniß und noch weniger Nachahmung fanden.[3]) Als er im August des Jahres 410 die Stadt Rom mit stürmender Hand eroberte, wurde das Asylrecht der katholischen Kirchen im weitesten Umfang respectirt und sie selbst vor Brand und Plünderung bewahrt, die beide in den verschiedenen Theilen der Weltstadt zahlreiche Opfer forderten. Die Kirchen nahmen deshalb große Schaaren von Flüchtlingen aller Stände, Geschlechter und auch aller Religionen, die in Rom überhaupt nur eingebürgert waren, sammt ihren besten Habseligkeiten auf, und während die barbarischen Sieger wie hungrige Wölfe die Geflüchteten umkreißten, wagte doch keiner, weder ein Arianer noch ein Heide — denn auch Heiden

Alarich.

---

3) Am besten läßt sich aus Orosius VII., 39, so wie aus den oben citirten Stellen und aus der civitas Dei Augustins ersehen, wie sehr man auf Seite der Katholischen erstaunt und erfreut war über Alarichs Benehmen. Augustin sagt l. c. I. 1: testantur hoc martyrum loca et basilicae apostolorum quae in illa vastatione urbis ad se confugientes suos et alienos receperunt. Huc usque cruentus saeviebat inimicus: ibi accipiebat limitem trucidatoris furor; illo ducebantur a miserantibus hostibus, quibus etiam extra illa loca pepercerant, ne in eos incurrerent, qui similem misericordiam non habebant, qui tamen etiam ipsi alibi truces atque hostili more saevientes, posteaquam ad loca ista veniebant, ubi fuerat interdictum, quod alibi jure belli licuisset, tota feriendi refrenabatur immanitas et captivandi cupiditas frangebatur. Nach dieser Auffassung war es freilich mehr die schützende Kraft Gottes und seiner Heiligen, welche die Barbaren an den ihnen geweihten Orten mit Scheu erfüllte, und das freie persönliche Verdienst des Arianers Alarich, das aus dem ganzen Zusammenhang der Thatsachen so unzweifelhaft hervorgeht und von Orosius ausdrücklich anerkannt wird, tritt hier vor dem Wunder der Totalität des Ereignisses zurück.

waren nicht wenig zahlreich unter dem aus allen möglichen Bestandtheilen zusammengewürfelten Heere — die heiligen Schwellen zu überschreiten und den unerbittlichen Zorn des Feldherrn auf sich zu laden. Gewiß ein glänzendes Zeugniß für die Herrschergaben des Mannes, der zuerst unter allen Barbaren in die Welthauptstadt als Sieger eingezogen war, aber auch zugleich ein deutlicher Beweis, daß er ganz außerordentliches Gewicht gerade auf eine solche Bethätigung seiner schonenden Gesinnung gegen das römische Wesen legte, denn man kann sich die Schwierigkeit, siegestrunkene und rache- und beutelustige Barbaren und empörte Sklaven, die sich haufenweise den ersteren angeschlossen hatten, soweit zu bezähmen, nicht groß genug denken. Einer bloßen Berechnung des kühlen Verstandes wäre die dazu nöthige Kraftentfaltung unmöglich gewesen. Wenn Alarich nur, um die Römer nicht allzusehr zu kränken, gerade diejenigen Orte der Plünderung und Zerstörung hätte entziehen wollen, die zu beiden am meisten reizten, die mit der kostbarsten Beute an Menschen und Kleinodien angefüllten Kirchen, so würde ihm derselbe Verstand dagegen gesagt haben, daß es mehr als gefährlich sein würde, den wüthenden Strom aufhalten zu wollen. Aber als Ausdruck einer sittlichen Stimmung, eines ohne alle Reflexion gekommenen und ohne Reflexion wie eine pure Naturnothwendigkeit sich bethätigenden Gefühls, kannte dies großartig kühne Unterfangen solche Rücksichten nicht. Alarich empfand nur, daß der Glaube, dem er angehörte, der Gott, den er als seinen bekannte und der ihm Ruhm und Sieg verlieh, eine solche ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die ihm und seinen Heiligen geweihten Stätten forderte, er fühlte noch nicht, was später jeder Arianer zuerst gefühlt haben würde, daß die Weihe der heiligen Stätten entkräftet wurde durch den Irrglauben und Aberglauben derer, die hier jetzt dem höchsten Gotte dienten und daß diese Stätten eben darum, weit entfernt auf Schonung Anspruch machen zu dürfen, besonders den Zorn des Bekenners der reineren Lehre herausforderten, weil sich von hier aus das Gift der Irrlehre am meisten verbreitete.

Es war ebenfalls eine ganz naive und aufrichtige Aeußerung derselben religiösen Feinfühligkeit — wenigstens nach damaligen Begriffen und besonders bei einem Barbaren darf man es wohl so nennen — wenn er ohne alle Rücksicht auf seinen weltlichen Vortheil

an den heiligen Festzeiten der christlichen Kirche eine Schlacht vermied, die günstig für ihn ausfallen mußte, nur daß in dem erwähnten Falle keine Beziehung auf den damals doch schon so schroffen Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus sich findet.

Alarichs und seiner Gothen Verhalten erhält durch die Vergleichung späterer Vorgänge sein volles Relief. Einst hatte es scheinen können, als wenn die deutschen Arianer die römischen Katholiken durch das Beispiel von Mäßigung und Duldsamkeit in religiösen Dingen zu beschämen und vielleicht auch zu versöhnen gedächten. Aber wie einmal die Gesinnung der letzteren sich gestaltet hatte, war vorauszusehen, daß beides unmöglich sein mußte, denn der Begriff der ausschließlichen Berechtigung des römischen Wesens gegenüber allen anderen Lebensformen war in dem Geist der römischen Bevölkerung so fest gewurzelt, daß er durch alle Thatsachen der Geschichte nicht angetastet oder erschüttert werden konnte. Hie und da möchte man wohl versucht sein, wenigstens bei einigen gebildeten Stimmführern der Zeit eine etwas andere Anschauung vorauszusetzen. Das ganze damals Epoche machende Buch des Salvian von Marseille De gubernatione Dei scheint z. B. auf die Beweisführung hinauszulaufen, daß Gott den deutschen Eroberern die römische Welt preißgegeben habe, weil sie reiner, züchtiger und frömmer als die Römer und darum des Besitzes dieser Herrlichkeiten würdiger erfunden seien.[4]) Allein es waren nur einzelne Stimmen augenblicklicher Verzweifelung, die dergleichen zu sagen wagten. Sie verhallten unverstanden von den Massen, die nur das, was ohnehin schon in der geläufigen Vorstellung der Zeit lag, heraushörten. Es widerstrebte keineswegs dem unbeugsamen Glauben der römischen Cultur an sich selbst anzuerkennen, daß eine unendliche Last der Sündenschuld auf den Einzelnen und der Gesammtheit ruhe und daß auch die herbste Züchtigung, die Gott verhängen wollte, noch als eine gnädige Strafe anzusehen

4) Salv. VI., 23: miramur si ab hoste viribus vincimur, qui honestate superamur; miramur si bona nostra possident, qui mala nostra execrantur? Nec illos naturale robur corporum facit vincere nec nos naturae infirmitas vinci. Nemo sibi aliud persuadeat, nemo aliud arbitretur, sola nos morum nostrorum vitia vicerunt.

sei. Jetzt hatte er kraft seiner unendlichen Weisheit und Allmacht die verächtlichsten Werkzeuge, die ketzerischen oder heidnischen Barbaren dazu erwählt, aber diese selbst stiegen in der römischen Auffassung dadurch nicht höher, weil gerade sie es waren, denen er dies Amt übertragen hatte. Sie mußten es sich gefallen lassen, wie Pest, Hunger, Erdbeben und andere Schrecknisse der Natur, die Gottes Hand als Strafmittel gebrauchte, als rohe und willenlose Naturkräfte zu gelten, aber nicht bloß mit Entsetzen wie jene, sondern auch noch, weil sie Menschen waren, mit Haß und Verachtung betrachtet zu werden. Nie war aus den römischen Herzen der Glaube auszutilgen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher das furchtbare Strafgericht aufhören, oder, was dasselbe war, in welcher die in den Elementen der Weltordnung begründete Ueberlegenheit der Römer über die Barbaren wieder im Glanz ihrer alten Sieghaftigkeit erstehen müsse. Ein solcher Glaube lag instinktiv oder klar formulirt selbst da zu Grunde, wo man in den Barbaren nicht bloße durch sich selbst ganz unberechtigte Strafwerkzeuge Gottes sah, sondern ihnen eine Art von selbstständiger sittlicher Berechtigung zu ihrem Sieg über das Römerthum zuerkannte.

Wenn sich das römische Bewußtsein in die einzelnen Bestandtheile, auf die es seine ausschließliche Berechtigung gründete, zergliederte, wenn es bei sich selbst über seine einzelnen vermeintlich ewigen unveräußerlichen Vorzüge vor den Barbaren reflectirte, so stand damals der Besitz des alleinseligmachenden Glaubens naturgemäß selbst bei denen oben an, die in den Verhältnissen des täglichen Lebens und innerhalb der römischen Umgebung innerlich und äußerlich sich wenig an religiösen Dingen betheiligten. Auch sie fühlten sich, wenn sie sich mit den Barbaren verglichen, von ungebrochenem Stolze gehoben, sobald sie an die Vergangenheit oder an die Zukunft dachten. In der Gegenwart forderte es Gottes unerforschlicher Wille, daß sich die römische Kirche hie und da unter die Herrschaft von Ketzern beugte, aber so wie sie früher in der vulgären Auffassung der Zeit den Sieg erst über heidnische, dann über ketzerische Herrscher davon getragen hatte, so war es ihr auch unzweifelhaft in der Zukunft bestimmt. Wenn die römische Kirche im engern Sinn überall da, wo sie durch äußere Verhältnisse nicht daran verhindert war, es nicht bloß als unzweifelhaftes Recht sondern auch als Pflicht ansah, daß die Ketzer durch weltliche Straf-

maßregeln geschreckt und wo möglich vertilgt wurden, so war es begreiflich, daß ihr für den Begriff der Duldung sowohl im negativen als im positiven Sinn alles Verständniß fehlte. Sie konnte und durfte sich auch nicht einmal zu einem bloßen Stillverhalten und Geschehenlassen bequemen, noch weniger war es ihr möglich, die individuelle Berechtigung eines fremden religiösen Standpunktes zu empfinden.

Wo sich die römische Kirche unter der Herrschaft von Arianern befand, mußte sie sich freilich überall der thatsächlichen Offensive begeben und eine äußerlich defensive Haltung einnehmen, allein ihre offensive Stimmung verlor sie darum nicht. Selbst den nicht sehr geschärften Augen der Barbaren hielt sie es nicht der Mühe werth zu verbergen oder konnte es in ihrem unbezähmbaren Stolz der Alleinberechtigung auf dem höchsten und wichtigsten Gebiete der ganzen menschlichen Existenz nicht verbergen, daß nur äußerer Zwang ihr einen Stillstand in ihren äußeren Kriegsoperationen abnöthigte, während alle anderen Kampfesmittel, namentlich die Polemik in Schrift und Wort, gewöhnlich mit derselben Rücksichtslosigkeit gegen die fremden Herrscher gebraucht wurden, wie sonst gegen die verschüchterten und von der weltlichen Macht gehetzten einheimischen Häretiker.

Unter solchen Verhältnissen hätte es einer fast undenkbaren Selbstüberwindung bedurft, wenn die arianischen Sieger in ihrer anfänglichen Schonung gegen die Gewissen ihrer katholischen Unterthanen hätten beharren sollen. Waren sie jetzt doch wo möglich noch stolzer geworden auf ihre Vorzüge vor dem feigen und entnervten Geschlecht der Römer, seitdem sie durch die zahllosen Berührungen, welche der Verkehr des täglichen Lebens nothwendig herbeiführte, sich mit eigenen Augen von der allseitigen Verkommenheit der besiegten Nation, in deren Mitte sie nun für immer wohnten, zu überzeugen Gelegenheit gefunden hatten. Sie hielten sich nicht bloß für muthiger und tapferer, sondern auch für sittlicher und frömmer, selbst dann noch, als schon der Einfluß der neuen Umgebung, die weichere Luft, die üppigere Erde und die heißere Sonne, die tausend und aber tausend Wege der Verführung zu feineren und gröberen Genüssen, zu dem Sinnentaumel, in welchem sich das Leben ringsum so keck und freudig bewegte, die Beispiele aller Laster gröberer und feinerer Art, die sich unter den Römern in

aller Behaglichkeit breit machten, alles, was die Einwanderer noch von angewohnter Enthaltsamkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und physischer und psychischer Manneskraft mit sich gebracht, gänzlich zerfressen hatten, selbst dann noch, als sie im Grunde schon viel schlechter und verderbter wie die von ihnen wegen ihrer Schlechtigkeit und Verderbtheit verachteten Römer geworden waren.

Eine krankhafte Ueberreizung des nationalen Selbstgefühls war auch, wie die Zustände sich einmal gestaltet hatten, das einzige Mittel, wodurch diese deutschen Völker in ihrem eigenen Bewußtsein die Suprematie zu behaupten vermochten, die sie als ein ihnen nicht bloß durch die Kraft ihres Armes, sondern auch durch ihre allgemeine höhere Begabung zustehendes Recht über die Besiegten in Anspruch nahmen. Diese Suprematie gab ihnen ihrem eigenen Gefühl gegenüber erst ein Anrecht auf alle die Schätze und Herrlichkeiten der römischen Welt, die sie jetzt endlich errungen hatten und in vollstem Umfang zu genießen gedachten. Und sie bedurften eines bis zum Fanatismus exaltirten Glaubens daran um so mehr, als es ihnen nicht entgehen konnte, daß sie bis dahin nur die Leiber, nicht aber die Geister der Römer besiegt hatten. Diese letzteren standen ihnen, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, bald wieder mit derselben souveränen Verachtung gewappnet gegenüber, wie dereinst die antike Welt zur Zeit ihres größten Glanzes überhaupt auf alles barbarische Wesen zu blicken gewohnt war, nur hatte sich jetzt diesem Grundgefühl noch Scham wegen der erlittenen Schmach und heißer Rachedurst beigemischt, der ungeduldig die Stunde seiner Befriedigung ersehnte. Und wenn auch die Herrscher unmittelbar nach der Eroberung sich dem Haß der Römer im eigenen Land und der Heimtücke der lauernden oströmischen Politik völlig gewachsen fühlten, so wurden sie doch in dem erwünschten Genuß der erworbenen Güter auf das Widerwärtigste durch den Gedanken an eine Zukunft gestört, die sie ihnen wieder entreißen und sie wieder in die Armseligkeit und Mühen ihrer älteren Zustände hinausstoßen mochte, doppelt unerträglich jetzt, wo sich ihnen die Fülle der irdischen Herrlichkeiten wirklich erschlossen hatte, die sie einst nur mit beschränkter und roher Phantasie geahnt hatten. Jene ruhelose Hast, jenes wilde Ertrinken im Genuß, das sich so häufig bei den im römischen Reiche herrschenden Deutschen kund gab, entsprang hauptsächlich

aus dieser Quelle des geheim, aber rastlos nagenden Unglaubens an die Haltbarkeit dessen, was man um jeden Preiß als Eigenthum sich erhalten wollte.

Wären diese deutschen Völker von noch größerer Rohheit gewesen, von einer Rohheit, die sich nirgends durch Rücksichten allgemein menschlicher Schonung oder durch Rücksichten auf die zwingende Gewalt bestehender Verhältnisse in ihrem zerstörenden Laufe aufhalten ließ, so würden sie ohne Zweifel auf den Gedanken gekommen sein, sich solcher im Stillen ewig drohenden Feinde, wofür sie die römische Bevölkerung der eroberten Provinzen mit vollem Rechte ansahen, durch alle Mittel der Vernichtung und Ausrottung zu entledigen, entweder gänzlich oder soweit, bis die Ueberbleibsel keine Furcht mehr einzuflößen vermöchten. So aber lag für sie die Einhaltung eines solchen Systems nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit, weder von Seiten ihres Gemüthes, das bei allen seinen wilden und grausamen Neigungen doch der dazu erforderlichen Herbheit und Härte ermangelte, noch von Seiten ihres Verstandes, der bei aller seiner Unausgebildetheit ihnen doch sagte, daß sie, selbst wenn sie es wollten, es doch nicht könnten, weil ihnen die dazu erforderliche materielle Kraft fehlte. Aber an Gewaltsamkeit gewöhnt, wie sie waren, vergiftet durch alle möglichen Miasmen ihrer neuen Umgebung, verstand es sich von selbst, daß sie ihre Brutalität wenigstens so weit gegen die gehaßten und sie hassenden Römer entfesseln würden, als es ihr Naturell ihnen verstattete. Die Römer sollten nicht von der Erde vertilgt, aber so weit mißhandelt und zertreten werden, bis sie sich dazu verstanden ihre Sieger als ihre Sieger anzuerkennen, bis auch ihre Geister unterjocht sein würden. So richtete sich die Verfolgung ganz unwillkürlich mehr auf das Gebiet des geistigen Nationaleigenthums, als auf das der materiellen Güter. Auch sie waren gewöhnlich zugleich mit jenen gefährdet, aber die Angreifer wie die Vertheidiger, Deutsche wie Römer, fühlten es instinktiv heraus, daß Sieg und Verlust auf dem niederen Gebiete nichts über das höhere entscheide und daß hier allein die wahre Entscheidungsschlacht geschlagen werden müsse.

Nach der ganzen Haltung des Zeitgeistes wurde die Religion von beiden Theilen als das höchste und specifischste der geistigen Besitzthümer betrachtet. Sie war es, in der sich in Folge der eigenthüm-

lichen geschichtlichen Einflüsse, welche Römer und Barbaren auf diesem Felde erst genähert und dann wieder in ewiger Feindseligkeit aus einander geführt hatte, der ganze Stolz des Römerthums, das ganze Bewußtsein seiner ewigen Bevorzugtheit diesseits und jenseits, auf Erden und im Himmel am energischsten, aber zugleich auch am feinsten und verletzbarsten concentrirte. Hier lag der Lebenskeim jener unaustilgbaren Verachtung, jenes unerschöpflichen Hasses, mit der der Besiegte, der zugleich Römer und Katholik war, auf seinen Sieger, der zugleich Barbar und Ketzer war, in ungetrübtem Selbstbewußtsein herabsah und darum richteten sich gerade auf diese Stelle die Waffen, die die Barbaren und Ketzer überhaupt zu führen vermochten, am schonungslosesten und hartnäckigsten. Gelang es das römische Selbstbewußtsein hier zu bewältigen, was nur so geschehen konnte, daß es den Katholicismus aufgab und sich dem Arianismus bequemte, so war ihm die Wurzel ausgerissen und fortan keine Lebenskraft in ihm.

Im innersten Wesen war der religiöse Fanatismus, den die deutschen Arianer unter den Einwirkungen der eben geschilderten Verhältnisse gegen den Katholicismus zu entfalten pflegten, wesentlich negativer Natur. Er war, so wenig auch der äußere Anschein dafür sprechen will, anfangs nur ein Mittel verzweifelter Nothwehr, als es den Barbaren deutlich wurde, daß ihr Sieg über die Römer, so lange er ein bloß äußerlicher war, erfolglos bleiben werde. Er entsprang nicht aus einer lebhaften Begeisterung für ihr eigenes Glaubensbekenntniß, aus einer heißen religiösen Inbrunst, die nicht anders kann, als daß sie für die Lehre, an der sie sich selbst entzündet hat, Proselyten wirbt, sei es auch mit Feuer und Schwert. Nichts von dem allen ging in den Gemüthern der deutschen Arianer vor: sie suchten sich nur eines wahrhaft positiven Fanatismus zu erwehren, der unter den Katholiken lebte, sie suchten diesen gänzlich niederzuschlagen, weil sie ihn als ihren gefährlichsten Feind haßten und fürchteten, und in dem Eifer des Kampfes loderten sie selbst in einer Gluth auf, die ihnen ursprünglich ganz fremd war und die sich endlich zur Noth mit einem wahren Religionsfanatismus verwechseln ließ.

Es zeigt also die Geschichte des eigentlichen Volkes oder der Laienwelt unter den deutschen Arianern dasselbe Bild, welches ihr Klerus zeigte. Beide waren, obgleich dem Namen nach herrschend

und mit allen Mitteln versehen ihre Herrschaft und Ueberlegenheit geltend zu machen, durch ihren eigenen Instinkt dazu verurtheilt, sich nicht wie Sieger, sondern wie Besiegte zu fühlen, lange vorher ehe nur die Thatsachen der Geschichte diesem verhängnißvollen Gefühle eine reale Grundlage unterbreiteten. Beide versuchten es sich durch einen mehr künstlichen als naturwüchsigen Fanatismus und durch ein forcirtes Triumphgeschrei über Siege, die keine waren, furchtbar zu machen, und je mehr und öfter sie es versuchten, desto unzureichender und seltener wollte es doch gelingen.

Es hätte nur einen einzigen Weg gegeben um das arianische Volksbewußtsein zu wahrhaft überlegenem Selbstgefühl zu kräftigen und damit ihm den erfolgreichen Kampf, vielleicht auch den Sieg über den römischen Geist zu ermöglichen. Aber es war ein anderer, als den seine Priester und Lehrer einschlugen. Die abgenutzten Stichwörter der arianischen Polemik, die dem katholischen Dogma seine Vielgötterei, den katholischen Theologen ihre Sophistik, den Bischöfen, Priestern und Mönchen ihre Werkheiligkeit, ihre lügenhaften Wundergeschichten, mit denen sie ihre Irrlehren auszuputzen, ihre Gewissenstyrannei, ihren Ehrgeiz und Habsucht vorzuwerfen pflegte, wirkten zwar auf die deutschen Proselyten dieser Secte noch mit dem Reiz der Neuheit, denn sie erzeugten in ihren einfachen Geistern ganz neue Begriffsreihen, die sie sich eifrigst zu eigen zu machen suchten, weil sie glaubten, wie ihnen gesagt wurde, daß sie damit eine gefährliche Waffe gegen den Katholicismus in die Hand bekommen würden; allein sie waren nicht fähig, ihnen das zu verleihen, was ihnen eine eigenthümliche Selbstständigkeit ihrer religiösen Entwickelung verbürgt haben würde, eine sittliche Kräftigung und Erhebung. Und dazu waren sie doch noch immer im Gegensatz zu dem römischen Wesen und trotz des Verderbens, was die Geschichte der letzten Jahrhunderte, der Kampf und der Sieg über die römische Welt bereits eingeschleppt hatte, vorzüglich befähigt. Aber die geistigen Leiter des Volkes waren ja zuerst und am meisten ihrer durch die Verhältnisse angewiesenen und von der ersten Generation der arianisch-deutschen Kirchenhäupter mit so redlichem Bemühen erstrebten Stellung zu dem Volksleben und zu dem praktisch-sittlichen Gehalt des Christenthums oder des Arianismus verlustig worden und es darf daher gerade ihnen die Schuld sowohl an dem Verkommen des

Arianismus unter den Deutschen als an dem Verkommen der deutschen Völker unter dem Einfluß des Arianismus vorzugsweise beigemessen werden. —

Die Ausbrüche des arianischen Fanatismus verliefen überall mit einer und derselben inneren Regelmäßigkeit, die durch äußere Zufälligkeiten nicht aufgehoben wurde. Denn es ändert an dem Wesen der Erscheinung nichts, daß sie in dem Bereiche des einen Volkes früher, in dem Bereiche des andern später begannen und aufhörten, daß sie je nach der Art der Volksindividualität oder der Personen, von denen die Initiative ausging, hier mehr durch Einschüchterung und subtilere Mittel der Verführung, dort mehr durch brutale Gewaltthätigkeiten aller Art oder auch durch die vergifteten Waffen der Arglist und der Heimtücke den Feind zu schwächen oder gar zu vernichten sich bestrebten, oder daß auch dies alles zusammen in Anwendung gebracht wurde. Der Erfolg blieb überall ein und derselbe. Das Selbstbewußtsein des Römerthums und des Katholicismus identificirte sich immer mehr in der harten Probe dieser Drangsale und wuchs der Zukunft um so kräftiger und siegesgewisser entgegen, je trübseliger und verhängnißvoller die Gegenwart sich gestaltete. Jeder neue Märtyrer aus ihrer Mitte verbürgte ihnen ja, daß der Tag näher heranrücke, an welchem Gott seiner Kirche und seinem Volk seine Gnade wieder ganz und voll zuwenden und die verabscheuten Ketzer und Barbaren in den Staub treten werde. Mitten in der Hitze des Fanatismus fühlten sich die arianischen Verfolger mehr als einmal wie erstarrt und gelähmt, wenn ihnen jene unbändige Siegesgewißheit ihrer Feinde in irgend einem auch ihrem ungeübten Auge erschreckend deutlichen Falle entgegen trat. Eine neue noch größere Aufstachelung ihres Fanatismus lenkte zwar ihre Geister eine Zeitlang von den ängstigenden Betrachtungen ab, die sich daraus von selbst ihnen aufdrängten, aber zuletzt mußte denn doch neben der physischen Ermattung, die der Verfolgungswuth Einhalt gebot, auch eine allgemeine Herunterspannung der Seele eintreten, die auf dem Gefühle beruhte, daß man nicht bloß vergeblich, sondern sogar zum eigenen Schaden und zur Kräftigung des Feindes sich abgemüht habe, und die nahe an eine Art von Selbstverzweiflung grenzte, welche von den Römern sofort wohl bemerkt und als das untrügliche Zeichen ihrer baldigen Erlösung aufgefaßt wurde.

Jenes deutsche Volk, welches unter allen auf römischem Boden angesiedelten mit consequentester Härte die negative Politik der Selbsterhaltung durch Zerschmetterung des römischen Nationalbewußtseins durchzuführen und seine katholischen Unterthanen durch die blutigsten Verfolgungen und die perfideste Heimtücke ihres Glaubens zu berauben versucht hatte, das Volk und der Staat der Vandalen in Afrika wurde billig und selbstverständlich zuerst von seinem Schicksal ereilt. Sie fielen nach einem ruhmlosen Kampfe vor den verhältnißmäßig geringen Anstrengungen, welche das legitime katholische Reich, das byzantinische, in der Zeit des Kaisers Justinian zur Wiedergewinnung seiner an die Barbaren und Ketzer verlorenen Provinzen zu machen fähig war, und sie fielen so gänzlich und unaufhaltsam, daß sie für die Zukunft ihrer einstmaligen Heimath kein einziges positives Moment der Entwickelung bedingten. Sie waren und blieben wie gänzlich ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte.

Geschichte des vandalischen Reiches.

Die Geschichte der Vandalen, die in vieler Beziehung als der Typus für die aller anderen deutschen Arianer angesehen werden kann, ist es auch insofern, als sie vor dem wirklichen Eintritt der Katastrophe des Untergangs eine Periode der Reaction gegen das bis dahin consequent durchgeführte System der schonungslosen Bekämpfung der römischen und katholischen Elemente durchlief, die sich an gleicher Stelle und meist auch in ähnlichen äußeren Formen auftretend überall bei dieser Völkergruppe zeigt. Sie war das Product des stillschweigenden Eingeständnisses, des trostlosen und verhängnißvollen, daß man auf dem bisherigen Wege nicht weiter fortgehen könne, weil die Kräfte dazu versagten, weil die Mittel, auf deren Wirkung man bisher trotz sprechender Beweise des Gegentheils in arger Selbsttäuschung noch trauen zu dürfen geglaubt hatte, in ihrer völligen Nutzlosigkeit und Nichtigkeit das Gespötte der Feinde geworden waren. Geiserich, der siegreiche Begründer des vandalischen Reiches in Afrika, der Eroberer und Zerstörer von Rom, der hartnäckigste und grausamste Feind des Katholicismus, konnte am Ende seiner rastlos thätigen Laufbahn noch die Hoffnung hegen, daß was ihm noch nicht ganz gelungen war, wenigstens Andern in der nächsten Zeit gelingen werde. Sein ganzes Leben war der Vernichtung des Römerthums und des Katholicismus gewidmet, und wenn man bloß nach seinen äußeren Erfolgen urtheilen wollte,

wie er selbst und sein Volk und alle die es thaten, denen die geistige und sittliche Macht unbegreiflich war, die dem römischen Wesen und dem Katholicismus als ein unzerstörbarer Lebenskeim einwohnte, konnte man meinen, daß beiden die letzte Stunde sehr bald schlagen werde. Hunerich, Gunthamund und Thrasamund, die der Reihe nach über das vandalische Reich regierten, blieben dem Systeme Geiserichs treu, allein jeder von ihnen sah sich weiter von seinem Ziele entfernt als sein Vorfahre, und schon zur Zeit der beiden letzten Könige bereitete sich der Bruch mit dem bisherigen System vor, der dann unter Hilderich, dem Sohne Hunerichs, des ärgsten Verfolgers der Römer und Katholiken, wirklich eintrat. Friede, Duldung und Versöhnung wurden jetzt auf einmal die Losungsworte in den obersten Regionen des Staates und sollten bis zu den untersten Schichten beider Parteien widerhallen. Allein weder auf der einen noch auf der andern Seite fanden sie eine gedeihliche Aufnahme. Allerdings war der offensive nationale und religiöse Fanatismus der Arianer fast erschöpft, besonders da ihm die Initiative und Protection der höchsten Staatsgewalt, welche ihn bis dahin groß gezogen und gepflegt hatte, nun auf einmal fehlte. Aber die Stimmung der Gemüther war auf dieser Seite durch das fruchtlose Kämpfen und Ringen nicht milder und duldsamer geworden: die Vandalen haßten begreiflicher Weise Römer und Katholiken jetzt nur noch um so heftiger, wo sie die Waffen gegen sie niederlegen mußten, und diese verstanden die neue Versöhnungspolitik nur als das, was sie in ihrem innersten Kern war, als ein Zeichen, daß der Trotz des nationalen Selbstbewußtseins ihrer Herrscher endlich gebrochen sei und daß jetzt die Zeit ihrer völligen Demüthigung herannahe. Zu ihrem tödtlichen Haß gesellte sich jetzt noch triumphirende Siegesfreude, die mit Hohn auf ihre bisherigen Dränger herabsah, auch als diese noch durch die bestehenden Verhältnisse im Besitz aller der Mittel der Verfolgung und Zerstörung sich befanden, die sie einst so rücksichtslos und so vergeblich verbraucht hatten. Und so wurde die gefürchtete Katastrophe, welche durch eine solche Ablenkung von der bisher eingehaltenen Bahn vermieden werden sollte, gerade dadurch erst noch beschleunigt, indem zu allen den Momenten der Auflösung, die in der Construction des Staates an und für sich gegeben waren, nun auch noch hinzukam, daß das herrschende Volk an sich selbst irre gemacht, mit

gebrochenem Selbstbewußtsein und gespaltener Kraft seinen inneren und äußeren Feinden entgegentreten mußte, deren Muth und Kraft um eben so viel aus denselben Gründen gewachsen war.

Wie sehr ein solcher Verlauf, wie er eben in seinen allgemeinsten Umrissen gezeichnet wurde, in der inneren Nothwendigkeit der Dinge begründet war, wie wenig er durch gelegentliche Zwischenfälle oder durch den Einfluß hervorragender und mit dem bewußtesten Verstande in die Geschichte eingreifender Individuen im Großen und Ganzen geändert werden konnte, so lange der eigentliche Keimpunkt der verhängnißvollen Situation nicht beseitigt wurde, läßt sich an der Geschichte der Ostgothen unter Theodorich lehrreich und deutlich wie sonst nirgends wahrnehmen.

Ostgothisches Reich.

In dem ostgothischen Reiche, dem jüngsten aus dieser ganzen Gruppe deutscher Staatsbildungen, hatte Theodorich ebenso wie die meisten anderen deutschen Könige und Staatengründer dieser Periode die Trennung zwischen dem herrschenden Volke und den beherrschten Römern als selbstverständlich principiell festgehalten, aber er suchte sie von Anfang an darauf zu beschränken, daß die Gothen den mit Landbesitz ausgestatteten Kriegerstand bilden und Arianer bleiben sollten. Die äußere Selbstständigkeit und innere Kraft seines Volkes ward von ihm in Folge einer sehr todten Abstraction auf diese zwei, allerdings zwei der wesentlichsten Momente, beschränkt, die jedoch isolirt, wie er sie festgehalten wissen wollte, ihrer ganzen Zukunft verlustig gehen mußten. In allen übrigen Beziehungen der politischen, rechtlichen und socialen Zustände sollte der Unterschied zwischen den beiden Völkern ganz verschwinden. Auf der einen Seite glaubte er so die Ueberlegenheit der Gothen, von deren Legitimität er selbst als Gothe vollkommen durchdrungen war, auf der anderen Seite die innere Einheit seines Reiches, auf der seine Lebensfähigkeit im Gegensatz zu den bis ins tiefste Innere zerrissenen germanisch-romanischen Staaten dieser Zeit beruhen sollte, genugsam bedacht zu haben. Seine Gothen sollten in allen den Stücken, die er nicht unumgänglich nothwendig für ihre Selbstständigkeit und Ueberlegenheit hielt, von der höheren Cultur der Römer lernen und ihre natürlichen Vorzüge durch die Erwerbung von Fertigkeiten und Tugenden bis ins Unendliche steigern. Denn er selbst war mehr wie jeder andere seiner gleichgestellten Zeitgenossen durch persönliche Begabung und durch die Einflüsse, die in der bildungsfähigsten

Zeit seiner Jugend in der damaligen Metropole der antiken Cultur, in Konstantinopel, auf ihn gewirkt hatten, geeignet Achtung zu hegen vor den außerordentlichen Hülfsmitteln, die der römisch-griechische Geist im Gebiet der Wissenschaft, der Staatskunst, des socialen und häuslichen Lebens und der ganzen materiellen Civilisation sich geschaffen hatte. Daher denn auch, als er auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhmes stand, sein huldigender Verkehr mit den damaligen Hauptrepräsentanten der antiken Bildung in allen ihren Zweigen, daher denn auch Männer wie Cassiodor und Boethius an der Spitze der Staatsgeschäfte und des Hofes.

Diese reflectirte Doppelseitigkeit, die das gothische Wesen annehmen sollte, mochte vielleicht bei einer sehr begabten Individualität, wie der König selbst war, zu einer Art lebendiger Vermittlung gelangen, es war aber natürlich, daß sie für die Masse der Gothen, die sich im Wesen nicht von den übrigen Barbaren unterschieden, ganz und gar unverständlich blieb. Sie verfehlte auch den Römern gegenüber ihres Zweckes ebenso, wie die naive Brutalität Geiserichs und seiner Nachfolger. Theodorich war und blieb ungeachtet der devoten Huldigungen, die er mit offenbarer Ostentation dem römischen Geiste darbrachte, während er daneben mit romantischer Ueberschätzung an die natürliche Kraft und den angeborenen Adel des gothischen Wesens glaubte, in den Augen der echten Römer nichts weiter als ein eingedrungener Barbar und Ketzer, ein verhaßter Räuber im großen Styl, der gegen sein innerstes Gefühl den Vorzug der von ihm Geknechteten anerkennen mußte. Von einer inneren Verständigung und Vermittlung des römischen und gothischen Elementes war keine Rede, auch wenn jetzt geborene Gothen sich bemühten, das Gepräge der vollendetsten Hof- und Weltleute im Styl des alten Roms oder Konstantinopels darzustellen, was ihnen auch häufig durch die bekannte Elasticität der Charaktere, die auf der Uebergangsstufe von der Barbarei in die Cultur stehen, äußerlich so vollkommen gelang, wie etwa einem gebildeten Russen unserer Tage die Copie der äußeren Formen der modernen europäischen Cultur zu gelingen pflegt.

Theodorich sah sich am Ende seines Lebens zu seiner tiefsten Kränkung und Beschämung doch gezwungen, zu den Maßregeln zu greifen, die er mit größter Genugthuung bisher als roh und

schädlich von seinem Systeme fern gehalten hatte. Er mußte, um die stille, aber bedrohliche Opposition der Römer und Katholiken seines Reiches und die ebenso bedrohlichen Machinationen seiner Hauptfeindin, der byzantinischen Politik, die auf jene consequent und arglistig speculirte, zu paralysiren, ein Einschüchterungs- und Schreckenssystem gegen seine römischen und katholischen Unterthanen in Anwendung bringen, dem Männer vom ersten Namen, wie Boethius, Symmachus und der Bischof von Rom Johannes zum Opfer fielen. Im Vergleich mit dem, was der naturwüchsige Fanatismus des durch eine gehässige Opposition ergrimmten Arianismus und Barbarenthums anderswo seinen Feinden und Verächtern zugefügt hatte, trugen Theodorichs Maßregeln den Stempel reflectirter Schonung und Milde. Aber damit wurde mehr geschadet als genützt. Eine gewaltige Reaction des vereinigten Römerthums und der katholischen Kirche wagte sich ungescheut hervor und ängstigte den greisen König auf jedem Schritte und Tritte. Neue Gewaltmaßregeln, die doch immer noch das Gepräge der Halbheit und Unentschiedenheit trugen, stachelten sie nur immer mehr auf und gaben ihr eine immer größere innere Berechtigung, ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen den Herrscher und sein ganzes System, dessen wahrer Charakter nun endlich nach langer, aber vergeblicher Heuchelei zu Tage gekommen war, das Bewußtsein ihrer überlegenen Kräfte beizugesellen. Es verstand sich nämlich von selbst, daß man auf dieser Seite Theodorichs halbe Schritte nur seiner Furcht beimaß, denn von der inneren Getheiltheit seines Wesens, aus der sie sich allein erklären ließen, war man hier vollkommen unfähig Notiz zu nehmen. Es konnte auch nicht fehlen, daß Theodorichs frühere Bemühungen um eine Verständigung und Versöhnung mit dem römischen und katholischen Elemente der Landesbewohner unter seinem eigenen Volke hie und da eine mißgünstige Opposition hervorriefen, die in einer möglichst starren Hervorhebung der nationalen und religiösen Gegensätze allein ihre Suprematie und ihre sonst so wünschenswerthen äußeren Besitzthümer aller Art am besten gewahrt glaubte. Jetzt als sich Theodorich gezwungen sah, dieser Stimmung einige Concessionen zu machen, erregte die von ihm festgehaltene Beschränkung derselben ebenso viel Unmuth wie seine frühere offenbare Begünstigung der natürlichen Feinde des gothischen Volkes. Dagegen sah wieder ein anderer, an Reichthum, Einfluß

und Geist überwiegender, wenn auch an Zahl geringer Theil der Gothen, schon in den ersten Gewaltschritten des Königs ein unverzeihliches Aufbrausen barbarischer Leidenschaftlichkeit, die man bei ihm ganz gebändigt geglaubt hatte, und war mit seinem Herzen und seinem Verstande entschieden auf Seite der von ihm Verfolgten.

So war das ostgothische Reich trotz alles Geistes und aller Staatskunst Theodorichs in dieselbe verschrobene Lage gerathen, in der sich damals der vandalische Staat befand. Dort hatte, wie erwähnt, der fünfte König Hilderich seit 523 die Bahn des bisherigen Systems entweder aus Berechnung, aus einer Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, oder aus wirklichem inneren Abscheu vor den bisherigen Brutalitäten zu verlassen sich bemüht. Es sollte, ohne daß die Vorrechte der Vandalen und der arianischen Kirche angetastet wurden, Schonung und versöhnlichere Behandlung auf die Römer wirken. Doch war es schon zu weit gekommen, als daß sich die Gemüther hätten besänftigen lassen, und dem herrschenden Volk gegenüber wurde die Situation des Königs so verdächtig und so unhaltbar, daß ein Prätendent aus dem Königshause, Gelimer, nur das Banner der nationalen und religiösen Unduldsamkeit zu erheben nöthig hatte, um Hilderich und sein System mit geringer Anstrengung zu stürzen. Es geschah dies unmittelbar vor dem Augenblick, wo der Conflict mit dem oströmischen Reiche hereinbrach, welcher der Herrschaft und Existenz der Vandalen schnell ein Ende machte, noch ehe der neue Aufschwung ihres nationalen Geistes Zeit und Gelegenheit gefunden hatte, sich in seiner Kraft oder Unkraft zu bewähren.

Theodorichs Stellung in seinem Volke war zu fest auf seine geistige und ethische Ueberlegenheit gegründet, als daß sich auch gegen ihn eine solche Reaction der specifisch-nationalen Opposition hätte siegreich durchführen lassen. Er blieb bis zu dem Moment, wo er die Augen schloß, im vollen Besitz seiner Macht und sie ging sogar ohne erhebliche Schwierigkeit auf dem von ihm bezeichneten Weg der Succession auf seine Nachkommen über. Jetzt trat auf einmal ein neuer Wechsel des Systems, eine mit möglichster Ostentation kundgegebene Rückkehr zu Theodorichs früherer Politik der Versöhnung und Verständigung mit den Römern ein. Ohne das Murren der sich immer mehr verstärkenden nationalen Partei zu beachten, glaubten die Lenker des Staates, die selbst jener gebildeten und

einflußreichen Minorität angehörten, welche Theodorichs letzte Jahre für einen schweren Irrthum und eine arge Versündigung gegen den Geist der Zeit und die Zukunft seines Reiches hielt, die bedrohliche Unterhöhlung des ganzen Staatsbaues durch Concessionen an die Römer aufhalten, vielleicht auch beseitigen zu können. Allein der Untergang des Reiches wurde dadurch nicht aufgehalten, eher noch beschleunigt, wie offenbar auch Hilderich den Untergang seines Volkes nur noch beschleunigt hatte. Als Justinian mit verhältnißmäßig geringen Mitteln zum Angriff vorschritt, traf er auf einen so schwächlichen Widerstand, auf eine so gänzliche Haltungslosigkeit in den höchsten Kreißen des herrschenden Volkes, daß ihm dadurch mehr als durch alles andere Vorschub geleistet wurde. Aber ganz so wie bei den Vandalen Gelimer in der Todeskrisis noch einmal an die alte Ausschließlichkeit des nationalen Bewußtseins appellirt hatte, so geschah es jetzt auch bei den Gothen durch Totila, nur mit viel glänzenderem, aber freilich doch im Resultat gleichem Erfolge wie dort. Totila suchte zwar nicht mit übermüthiger Grausamkeit und herausforderndem Hohn — dazu war auch die Situation keineswegs angethan — aber mit herbem Ingrimm und consequenter Härte die römische und katholische Bevölkerung Italiens, die sich schon wieder unter einem legitimen und rechtgläubigen Herrscher sicher zu fühlen begann, durch Schrecken und Furcht unter das alte Joch der ketzerischen und barbarischen Herrscher zurückzuscheuchen. Aber auch diese letzte Reaction des nationalen Bewußtseins mißglückte schließlich und ging, wenn auch unendlich ehrenvoll und heroisch, zu Grabe ohne eine Spur von sich in der Geschichte zu hinterlassen.

Westgothen.

Gedeihlicher als bei den beiden erwähnten Völkern, den Vandalen und Ostgothen, die sonst in ihrer ganzen Art und Begabung die beiden äußersten Pole innerhalb eines und desselben Gebildes darstellen, schien die Entwickelung des Arianismus und des nationalen Lebens bei den Westgothen zu verlaufen. Denn sie überdauerten den Untergang der beiden genannten Völker beinahe um zweihundert Jahre. Allein auch sie gingen unter und an denselben inneren Widersprüchen, an denen sich die übrigen von gleichen oder ähnlichen Voraussetzungen bedingten verblutet hatten, nur daß sich hier die einzelnen Entwickelungsperioden mit einer gewissen individuellen Selbstständigkeit weiter ausdehnten als dort

und die einzelnen epochemachenden Ereignisse etwas andere, meist abgerundetere Formen zeigten, als es anderwärts, namentlich bei den Vandalen, der Fall war, die dazu bestimmt schienen, die ganze Härte und Rohheit dieser Gruppe von Volkscharakteren in abstoßender Schroffheit zur Schau zu tragen.

Die Westgothen glaubten einst aufrichtig und ehrlich zu einem behaglichen Genuß der römischen Welt und zu einem freundlichen Zusammensein mit ihren Bewohnern gelangen und doch dabei Deutsche und Arianer mit dem ganzen Selbstgefühl ihrer Kraft und Ueberlegenheit bleiben zu können. Alarich, den man sich gewöhnlich nur als wilden Eroberer denkt, war schon von einer und zwar der wichtigsten Seite, von Seite der Religion her geneigt und befähigt, einen Standpunkt einzunehmen, von wo aus die Rechte seiner nationalen Eigenthümlichkeit und des römischen Wesens gewahrt werden mochten. Sein Nachfolger Ataulph war noch weiter gegangen, scheinbar so weit, daß er in allem und jedem den geistigen Vorrang der römischen Cultur zu würdigen verstand und sich für sich selbst und sein Volk ungefähr mit dem begnügte, was Theodorich später als ausschließliches Eigenthum seiner Gothen festhielt. Allein er und sein Volk blieben in den Augen der Römer doch nur Ketzer und Barbaren, und die Gothen kamen sehr bald dazu diesen unversöhnlichen Gegensatz, dessen Schuld sie allein den Römern beimaßen, als die nothwendige Bedingung ihrer bevorrechteten Existenz als Individuen und Volk hinzunehmen. Einen solchen Vorrang hatte sich auch selbst Ataulph stillschweigend ausbedungen, während die Römer in ihm nur den Barbaren sahen, der mit innerlicher Demuth die unendliche Ueberlegenheit ihrer Cultur und ihres Geistes anstaunte und sich bemühte, seiner Armuth etwas davon zu Gute kommen zu lassen. So verdüsterte sich allmälig das Verhältniß zwischen beiden Nationalitäten, und in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts glich die gegenseitige Stimmung sehr genau der, die von Anfang an Vandalen und Römer in Afrika unversöhnlich auseinander gehalten hatte. Nach einigen gelegentlichen Ausbrüchen des gegenseitigen Hasses begann der König Eurich, ein Held und Staatsmann vom ersten Range für die gothische Auffassung, ein blutdürstiger und ehrgeiziger Tyrann in den Augen der Römer und der ganzen katholischen Welt, eine systematische Bekämpfung beider feindseligen Elemente;

alle Mittel, die anderswo angewandt wurden, sollten auch hier wirken, doch scheint er selbst weniger auf den Erfolg von brutaler Gewalt, als vielmehr auf den kalter Arglist und Heimtücke gerechnet zu haben.

Auch hier folgte bald ein Bruch mit diesem System der brutalen Strenge und alles vernichtenden Gewalt, dessen Früchte in dem Verlust der reichen gallischen Provinzen südlich von der Loire, an einen auswärtigen Feind, der sich auf den Katholicismus der Römer-Einwohner dieser Landschaften mehr als auf seine eigene Macht stützte, an die Franken, offenkundig und warnend zu Tage traten. Derselbe König, unter welchem dieser schwere Schlag über das westgothische Reich kam, Alarich II., hatte schon vorher, aber zu spät, einzulenken versucht. Eine Versöhnung mit den kurz vorher so übel behandelten Römern war nicht in der Eile möglich und seine Concessionen wurden wie gewöhnlich nur als durch die Furcht abgedrungen angesehen und steigerten den Haß noch mehr, indem sie ihnen erlaubten, von zukünftiger Rache zu träumen.

Von da ab hielt sich die westgothische Politik in einem beständigen Schwanken zwischen nicht übermäßig strenger Betonung des religiösen und nationalen Gegensatzes der Deutschen und Römer und starker Connivenz gegen Katholicismus und Römerthum, ohne doch die abgesonderte Stellung des herrschenden Volkes aufheben zu wollen. Noch einmal in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts steigerte sich diese in sich schon haltlose Politik durch zufällige Veranlassungen bis zu tragischen Conflicten zwischen einem der letzten nationalen Heroen, dem König Leovigild, und seinem eigenen Sohn Hermenigild. Leovigild war der Eurich des sechsten Jahrhunderts, nur mußte er insofern der veränderten Situation Concessionen machen, als er sich nicht aggressiv, sondern bloß defensiv gegen den von allen Seiten und bis in sein eigenes Haus übermächtig hereinbrechenden Katholicismus halten konnte. Es gelang ihm zwar noch durch seine persönliche Heldenhaftigkeit und durch eine außerordentliche Rücksichtslosigkeit, die seinen eigenen Sohn der traditionellen Feindschaft gegen den Katholicismus zum Opfer fallen ließ, in dem Kampfe zu siegen, aber sobald er die Augen geschlossen hatte, wurde unter seinem Sohn und Nachfolger Reccared der lange Kampf zu Gunsten des Katholicismus und damit auch der theoretischen Rechtsgleichheit der Römer, ja sogar

der Rechtseinheit mit den Westgothen entschieden, womit factisch die siegreiche Ueberlegenheit des römischen Wesens anerkannt war. Noch hundert Jahre waren dem westgothischen Staat zu existiren vergönnt, gestört durch vielfache Reactionen des alten national-abgeschlossenen Selbstbewußtseins, das sich durch die von Reccared vollzogene Verschmelzung mit den Römern aufs Tiefste gekränkt fühlte, so wenig es auch in sich Kraft hatte, die überlegenen Einflüsse der römischen Cultur abzuweisen, oder sie durch Aneignung und selbstthätiges Weiterschaffen zu überbieten. An dieser Renitenz der einheimischen Tradition, die sich nun, da sie gegen die Römer nicht mehr in geschlossener Masse und mit dem Stolze der factischen und theoretischen Herrschaft sich kehren konnte, gegen das Königthum wandte und hier durch dessen Schwächung eine losgelöste Selbstständigkeit des Einzelnen zu gewinnen versuchte, verblutete sich der westgothische Staat, so daß er im Anfang des siebenten Jahrhunderts den Arabern nur einen sehr schwachen und ganz außer Verhältniß zu seinen materiellen Hülfsmitteln stehenden Widerstand entgegenzustellen vermochte.

Man wird hier allerdings nicht behaupten können, daß der Arianismus in seiner unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit, wie bei Vandalen und Ostgothen, die Schuld an dem Untergange des Volkes trägt. Die Westgothen wurden als Volk und Staat beinahe bis auf die letzten Spuren vertilgt, nachdem sie schon ein Jahrhundert katholisch gewesen waren. Aber gewiß war der Arianismus die Ursache, daß eine frühe Periode die Keime des Verderbens legte und zur Entwickelung brachte, die freilich viel später, als bei den andern deutschen Bekennern des Arianismus, aber eben doch nach unwiderstehlichem Verhängniß endlich einmal reiften.

Gewiß ist es aber allein der Uebertritt Reccareds und die enge Verbindung, welche die katholische Kirche mit der ihr und dem Römerthum günstigen Richtung im westgothischen Volke einging, welche das Verderben so lange hinausschob, und eben so gewiß war es nur diese innerliche, durch die festesten Ketten des Geistes in damaliger Zeit, durch die Gleichheit der Religion, bewirkte und gehaltene Vereinigung beider Elemente, welche auch nach der letzten Katastrophe der nationalen Größe einem Rest des westgothischen Volkes und Staates, auf unzugängliche Felsennester seines Heimathlandes beschränkt, die Existenz fristete und ihm nach

und nach wieder die Kraft gab, aus der Defensivstellung in eine bald sehr glückliche Offensive überzugehen. Freilich waren unterdessen aus den Westgothen Spanier, d. h. Romanen mit einigem germanischem Blute und Gefühl versetzt, aber sonst wesentlich römisch im Geistes-Typus, geworden.

Daß die anderen durch ihre Blutsverwandtschaft mit den Gothen oder aus nachbarlicher Berührung, durch feindlichen und freundlichen Verkehr mit ihnen, arianisch gewordenen deutschen Stämme, wie die Sueven in Spanien, oder die mehr als halbheidnischen Völkertrümmer vom ostgermanischen Stamme, jene Rugier, Heruler, Gepiden, die die Donauländer nach dem Sturz des hunnischen Reiches besetzten, ohne doch zur Ruhe und wirklichen Staatengründung auch nur in dem Sinn wie die Vandalen zu gelangen, in ihrem Arianismus kein rettendes, ihre Nationalität in staatlicher und geistiger Beziehung belebendes und erhaltendes Princip überkamen, ist begreiflich, da er unter viel günstigeren Vorbedingungen diese Aufgabe nicht durchzuführen vermocht hatte. Die Sueven wurden durch einen äußeren Feind, und zwar durch einen wie sie selbst arianischen und deutschen, die Westgothen in dem letzten Aufflackern ihres nationalen Heroismus unter Leovigilds Führung bezwungen und als selbstständiges Volk vernichtet. Auch sie hatten, da sie schon lange bei ihrer anfängiich schon merklichen Schwäche und Unbedeutenheit von allen Seiten im Gedränge waren, nach dem Katholicismus, als dem letzten Rettungsmittel, gegriffen, aber zu spät. Die Donauvölker wurden durch deutsche Nachbarn, wie die Rugier und Heruler durch die Ostgothen, oder wie die Gepiden durch die Longobarden, bis zur Vernichtung geschwächt und zuletzt durch Völker fremden Stammes, Bestandtheile des letzten Zuges der Völkerwanderung, durch die Avaren und die westlichen Slaven verschlungen, ohne daß sich weder von ihrer specifischen Nationalität, noch von ihrem specifischen Glauben, dem Arianerthum, etwas vor der gänzlich heidnischen Barbarei jener Nachzügler der brutalen Revolutionen im Völkerleben Europas zu retten vermocht hätte. —

Zehntes Capitel.

Die Burgunden und der Katholicismus und Arianismus in ihrer Mitte.

Eine Ausnahme erfuhr das wie mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes durchgeführte Wahlverwandtschaftsverhältniß zwischen dem Arianismus und dem deutschen Element, falls ihm überhaupt die Fähigkeit einwohnte, oder die Gelegenheit geboten war, aus der naiven Beschränktheit seines nationalen Heidenthums herauszutreten, in der Bekehrungsgeschichte der Burgunden. Sie wurden ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher die schon großentheils arianischen Vandalen und Sueven sich in dem strengkatholischen Spanien niederließen und die gleichfalls arianischen Westgothen im Süden und Südwesten des wie Spanien strengkatholischen gallischen Landes eine neue Heimath fanden, während gleichzeitig der Arianismus unter den deutschen Oststämmen außerhalb des römischen Reiches sehr rasche und glänzende Eroberungen machte, fast ohne Ausnahme dem Katholicismus gewonnen. Die Bekehrung zum Katholicismus erfolgte hier unter ähnlichen Modalitäten, wie die der Westgothen zum Arianismus in der Zeit des oströmischen Kaisers Valens.

Aeltere Geschichte der Burgunden.

Die Burgunden, je nach den Umständen bald gefürchtete Feinde der Römer in Gallien, die bis ins Herz des Landes ihre kecken Raubzüge auszudehnen wagten, bald wieder Bundesgenossen des legitimen Kaisers Honorius, oder auch eines Usurpators, wie des Gegenkaisers Jovius und als solche von der gallischen Provinzialbevölkerung kaum minder gefürchtet, wie als offenkundige Feinde, wußten sich durch geschickte Benutzung der politischen Con=

juncturen im Anfang des fünften Jahrhunderts der Landschaften am linken Ufer des oberen Rheins bis zum Jura hin dauernd zu bemächtigen. Sobald sie hier festen Fuß gefaßt hatten, gaben sie ihre frühere Weise des Verfahrens gegen die römische Provinzialbevölkerung auf, die ihre wo möglich vollständige Vernichtung bezweckt hatte — vor nicht sehr ferner Zeit war die römische oder romanisirte Bevölkerung der einst so hoch cultivirten und volkreichen agri decumates rechts vom Rhein bis zur oberen Donau und längs des Stromufers bis nach Mainz hin durch sie und durch ihr deutsches Nachbarvolk, die Alamannen, nahezu ausgerottet worden — und bequemten sich zu einer friedlichen Regelung der politischen und socialen Verhältnisse zwischen ihnen und den Eingebornen des Landes. Ohne daß von Seite der höchsten Staatsgewalt ihnen ausdrücklich ihr neuer Besitz und die darauf gegründeten Verhältnisse bestätigt wurden,[1]) betrachteten sie ihn doch so, als wäre er mit vollem Rechtstitel, d. h. durch eine bestimmte Landanweisung des römischen Kaisers, erworben und als wenn sie in Folge davon in eine Art von Unterthänigkeitsverhältniß zu dem Reiche getreten wären, wie es nach der staatsrechtlichen Fiction dieser Zeit bei den im südlichen Gallien angesiedelten Westgothen der Fall sein sollte, ohne sich natürlich für ihre weitere Zukunft die Hände dadurch gebunden zu erachten. Ihr aufrichtig gemeintes Bestreben, sich mit der römischen Einwohnerschaft ihres Reiches möglichst zu verständigen, schien durch die bereitwillige Aufnahme römisch-katholischer Missionäre seinen glückbringenden Abschluß zu

1) Dies geht aus Oros. VII, 32 in Verbindung mit 38 hervor, wo er den Stilicho beschuldigt, die Völker, die damals Gallien und Hispanien verheerten, zum Einbruch in die römischen Provinzen gereizt zu haben, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Orosius sagt: eorumque (der Burgundionen) esse praevalidam et perniciosam manum Galliae hodieque testes sunt, in quibus presumta possessione consistunt. Erst 443 wurde ihnen die Landschaft Sapaudia, d. h. die Gegend von Lyon und am Genfer-See, cum indigenis dividenda von Reichswegen eingeräumt und damit erhielten sie einen rechtlichen Titel zu ihrem factischen Besitz. Ihre damaligen Könige Gundovig und Chilperich waren römische magistri militum, also in jenem Verhältniß staatsrechtlicher Abhängigkeit vom Reiche, in welchem sich der rechtlichen Fiction nach auch die ersten Könige der Westgothen, oder andere Fürsten deutscher Völker auf römischem Provinzialboden befanden.

erhalten, die in kurzer Zeit sich mit dem glänzendsten Erfolge für ihre Arbeit belohnt sahen.

Die katholische Kirche vergaß in der Freude über diese Bekehrung sehr schnell und sehr gerne die Leiden, die die Burgunden, namentlich im Jahre 406 und den nächstfolgenden im Bunde mit Vandalen, Sueven, Alanen, den furchtbarsten Verwüstern Galliens unter allen bisherigen Feinden [2]) über die christliche Bevölkerung des Landes und ganz speciell über die christliche Kirche und ihre Diener gebracht hatten. Sie erschienen ihr jetzt als das erwählte deutsche Volk, bestimmt zur Versöhnung der elementaren Kraft des Barbarenthums und der christlich-römischen Geistigkeit. Sie wurden als mild, weich, menschlich und jedem christlichen Eindruck zugänglich gepriesen, bemüht ihr ganzes Leben nach den Grundgesetzen der christlichen Moralforderungen umzubilden.[3]) Sie,

---

2) S. o. S. 192.

3) Oros. VII, 38: quamvis providentia Dei omnes Christiani modo facti Catholica fide, nostrisque clericis quibus obedirent receptis, blande, mansuete innocenterque vivant, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus Christianis. Aus dieser sehr kurzen Notiz läßt sich doch Einiges über den Modus ihrer Bekehrung entnehmen. Katholische Missionäre aus dem römischen Gallien und aus römischem Stamme, nicht einheimische Priester, die bei der Bekehrung anderer deutscher Völker eine vorwiegende Thätigkeit bewiesen, fanden bei den Burgunden so zu sagen officiellen Zutritt und brachten in verhältnißmäßig kurzer Zeit es so weit, daß sich das ganze Volk, d. h. die überwiegende Majorität, den äußeren Formen des katholischen Christenthums hingab. Es war eine Massenbekehrung im größten Styl, denn die Burgunden waren zahlreicher, als die meisten anderen deutschen Völker, die sich damals im römischen Reiche ansiedelten. Orosius giebt ihre Stärke vor ihrer definitiven Festsetzung in Gallien, also vor 406, auf plus quam octoginta millia armatorum an. — Was Sokrates VII, 30 von ihrer Bekehrung erzählt, trägt einen durchaus unzuverläßigen, theilweise einen geradezu sagenhaften Charakter. Nach ihm müßten sie viel früher übergetreten sein, als aus der ganz sicheren Notiz des Orosius hervorgeht. Aber Einiges, was er von den Burgunden bei Gelegenheit ihrer Bekehrungsgeschichte erzählt, scheint darauf hinzudeuten, daß er die rheinischen Burgunden mit einem scythischen Volke ähnlichen Namens, den Urugunden verwechselte, wie es bei römischen und griechischen Schriftstellern öfters geschieht. Es ist unmöglich zu glauben, daß, wie Sokrates angiebt, die deutschen Burgunden vor dem Jahre 435 schon mit den Hunnen in Krieg gewesen sein sollten. Wie hätte ein solcher stattfinden können, da jene vor der angegebenen Zeit erst am rechten, dann am linken Rheinufer aufwärts von Mainz und bis zum Jura hin wohnten, diese in den Donauländern sich lang-

zu stolz, bei einem weltlichen Herrn Hülfe zu suchen, hätten es vorgezogen, den einzig wahren Gott, den die heilige Kirche verehrte, zu ihrem Schutzherrn zu machen und durch dessen starken Arm über ihre Feinde zu siegen.

Aber die katholische Kirche sollte sich doch nicht lange dieser Erwerbung freuen, denn auch dies auserwählte deutsche Volk, das einzige, welches die verhängnißvolle Nothwendigkeit, daß alle Barbaren Ketzer und alle Ketzer Barbaren sein mußten, zu Schanden

---

sam bald vorwärts, bald seitwärts bewegten. Die Urugundi gehörten zwar zu den von den Hunnen erst unter Attila und Bleda unterjochten scythischen Stämmen, wie aus Prisc. legat. Cap. 2 hervorgeht, wenn sie anders unter den dort genannten Σόροσγοι gemeint sind, wie Zeuß S. 695 durch gute Gründe sehr wahrscheinlich macht. Jedenfalls aber waren sie schon lange mit den Hunnen in Berührung, und was dasselbe heißt, häufig in Krieg mit ihnen, wovon Sokrates wahrscheinlich eher eine Notiz zugekommen sein mochte, als von den einzelnen Kämpfen der ihm so fernen Burgunden. Doch wäre es unstatthaft, die ganze Erzählung des Sokrates auf diese Urugundi zu beziehen, denn es läßt sich nirgends eine Spur nachweisen, daß sie mit dem Christenthum in Berührung gekommen, oder gar zu ihm übergetreten seien. Der Uebertritt der Burgunden dagegen war ein so wichtiges Ereigniß für die Kirche, daß er allgemein beachtet und bekannt werden mußte. Auch Sokrates mußte davon wissen, wenn er auch sonst wenig oder nichts von der Geschichte dieses Volkes und nichts Genaueres von seinen Wohnsitzen wußte, wie er denn überhaupt überall da, wo er auf deutsche Verhältnisse zu reden kommt, eine echt antike Unwissenheit in den Angelegenheiten der Barbaren zur Schau trägt. — Die weiteren rein sagenhaften Modalitäten der Bekehrungsgeschichte der Burgunden stehen bei Sokrates so isolirt, daß es nicht thunlich ist, sie, wie es doch anderwärts häufig gelingt, einigermaßen mit den nüchternen geschichtlichen Thatsachen in Verbindung zu setzen und dadurch zu begreifen, wie sie sich weiter fort zu dem entwickeln konnten, wie sie überliefert sind. Das eigentliche Motiv des ganzen Vorgangs nach Sokrates Darstellung — der schwere Kampf der Burgunden gegen die Hunnen — ist, wie gezeigt, durchaus unhaltbar. Es ist selbst dann unbrauchbar, wenn man auch nur eine Verwechselung der Namen Burgunden und Urugunden und in Folge davon annehmen wollte, daß nur der letzte Niederschlag der Darstellung, also das Factum, daß der Bekehrung der Burgunden eine schwere Kriegsnoth des Volkes vorhergegangen sei, übrig bleibe. Nicht einmal so viel ist historisch zu rechtfertigen, denn wir wissen, daß die Eroberungszüge in Gallien, die das Gegentheil einer schweren Bedrängniß des burgundischen Volkes darstellen, unmittelbar der Bekehrung vorhergingen. Man könnte höchstens an die in weiter Ferne der Vergangenheit liegenden heftigen Kämpfe der Burgunden mit den Alamannen denken, aber dann verschwindet wieder aller und jeder Zusammenhang mit der Zeit der Bekehrung. —

zu machen bestimmt schien[4]), wurde von dem Arianismus ergriffen. Die äußere Vermittlung dazu wurde durch die intimen Verbindungen zwischen den Burgunden und Westgothen geboten, deren anfangs lauer Arianismus nach und nach eine viel entschiedenere und dem Katholicismus feindseligere Haltung angenommen hatte. Von den Westgothen stammte das neue burgundische Königshaus. Das einheimische war in einem furchtbaren Kampfe gegen die Hunnen, wo die Burgunden als Vertheidiger des Römerreichs und der abendländisch-christlichen Cultur heroisch, aber unglücklich gefochten hatten, sammt einem großen Theile des Volkes zu Grunde gegangen. Und wenn sich auch der Arianismus, der im Gefolge der neuen Dynastie, aber, wie es scheint, nicht unmittelbar durch ihre Begründer zu den Burgunden[5]) kam, nicht durchgreifend zu verbreiten vermochte, sondern der Katholicismus daneben immer noch, selbst bis in die höchsten Regionen des herrschenden Volkes, um so eifrigere Anhänger zählte, so galt jener doch in sehr kurzer Zeit ebenso wie bei den übrigen deutschen Stämmen, die das Christenthum angenommen hatten, auch hier als die eigentlich nationale Fassung der neuen Religion. Es hatte sich also auch hier wieder jene innere Wahlverwandtschaft zwischen beiden Factoren, dem Arianismus und der

4) S. o. Cap. IX.

5) Gundovig und Chilperich, die beiden reges der Burgunden, mit denen das westgothische Königshaus beginnt, scheinen beide sich für Katholiken ausgegeben zu haben, obgleich kein Zweifel darüber sein kann, daß sie ursprünglich als vornehme Westgothen dem Arianismus angehörten. Daß Gundovig für katholisch galt, geht mit Gewißheit aus Epist. Hilar. ad Leontium Ep. Mansi VII, 936 vom Jahre 463 hervor, worin es heißt Quantum enim filii nostri, viri illustris, magistri militum, Gundovici sermone indicatum est. Ueber Chilperich ist kein so directes Zeugniß erhalten, doch ist vorauszusetzen, daß er den Schritt seines Bruders gleichfalls gethan, und sich dem Glaubensbekenntniß der Majorität seines Volkes, d. h. der herrschenden Burgunden sowohl, als der beherrschten Römer angeschlossen hat. Nach Chilperichs und Gundovigs Tod folgte Gundobald, der älteste Sohn Gundovigs, nebst seinen drei Brüdern Chilperich, Godomar und Godegisel gemeinschaftlich seinem Vater. Gundobald war römischer Patricius und nach dem Tode seines Oheims Richimer wahrer Herr des römischen Reiches, der Kaiser nach Belieben ein- und absetzte. Schon in Rom war er Arianer und als König der Burgunder beförderte er den Arianismus, jedoch ohne fanatische Verfolgung der Katholiken. Von seinen Brüdern war Chilperich eifriger Katholik. Er sowohl als Godomar wurde von Gundobald und Godegisel beseitigt, die von nun an das burgundische Reich unter sich theilten.

deutschen Nationalität jener Zeit, bewährt und der katholischen Welt gezeigt, daß die Begriffe Barbaren und Ketzer vorläufig noch identisch seien.

Allerdings war der Arianismus bei diesem Volke weniger als bei irgend einem anderen zu brutalen Ausbrüchen einer fanatischen Gesinnung gestimmt, vielleicht in Folge der schwierigen Situation, in welcher sich der zwischen übermächtigen und habsüchtigen Nachbarn eingeschlossene Staat so bald versetzt und dadurch zur möglichsten Vermeidung aller inneren Differenzen genöthigt sah. Die katholische Kirche des Landes hatte sich nicht oft über directe Beeinträchtigungen oder Verfolgungen von Seite ihrer arianischen Herrscher zu beklagen. Aber einzelne Gewaltthätigkeiten kamen denn doch auch hier vor und die katholische Kirche verzieh dieselben niemals, obwohl sie keine Spur von der systematischen Brutalität zeigten, die sich anderswo ungescheut entfaltete.

Doch für die Zukunft des Volkes blieb es sich gleich, ob der Arianismus hier in milderen und humaneren Formen auftrat, als sonst, oder ob er die angeborene Barbarei des Nationalcharakters durch fanatische Einflüsterungen bis zu dem Extrem der Rohheit und Brutalität steigerte, wie er es so sichtbar z. B. bei den Vandalen that. Eine Menge Verlegenheiten von außen und die bedenkliche und drohende Haltung der katholischen Bevölkerung im Innern veranlaßte die burgundische Politik in fester Anlehnung an andere arianische Staaten eine Stütze zu suchen. Aber deren Politik verfolgte nach außen hin Grundsätze einer rücksichtslosen Vergrößerungssucht, einer echt barbarischen Ausschließlichkeit auf Kosten ihrer schwächeren Nachbarn, gleichviel ob stammverwandt und Religionsgenossen oder nicht, daß sich keine wahre Freundschaft und kein aufrichtiges Zusammenhalten zu Stande bringen ließ. Selbst der ostgothische Theodorich, von dessen umfassendem Blicke noch am ersten ein wahres Verständniß der Bedeutung des burgundischen Staates und demgemäß auch eine aufrichtige und wohlgesinnte Politik gegen denselben hätte erwartet werden können, machte durch bedenkliche Winkelzüge, an denen freilich mehr die verschobene Situation als sein freier Wille Schuld trug, die Burgunden so verwirrt, daß sie auch ihn zu ihren gefährlichsten Feinden rechneten und von diesem Gesichtspunkt aus ihre Stellung gegen ihn nahmen.

So von außen her ohne Verbündete, dafür rings von Fein-

den umgeben, im Innern durch die Rivalität der Glieder der herrschenden Familie, durch die Unbändigkeit der Einzelnen aus dem herrschenden Volke dem König gegenüber, durch die weder mit Milde, noch mit Gewalt besiegbare oppositionelle Haltung der Katholiken und Römer gestört und zerrüttet, suchte dieser arianisch-deutsche Staat bei seinem geborenen Todfeinde, dem legitimen und katholischen Imperator von Ostrom, eine letzte Zuflucht. Aber so groß auch die Genugthuung war, mit welcher man in Konstantinopel sich an dieser Situation weidete, eine reelle Hülfe wurde von dorther nicht geleistet. Noch schien dort die Zeit nicht ganz reif zur Restauration des alten römischen Reichs und zur Vertreibung oder Unterwerfung der eingedrungenen Barbaren, mit denen man trotz feierlicher Friedenscontracte doch nie Friede gemacht hatte. Für einen solchen Fall, namentlich wenn man an die Wiedereroberung von Italien dachte, war es der byzantinischen Politik sehr gelegen, aus der Mitte der Gegner heraus sich Verbündete zu gewinnen. Insbesondere mußte ein enges Verhältniß zu den Burgunden, die fast in der Mitte zwischen den beiden gefährlichsten Feinden dieser römischen Restaurationspläne, der Ost- und Westgothen, eine so wichtige Position einnahmen, für die Zukunft unschätzbar sein, aber für die Gegenwart hätte die byzantinische Politik zu sehr von ihrem gewohnten Geleise abweichen müssen, wenn sie sich mit thatsächlicher Unterstützung des burgundischen Staates gegen seine Feinde und Bedränger hätte annehmen wollen.

In der letzten Krisis des Staates und Volkes ging es hier ähnlich wie anderwärts. Eine Zeit lang schien es, als ob sich das herrschende Volk an den Katholicismus, den es einst von sich gestoßen hatte, verzweiflungsvoll anklammern wollte. Schon König Gundobald, derselbe, der im Anfang seiner halbhundertjährigen Regierung dem Arianismus zur nominellen Herrschaft verholfen hatte, fand sich am Ende seiner Laufbahn genöthigt, Transactionen mit dem Katholicismus zu versuchen. Er sah sich sowohl von dem neuen fränkischen Reich und seinem Herrscher Chlodwig, als auch von dem ostgothischen König Theodorich stark bedroht. Die Franken hatten es unzweifelhaft auf seine Vernichtung abgesehn, die Ostgothen [6]) wollten ihnen den muthmaßlich leichten Raub

---

6) Theodorichs Politik gegen Burgund erweist sich trotz ihres öfteren Wech-

nicht gönnen und suchten sich unter dem Vorwand einer Allianz mit ihnen zur Theilung des burgundischen Reiches die ausschließliche Schutzherrschaft über dasselbe anzueignen. In dieser Situation hoffte Gundobald noch Einiges von einem festen Zusammenschluß aller Glieder, Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse seines Reiches. Aber der katholischen und römischen Bevölkerung genügten diese Transactionen nicht, die eben nur eine freundliche gegenseitige Duldung bezweckten. Die Kirche, die im eigenen Namen und in dem der römischen Nationalität sprach, verlangte unbedingte Unterwerfung. Auch diese erfolgte und zwar eine aufrichtig gemeinte durch Gundobalds Sohn und Nachfolger Sigismund, der durch grenzenlose Hingabe an die Kirche und durch einen blutigen Tod freilich nicht für den Glauben, sondern für die blutigen Thaten seines Geschlechtes, sich den Namen eines Märtyrers und Heiligen verdiente.[7])

---

sels im Princip ganz folgerichtig. Er versuchte auch den burgundischen Staat in den Kreiß des germanischen Planetensystems, dessen Sonne das ostgothische Reich vorstellen sollte, hineinzuziehen. Wie gewöhnlich glaubte er durch verwandtschaftliche Beziehungen mit dem königlichen Hause das Mittel dazu gefunden zu haben. Er verheirathete seine eigene Tochter Ostrogotha mit Sigismund, dem Sohn und präsumtiven Nachfolger des Königs Gundobald. Aber die Zustände des Reichs erwiesen sich schon so gelockert, daß die Angriffe Chlodwigs, des fränkischen Königs, offenbar zum Ziele führen mußten, wenn nicht Theodorich dazwischen trat. Unter den verschiedenen Wegen, auf welchen dies ermöglicht werden konnte, wählte er nach seiner Art denjenigen, der seiner mehr durch Reflerion gewonnenen als natürlichen Neigung zum leisen und allseitig gedeckten Auftreten am meisten convenirte. Er verband sich mit Chlodwig scheinbar gegen den König von Burgund und erreichte damit, daß Chlodwig wenigstens formell unverrichteter Dinge von seinen auf die Eroberung des Reiches zielenden Plänen abzustehen sich genöthigt sah. Allein Gundobald scheint von da ab in eigensinniger Verblendung alles gethan zu haben, um sich Theodorich und die Ostgothen zu entfremden, und der Zufall unterstützte sein Bestreben. So half ein burgundisches Heer Chlodwig gegen Alarich II. König der Westgothen, den Schwiegersohn des Theodorich, Sigismund trat zur katholischen Kirche über, Ostrogotha starb bald und ihr Sohn Sigerich wurde von seinem Vater Sigismund nach dem Tode Theodorichs ermordet.

7) Sigismund ist wegen seines Uebertritts zum Katholicismus, wegen der Stiftung des Klosters St. Moritz, wegen des Concils zu Epaon 517 und wegen seines blutigen Todes (Act. sanct. Boll. 1. Mai 83 und Greg. Tur. III, 6) heilig gesprochen. Welche Concessionen er dem Katholicismus machte, geht am deutlichsten aus folgender Stelle des Conc. Epaon. (Mansi VIII, 555) hervor: XV.

Auch damit wurde das Verderben nicht beschworen. Es brach unwiderstehlich herein, aber auch hier brachte es noch ein letztes Aufzucken des nationalen Selbstgefühls in der Gestalt einer letzten Reaction des Arianismus mit sich. Godomar, der den Kampf gegen die schon vollständige Sieger sich dünkenden Franken noch einmal aufnahm, endigte ähnlich, wie die ihm parallelen Charaktere, ein Gelimer bei den Vandalen, ein Totila bei den Ostgothen. Die Selbstständigkeit des Staates und Volkes hörte auf und damit verschwanden auch die letzten Ueberbleibsel des nationalen Glaubensbekenntnisses, des Arianismus. —

Jedoch gelang es dem national-burgundischen Elemente, sich auch später noch, nachdem es lange schon von seiner einstmaligen Höhe als herrschendes und maßgebendes Moment eines selbstständigen Staates herabgeworfen worden war, als eigenthümlich ausgeprägten Bestandtheil des allgemeinen fränkischen Typus hervorzuheben und geltend zu machen. Es verschwand nicht so spurlos, wie es der ostgothischen, vandalischen, suevischen Nationalität geschah. Dies verdankt es ohne Zweifel seiner baldigen Rückkehr zum Katholicismus. Der Arianismus hatte hier nicht Zeit gefunden, den zerstörenden Einfluß, den er sonst in seiner specifischen Verbindung mit einer deutschen Nationalität auf die letztere auszuüben pflegte, tief genug auf den Volksgeist wirken zu lassen. Der Untergang der burgundischen Staatsselbstständigkeit konnte nicht abgewendet werden, allein als die Katastrophe eintrat, war dem feindseligen Gegensatz zwischen der römischen und deutschen Bevölkerung des Landes durch die Austilgung des religiösen Gegensatzes schon die Spitze abgebrochen. Romanen und Burgunder, durch das stärkste Bindemittel dieser Zeit, die Einheit des Glaubens, mit einander verkittet, sahen auch ganz unwillkürlich in allen anderen Lebensbeziehungen die alten Verschiedenheiten mehr

si superioris loci clericus haeretici cujuscunque clerici convivio interfuerit, anni spatio pacem ecclesiae non habebit. XVI. presbyteros, propter salutem animarum — desperantibus et decumbentibus haereticis, si conversionem subitam petant, chrismate permittimus subvenire. XXXIII. Basilicas haereticorum, quas tanta execratione habemus exosas, ut pollutionem earum purgabilem non putemus, sanctis usibus applicari despicimus. Sane quas per violentiam nostris abstulerint, possumus revocare.

und mehr verschwinden. Es ist schwer zu entscheiden, ob das römische Element im Wesen hier mehr von dem ihm jetzt so genäherten deutschen empfing, oder ob das Umgekehrte geschah: dem äußeren Schein nach müßte das Letztere entschieden angenommen werden, denn die Burgunden gaben ihre nationale Sprache völlig auf und bequemten sich den romanischen Dialekten ihrer Heimath an. So stand denn die Gesammtheit dieser aus der innigsten Mischung und Durchdringung zweier so heterogener Massen hervorgegangenen burgundischen Nationalität der spätern Zeit noch auf lange hinaus dem herrschenden Volk der Franken mit durchaus einheitlichem Bewußtsein gegenüber, das sich erst dann abzuschwächen begann, als in dem fränkischen Volke selbst zwei Anfangs nur leise angedeutete Gegensätze bis zu wahren Momenten einer nationalen Sonderung sich herausbildeten, als sich die Franken selbst in eine romanische und germanische Völkergruppe schieden.

Sieht man aber von dieser späteren Entwickelung und Neubelebung des burgundischen Volkes in seiner romanischen Metamorphose ab und richtet den Blick allein auf die Zeit, wo es noch das volle Bewußtsein seiner Selbstständigkeit und seiner deutschen Individualität in sich trug, so bleibt der Satz in seiner Wahrheit bestehen, daß die Entwickelung des Christenthums auch hier in den wesentlichsten Punkten in der Bahn verlief, die ihm, wie es schien, durch eine innere Nothwendigkeit bei allen deutschen Stämmen vorgezeichnet war, eine Bahn, so traurig und unfruchtbar in ihren Resultaten, wie keine andere. Diese Deutschen hatten ihre heimischen Götter verlassen und den christlichen Gott, aber nicht den Gott der Römer, zu ihrem Schutzherrn gewählt. Sie hatten durch die Hülfe dieses christlichen Gottes erreicht, was sie erreichen wollten, die Fülle der von Milch und Honig triefenden Römerländer [8]); aber erhalten konnte, oder wollte er sie ihnen nicht. Eben als

8) S. die schon oben theilweise citirte Stelle des Salvian De gub. Dei VII, 10: et certe barbari elatione tumidi, victoria superbi, divitiorum ac deliciarum affluentia dissoluti, qui profecto etiamsi continentissimi et castissimi semper fuissent, mutare tamen tanta rerum obsecundantium felicitate potuerunt, ingressi scilicet ut in divinis literis scriptum est, terram lacte et melle manantem, foecundam, opulentissimam, omnium deliciarum copiis quasi ebriam, in qua utique minime mirum fuerit si luxuriasset gens barbara ubi similis quodammodo luxurianti erat ipsa natura.

sie sich der vollen Seligkeit des Genusses hingeben wollten, war das Verderben über sie hereingebrochen und hatte sie von der Erde vertilgt. Für die weitere Entwicklung der deutschen Nationalität und des Christenthums war es, als wären sie alle nie vorhanden gewesen.

Verhältnisse der bekehrten Deutschen zu ihren heidnischen Stammesgenossen.

Gewiß muß ein Hauptgrund für den so baldigen und schmählichen Untergang dieser ersten Generation deutscher Völker, die das römische Wesen mit sich vermitteln wollten, ohne sich doch ihrer individuellsten Selbstabgeschlossenheit zu entäußern, welche sich als politische Bevorrechtung, als ausschließliche Waffenfähigkeit und am verhängnißvollsten von allem als das eigentliche Lebensprincip ihres Arianismus äußerte, auch in ihrer localen und geistigen Lostrennung von aller Verbindung mit ihrer Heimath gesucht werden. Obgleich nicht alle von ihnen sich soweit von dem Centrum der geographischen Verbreitung des deutschen Volkes, von dem Boden, der mit seinen nationalen Anlagen am meisten harmonirte und allein im Stande war, sie allseitig zu entfalten, entfernten, wie die Vandalen die Sueven und Westgothen, so standen sie doch alle außer jeglichem wahrhaft lebendigen Zusammenhang mit den Stämmen, welche in ihrer Heimath blieben, wenigstens von dem Augenblick an, wo sie sich als dauernde Besitzer einer römischen Provinz und als Christen zu fühlen begannen.

Wenn noch Beziehungen zwischen dieser Gruppe von deutschen Völkern und den andern im Innern von Deutschland zurückgebliebenen Statt fanden, so waren sie fast durchaus feindlicher Art, selten in Folge besonderer politischer Combinationen freundlich. So pflanzte sich der alte Stammeshaß zwischen Burgundern und Alamannen auch noch bis in die Zeit fort, wo die Burgunder jenseits des Rheins in der gallischen Provinz als Bundesgenossen der Römer sich festsetzten und Christen wurden. Ja er ward durch das Hinzutreten dieser beiden Momente noch bitterer als vordem. Einmal sogar führte eine der großartigsten Situationen in der Weltgeschichte fast die ganze Masse der bereits durch locale Trennung und ihre Folgen ihrer Nationalität entfremdeten deutschen Völker gegen die Masse der ihr noch treugebliebenen, oder wenigstens noch nicht in directe Verbindung mit dem römischen Wesen getretenen, auf das blutigste Schlachtfeld der Zeit, auf die catalaunischen Felder, wo vorzugsweise Deutsche gegen Deutsche, die römischen und christ-

lichen Deutschen gegen die hunnischen und meist noch [9]) heidnischen Deutschen standen. Aus der Reihe der damals für die Hunnen und das Heidenthum und gegen die Römer und das Christenthum kämpfenden Deutschen traten dann manche bald darauf gleichfalls in dasselbe Verhältniß zu den Römern und zu dem Christenthum und in dieselbe Entfremdung von ihrer nationalen Basis, wie die andern, gegen die sie dort die Waffen trugen. So geschah es vor allen mit den Ostgothen.

Theodorich, ihr erster wahrer König, der Begründer der Größe dieses Volkes, versuchte mit derselben relativ sehr durchgebildeten politischen Reflexion, die er auch sonst bewährte, die Trennung zwischen den auf römischem Boden angesiedelten und den in ihrer Heimath gebliebenen Deutschen, die wie eine Naturnothwendigkeit sich geltend machte, durch complicirte politische Manöver zu beseitigen. In seinem nächsten Kreise verfolgte er das im Wesen damit identische, scheinbar so große und schöne, aber innerlich doch unmögliche Ziel, die Kraft und den naturwüchsigen Adel seines Volkes durch das ungehemmte Einströmen des römischen Culturgewinnes noch zu erhöhen und vielseitigst zu entfalten. Damit hoffte er, wie schon erwähnt, seinem Volke und seinem Staate eine nachhaltige Stärke zu geben, die es zu der Rolle einer herrschenden Weltmacht befähigen sollte, ohne daß es doch seine Nationalität aufgab. Nach außen hin suchte er in der Anlehnung an die verhältnißmäßig noch frischen und unerschöpflich reichen Kräfte des eigentlichen Deutschlands seinem Staat eine wohlversorgte Quelle gesunder Säfte zuzuleiten, deren er voraussichtlich bald bedürfen würde. Es ist bekannt, wie er von diesem Principe aus ein Netz engster Verbindung zwischen seinem Königshause und den fürstlichen Familien der innern deutschen Völker zu spannen versuchte, wie es ihm gelang durch Heirathen und auf vielen anderen Wegen mit denselben in engere Verbindung zu treten, so daß sein Einfluß bis an die Ost- und Nordsee, über ganz Deutschland hin reichte und die jedes sichtbaren Mittelpunktes entbehrenden deutschen Stämme in der That einen solchen in ihm gefunden zu haben schienen. Aber alles dies beruhte einzig und allein auf seiner Persönlichkeit, auf den außerordentlichen Gaben des

9) S. o. S. 226.

Geistes und der Heldenhaftigkeit seiner Natur, die auf gleiche Weise bei Barbaren, wie bei den gebildeten Römern ihres Eindruckes sicher waren. Und so ist er selbst allerdings als halbgöttlicher Held und König durch alle deutschen Lande gefeiert worden; aber so bald er die Augen geschlossen hatte, zerriß das mit so großer Kunst gefertigte Netz viel schneller, als es geknüpft worden war. Es blieben diese Bestrebungen eben so ohne alle weiteren Folgen für die Geschicke des ostgothischen Reiches, wie die, welche er auf eine politisch-nationale Union der arianisch-deutschen Staaten und Völker im römischen Reiche verwandt hatte. Er blieb ihr politischer Mittelpunkt, so lange er lebte, aber nach seinem Tode machten sich die alten Sonderinteressen mit nachhaltigerer Energie geltend, als je vorher. Sie blieben aber auch ohne alle Folgen für den andern Theil, für die Völker des eigentlichen Deutschlands.

Namentlich weist keine Spur darauf hin, daß durch diese Verbindung die religiösen Interessen dieser Stämme berührt, daß auch sie in den Kreiß des arianischen Christenthums hineingezogen worden wären. Daß dies, gleichviel warum, nicht erfolgt ist, ist das beste Zeugniß, wie wenig die feinsten und stärksten Nerven des Volkslebens überhaupt davon berührt wurden. Es zeigte sich hieran am deutlichsten die innere Unfruchtbarkeit und Dürre des Arianismus in der späteren Generation der ihm zugethanen Deutschen. Einstmals hatte er unter den schwierigsten Verhältnissen sich ein ungeheures Gebiet zu erobern vermocht, als er sich nach der Bekehrung der Westgothen mit unbegreiflicher Schnelle und Energie mitten unter dem letzten und großartigsten Kriegsgetöse des um die Weltherrschaft streitenden Heidenthums, zur Zeit der Hunnen und eines Attila, ja unter den Augen dieser ärgsten Feinde des Christenthums so vieler und so großer deutschen Völker bemächtigte. Jetzt reichte Theodorichs unmittelbare Herrschaft bis an die Donau und sein Arm bis ans Meer im Norden. Ein großer Theil des alamannischen Volkes und die in Noricum angesiedelten deutschen Völkertrümmer standen unter der Botmäßigkeit der christlichen Beamten des christlichen Königs; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß das Christenthum hier zu dieser Zeit auch nicht einen Proselyten gemacht hat. Diese Deutschen blieben nach wie vor Heiden und erst ihre spätere Verbindung mit einem katho-

lischen Staate, mit dem Frankenreiche, führte sie dem neuen Glauben zu.[10]) Ja das Heidenthum scheint in dieser Periode an Orten, wo vor nicht sehr langer Zeit fast durchweg das Christenthum als Religion der ehemaligen römischen Bevölkerung geherrscht und sich auch später noch in einzelnen Spuren durch die wildesten Zeiten der Zerstörung und Ueberfluthung des Landes mit neuen Völkerschichten gerettet hatte, wieder Fortschritte gemacht und die christlichen Erinnerungen mehr und mehr gerade damals verwischt zu haben. Auch in dem thüringischen mit Theodorich so nahe verwandten Königshaus, wo Amalaberga, eine Nichte Theodorichs, und wie er dem Arianismus zugethan, mit dem König Hermanfried verheirathet war, hat der Arianismus so wenig wie in dem Volke selbst Eingang gefunden. Vielmehr weisen deutliche Spuren darauf, daß, was überhauwt vom Christenthum vorhanden gewesen sein mag, katholisches Christenthum war und von einer ganz anderen Seite, vielleicht vom Rhein her, sich hier angesiedelt hatte.[11])

Beide Theile hatten sich somit gegenseitig nichts vorzuwerfen, wenn man eine weltgeschichtliche Abrechnung zwischen ihnen vornehmen will. Die inneren deutschen Stämme konnten gleichgültig dem Untergang der römisch-deutschen Staaten und Völker zusehen, denn ihnen waren sie doch völlig fremd geworden und völlig fremd geblieben. Sie hatten ihnen nichts, auch gar nichts zukommen lassen, was sie aus der Gebundenheit der Stammessonderung und des absterbenden Heidenthums hinaus in den Strom der weltgeschichtlichen Culturentwickelung hätte führen können. Deshalb konnten die Vandalen und Ostgothen, als die Stunde des Verderbens her-

10) Noch nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts war bei den Alamannen so wenig von Christenthum zu erkennen, daß Procopius und Agathias das ganze Volk als die wildesten Heiden schildern. Daraus läßt sich schließen, wie es am Anfang des fünften Jahrhunderts unter ostgothischer Herrschaft bei ihnen stand. Ganz ähnlich war es auch in dem ostgothischen Noricum, das unter ostgothischer Herrschaft nicht blos nicht zum Christenthum bekehrt wurde, sondern noch die letzten Reste christlicher Bevölkerung verloren zu haben scheint.

11) Ich verweise einstweilen auf die späteren Erörterungen über die Spuren des Christenthums in Thüringen vor seiner Unterwerfung durch die Franken.

annahte, auch nicht fordern, daß ihnen die ungebrochene Naturkraft ihrer Stammesgenossen hülfreich zur Seite stehen und ihnen das wieder ersetzen solle, was ihnen einst unfehlbar zum Siege über die Römer verholfen hatte, ihre physische Vollkraft, ihr ungestümes Seelenfeuer und ihr grenzenloses Vertrauen auf beide und ihre darauf begründete natürliche Ueberlegenheit über die Römer. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß in jenen inneren deutschen Stämmen noch eine so spröde Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit mächtig war, daß sie auch auf kräftigere, vielseitigere und innerlichere Berührungen, als sie von ihren römisch-deutschen Stammesgenossen empfingen, damals noch nicht reagirt haben würden. Es bedurfte noch mancher Phasen ihrer Geschicke, noch manches Stoßes und Druckes, bis sie aus ihrer lethargischen Isolirung heraus geschreckt und zur Einlenkung auf die lebendige Bahn der Geschichte gezwungen wurden. Von der ersten Generation deutscher Völker, wie sie der Reihe nach den Versuch einer Wechselwirkung des römischen und deutschen Wesens aufgenommen und wieder aufgegeben hatten, war eine solche active, zwingende Aufrüttelung ihrer ganz in sich versunkenen Stammesgenossen jedenfalls nicht zu erwarten. Woher hätten sie, die weder Römer noch Deutsche, weder Barbaren noch cultivirt, weder Heiden noch Christen waren, die entweder dazu erforderliche Energie der elementaren Naturkraft, oder das sieghafte Bewußtsein der unendlichen Geistesüberlegenheit, ein Resultat vollständigster Cultur, entnehmen sollen? —

Elftes Capitel.

Die Eroberung des römischen Galliens durch die Franken.

Das ehemals unter dem Namen der Sigambern, später als Salische Franken bekannte Volk war einer der deutschen Stämme, gegen welche die römische Politik in Krieg und Frieden vom Beginn der großen Kämpfe an der Rheinlinie mit der schonungslosesten Härte zu operiren pflegte.[1]) Es war, als wenn die Römer hier wie anderwärts von ihrem sicheren geschichtlichen Instinkt geleitet würden, denn gerade dieses Volk war vor allen anderen deutschen Stämmen dazu berufen, die abgeschlossene Existenz des Römerthums am schwersten zu gefährden und der Träger einer lebenskräftigen Entwickelung des germanischen Elementes zu werden. Als nächste greifbare Veranlassung für die besonderen Anstrengungen, die die Römer zu seinem gänzlichen Ruin machten, konnte seine eigenthümliche militärische Position an der wichtigsten Stelle des Niederrheins gelten, von wo aus es den Unterlauf und die Mündungen des Rheins und der Maas dominirte, die römischen Ansiedelungen am linken Rheinufer fortwährend bedrohte und den Römern eine sichere Operationsbasis gegen das Hinterland am rechten Rheinufer und nach der Weser hin unmöglich machte. Aber alle Mittel, welche die Römer mit rücksichtsloser Energie zu seiner völligen Vertilgung anwandten, schlugen nicht auf die Dauer an, wenn man sich auch römischerseits der Täuschung, einen vollständigen Erfolg erzielt zu haben, mehr als einmal hingab. Noch mehr wie bei an-

---

1) Vergl. oben S. 84.

deren deutschen Stämmen vermochte weder blutige Gewaltthätigkeit, noch giftige Heimtücke die Lebenskraft des sigambrischen Volkes zu zerstören, im Gegentheil schien sich seine zähe Unverwüstlichkeit gerade durch solche unerhörte Mißhandlungen zu kräftigen.

Als die römische Angriffs- und Vertheidigungslinie längs des Niederrheins allmälig immer schwächer wurde, benutzten die Sigambern die Gelegenheit, um sich weiter nach Nordwesten in den batavischen Landschaften zwischen den Stromtheilungen des Rheines und der Maas auszubreiten. Bald überschritten sie auch beide Ströme, indem sie von nun an wieder in die natürliche Richtung nach Südwesten, nach der Mitte von Gallien, einlenkten, die sie eine Zeitlang aufgegeben hatten, so lange ihnen die Kette der römischen Festungen von Köln abwärts bis Nimwegen einen noch unüberwindlichen Widerstand auf der geraden Linie des Vorwärtsdringens entgegensetzte.

Als sie die großen römischen Militärstationen auf solche Weise umgangen hatten, konnte sich auch die gesammte Vertheidigungslinie am Niederrhein nicht mehr halten. Die Sigambern, oder wie sie sich nun gewöhnlich hießen [2]), die salischen Franken, selbst

---

2) Allerdings ist der Name Salici oder Salii, wie Rein in seiner Abhandlung über den Namen der sal. Franken richtig ausführt, lange nur allein im Munde der Römer, und findet sich selbst bei Gregor von Tours noch nicht als einheimische Bezeichnung des Volkes, das er immer schlechtweg Franci nennt, woneben er einmal als alterthümliche Bezeichnung in feierlicher Anrede an den König des Volkes Sicamber setzt. Aber schon im ältesten Text der Lex salica findet sich T. XIV. barbari Salici, T. XLI. barbari qui legem Salicam vivunt, ganz abgesehen von den Ueberschriften, in denen er vorkommt, auf die in dieser Beziehung freilich kein Beweis gegründet werden darf. Danach konnte er also schon im Laufe des fünften Jahrhunderts als ein den Einheimischen so gut wie den Fremden bekannter Volksname gelten, gleichviel ob er ursprünglich eine römische oder fränkische Bezeichnung gewesen ist. — Aus den von Rein am angef. Ort gemachten Untersuchungen geht hervor, daß die bisherigen Erklärungsversuche des Namens alle sehr unglücklich ausgefallen sind, aber der von dem Verf. selbst gewagte ebenfalls macht keine Ausnahme davon, im Gegentheil ist er noch gekünstelter als alle anderen. — Ich glaube übrigens, daß Salicus oder Salius und Sigamber sich zu einander wie das Besondere zum Allgemeinen verhalten, d. h. daß die Salii eine vielleicht seit uralten Zeiten unter diesem Namen bekannte Abtheilung des sigambrischen Volkes sind, deren Name dann, als sie vor dem anderen in die Geschichte eingriffen, sich auf andere Zweige des Volkes ausdehnte und den alten Stammesnamen zurückschob. Man

blieben zwar ihrer einmal eingeschlagenen Richtung nach dem Herzen von Gallien treu und wandten sich nicht wieder rückwärts, um die für sie bedeutungslosen Reste der römischen Herrschaft am Rhein vollends zu bewältigen; aber andere verwandte Stämme, die man bald unter dem Namen der ripuarischen Franken zusammenfaßte[3]), bemächtigten sich im Ganzen ohne große Arbeit des einst völlig in das römisch-gallische Culturnetz eingerahmten Landes zwischen Rhein, Mosel und Maas mit seiner celtisch-germanischen romanisirten Bevölkerung, seinen zahlreichen Städten und Festungen und seiner reichen Bodencultur und Industrie.[4])

Die salischen und ripuarischen Franken trugen während der beiden letzten Jahrhunderte der römischen Herrschaft in Gallien meist den Namen von Bundesgenossen und Schutzangehörigen des römischen Reiches. Indessen hinderte sie dies Verhältniß keineswegs, auf Kosten des Reiches, sobald sich Gelegenheit dazu vorfand, als Eroberer aufzutreten. Gewöhnlich folgten von Seite der Römer jeder gelungenen Unternehmung der Franken außerordentliche, aber meist fruchtlose Kraftanstrengungen um ihnen ihre Beute wieder zu entreißen und sie durch Blut und Gewalt zu wirklichem Unterthanengehorsam zu schrecken; allein eben so gewöhnlich sahen sich die Römer genöthigt, von diesem Systeme wieder abzustehen und die Sachen gehen zu lassen, wie sie eben gingen. Die römische Politik war endlich in dem Drang der Umstände zufrieden, wenn die beiden fränkischen Völker nur nicht mit offener Mißachtung der staatsrechtlichen Fiction, auf welche sich ihre Stellung zu den Römern gründete, verfuhren, und suchte deshalb auf alle Weise schon vorhandene Verbindungen zwischen den einzelnen Angehörigen beider Völker und dem römischen Staat zu befestigen und neue zu knüpfen. Dem römischen Militär- und Hofdienste strömten auf diese Art unzählige fränkische Elemente zu. Eine lange Reihe fränkischer Namen, die mit dem Schlusse des dritten Jahrhunderts beginnt und bis zu dem Ende der römischen Herrschaft in Gallien

---

hätte also, wenn man mit historischer Richtigkeit verfahren wollte, jeden Salius Sicamber, aber nicht jeden Sicamber Salius nennen dürfen.

3) Zeuß S. 344 hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß die späteren Ripuarier identisch mit den Ampsivariern einer früheren Zeit sind.

4) S. oben S. 4.

herabgeht[5]), zeigt uns Inhaber der höchsten Kriegs- und Staatsämter des Reiches, und ihre persönlichen Erlebnisse beurkunden, daß in der fränkischen Nationalität eine besondere Anlage vorhanden war, sich dem römischen Wesen anzubequemen, aber auch zugleich es sich dienstbar zu machen und zu ihrem Privatvortheil so umfassend auszubeuten, wie es kaum irgend einem anderen der unzähligen Abenteurer deutschen Stammes gelingen wollte, die damals dieselbe Laufbahn betraten wie die fränkischen Emporkömmlinge.

Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts wagten zwei fränkische Männer aus dieser Zahl, Magnentius und Silvanus, die Hand nach dem kaiserlichen Diadem auszustrecken, beide nach kurzem Schein des Gelingens zu ihrem eigenen Untergange; aber am Ende desselben Jahrhunderts gebot der Franke Arbogast unter dem Namen eines magister militum unumschränkt am Hofe zu Mailand und über die ganze Westhälfte des Reichs, soweit sie damals noch von den römischen Waffen beherrscht wurde.

Im Lauf des fünften Jahrhunderts gewann allmälig der schon lange angebahnte Wechsel im System der römischen Politik gegen den zusammenhängenden Kern des fränkisch-sigambrischen Volkes eine grundsätzliche Gültigkeit, die beiden Theilen zum Vortheil gereichte, den Römern, deren Zeit abgelaufen war, freilich nur für eine kurze Frist. Man gab nunmehr den Gedanken, die Salier entweder ganz aus den belgischen Provinzen zu vertreiben oder in ein wirkliches Unterthanenverhältniß herabzudrücken, was bisher trotz aller Ungunst der Verhältnisse fortwährend festgehalten worden war, vollständig auf, und bestrebte sich, sie zu einem selbstständigen Gegengewicht gegen die übrigen deutschen Völker, die Gallien gefährdeten, zu erheben. Die ripuarischen Franken zwischen Rhein und Maas, die Burgunden vom Oberrhein, die Westgothen an der Garonne, die einzelnen Haufen von Sachsen, Alanen, Sue-

5) Z. B. Bonitus unter Constant. I. (Amm. XV. 5), Magnentius, Silvanus, Charietto (Amm. XVII. 10. XXIII. 1), Bainobaudes (l. c. XIV. 1), Richomeres (l. c. XXXI. 7), Bauto, Consul von 385 und Vater der Eudoxia, der Gemahlin des Arcadius, Arbogastes, Magister militum unter Valentinian II. Besonders unter Constantius II. waren die Franken beinahe im ausschließlichen Besitz aller höheren Militär- und Hofstellen, s. Amm. XV. 5, adhibitis Francis, quorum ea tempestate in palatio multitudo florebat.

nen, Taifalen und Vandalen, welche sich längs der Nordküste und bis tief in das Land hinein selbstständig von den Römern zu erhalten suchten und jede Gelegenheit wahrnahmen, um den noch verbliebenen unmittelbaren Reichsbesitz zu schmälern, sollten durch die salischen Franken, die zwar an Zahl gering, aber an Tapferkeit und Gewandtheit nach römischem Urtheil allen anderen Barbaren überlegen waren, in Schach gehalten werden.

Die salischen Franken verstanden sich mit richtigem Instinkt gerne zu der ihnen übertragenen Rolle. In den größeren und kleineren Feldzügen, welche die römischen Befehlshaber in Gallien bei der Ueberzahl der sie bedrängenden Feinde fortwährend in Athem erhielten, waren es salisch-fränkische Krieger, die das sinkende Römerthum noch mit dem Glanze mancher Siege über Burgunden, Westgothen, Sachsen und Sueven verklären halfen. Und wenn auch kein einziger davon so nachhaltige Wirkung ausübte, daß sich die römische Herrschaft wieder mit einiger Sicherheit hätte begründen lassen, so war doch jeder einzelne davon ein Stoß gegen die Lebenskraft eines derjenigen deutschen Völker, die bei dem vorauszusehenden Untergange des römischen Reiches sich durch ihre Nähe als die berechtigten Erben seiner Verlassenschaft ansehen mußten.

Doch waren die Franken auch in dieser neuen Situation fortwährend darauf bedacht, sich auf Kosten ihrer römischen Freunde erobernd weiter vorwärts zu bewegen, und alle diejenigen Punkte schon jetzt in Besitz zu nehmen, die ihnen die Schwäche der Römer ohne bedeutenden Widerstand überließ, und die Römer waren und blieben geneigt, alle solche Verletzungen der Bundestreue entweder stillschweigend zu übersehen, oder durch schwache Demonstrationen nur den Schein ihres Rechtes zu wahren, so lange jene nicht die eigentlichen Lebensnerven ihrer Existenz in Gallien antasteten. Das aber lag noch durchaus nicht in der Absicht der Franken, denn ihr Gefühl sagte ihnen, daß sie eben so sehr der Reste der römischen Macht und der mannigfachen Hülfsmittel, die sie selbst in ihrem äußersten Verfall darbot, benöthigt seien, um den zahlreichen deutschen Rivalen jetzt und für die Zukunft den Rang abzulaufen, wie die Römer der Franken bedurften, um ihre Existenz gegen jene zu vertheidigen.

Die spätere historische Sage knüpft aus dieser Situation heraus

an den Namen des Chlodio, eines salisch-fränkischen Fürsten oder Königs, die Erinnerung an bedeutende Eroberungen auf Kosten der Römer.[6]) Es ist schwierig, aus unzweifelhaft sagengemäß umgemodelten geschichtlichen Thatsachen chronologische Resultate zu gewinnen, aber man kann doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sehen, daß es ungefähr um die Mitte des fünften Jahrhunderts gewesen sein muß, als Chlodio, vom Glücke begünstigt, eine Reihe von Städten und Landschaften in seinen Besitz brachte, die damals noch unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des Reiches standen. Chlodio überschritt, wie erzählt wird, die vielberühmte silva carbonaria, den Wald von Soignies, der seit unvordenklichen Zeiten die Südgrenze der Wohnsitze der salischen Franken gebildet hatte, um bis an die Somme hin seine Herrschaft auszubreiten.[7])

In der alten Heimath an der Schelde trug alles ein fast ausschließlich deutsches Gepräge, trotzdem daß einstmals auch hier nur romanisirte Kelten gewohnt hatten. Aber alle Spuren des römischen Wesens waren durch den langsamen Gang der Eroberung, durch

---

6) Chlodio, denn so und nicht Chlojo wird wohl zu schreiben sein, weil sich Müllenhoffs gekünstelte Ableitung von hlôjan, mugire (Ztschr. VI. 434) so wenig wie die fast ebenso wunderliche H. Müllers halten läßt und der Name deutlich seine Verwandtschaft mit den zahlreichen anderen der merovingischen Königsfamilie beurkundet, die von dem Adj. Hlud *κλυτος* oder dem damit in Stamm und Bedeutung identischen Hrôd gebildet sind, ist ohne Zweifel eine geschichtliche Figur, aber die Eroberungen, die ihm Gregor. Tur. II. 9 zuschreibt und aufzählt, sind im Einzelnen nicht ebenso fest geschichtlich begründet. Aus Sidon. Apollin. V. 211 geht nur hervor, daß er die Landschaft von Arras plünderte, aber nicht, daß er sie wirklich in dauernden Besitz nahm. Cameracum, Cambray, im Rücken von Arras und zwischen dieser Stadt und den unzweifelhaften älteren Sitzen der salischen Franken nördlich vom Wald von Soignies gelegen, war zu Chlodwigs Zeit erweislich nicht im Besitz der Linie von Chlodios Nachkommen, zu denen Chlodwig selbst gehörte, wenn gleich in den Händen fränkischer Fürsten. Nur wenn auch sie vielleicht von Chlodio abstammen, so wäre denkbar, daß er bereits auch diese Stadt erobert habe. S. dar. auch unten Anm. 9.

7) Die alte, d. h. die im Gegensatz zu den Eroberungen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, welche noch deutlich in der Erinnerung der späteren Zeit lebten, in einer unvordenklichen Zeit in Besitz genommene Heimath der salischen Franken lag in Torandrien, zwischen der Schelde-Mündung und dem Oberlauf der Lys; s. Waitz das alte Recht d. s. Fr. S. 59 u. ff.

den Widerstand der damals noch vertheidigungsfähigeren Römer, welche sich nur Schritt für Schritt zurückzogen und ein gänzlich verwüstetes und beinahe entvölkertes Land hinter sich ließen, verwischt. Von der merkwürdigen Doppelseitigkeit im Charakter der germanischen Stämme damaliger Zeit, der den Stempel eines grenzenlosen Dranges in die Ferne, eines ziel- und rastlosen Begehrens in so erschreckender Schärfe trug und daneben doch immer noch eine Spur der alten Stätigkeit und Selbstbeschränkung bethätigte — noch immer versuchten sie mit einer auf die zäheste Dauer aller Verhältnisse gegründeten Beschäftigung, mit dem Ackerbau, auf dem neugewonnenen Boden festzuwurzeln — war der letztere Zug vielleicht durch eine ursprüngliche Anlage der fränkischen Stammesindividualität, vielleicht auch durch den Einfluß zufälliger Verhältnisse hier besonders prägnant zur Entwickelung gekommen, jedenfalls zum größten Nutzen für die Zukunft des Volkes. Es bot sich hier ganz von selbst dem Geiste der flüchtigen Unruhe, der schattenhaften Rastlosigkeit, der bei anderen deutschen Stämmen der Zeit, begünstigt durch äußere Umstände, ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die körnige Schwere in der gemeinsamen nationalen Anlage gewonnen hatte, ein vollkommen hinreichendes Gegengewicht dar. So vollzog sich in dem fränkischen Wesen eine höchst glückliche Mischung des activen und passiven Elementes, die es während der ganzen Dauer seiner welthistorischen Laufbahn nie verlor. Sie bedingte seine außerordentliche Virtuosität im Ergreifen des günstigen Momentes für epochemachende Thaten und seine ebenso große Virtuosität in der Aneignung der ganzen Summe von Consequenzen, die aus einer einmaligen Kraftanspannung sich entwickeln ließen, während alle anderen germanischen Stämme, welche damals und später auf den geschichtlichen Schauplatz zu treten berufen waren, ohne Ausnahme, sich durch Uebertreibung nach der einen oder der anderen Seite hin um den wahren Lohn ihrer Thaten brachten.

In den seit der Mitte des fünften Jahrhunderts neueroberten Landschaften, deren Erwerbung von der historischen Sage an den Namen des Chlodio geknüpft wird, gestalteten sich die Bevölkerungs- und Ansiedelungs-Verhältnisse wesentlich anders, als in dem in jeder Beziehung deutsch gewordenen Lande an der Schelde. Die römische Bevölkerung, die daselbst schon bei der Eroberung, so viel sich erkennen läßt,

lange nicht mehr die Stärke und Consistenz wie früher hatte, erhielt sich doch neben und unter den neuen Herrschern und Ansiedlern. Sie lebte, nachdem die ersten Nachwehen der Kämpfe vorübergegangen waren, die zu ihrer Unterwerfung führten, im Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens, in ihrer persönlichen Freiheit ungekränkt, in ihren gewohnten Beschäftigungen ungestört, in der vollständigen Geltendmachung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten nur wenig durch die Sieger beschränkt, im Genusse ihres selbstständigen Rechtes und in einer fest und nicht ungünstig bestimmten staatsrechtlichen Stellung den Franken gegenüber fort. Namentlich in den zahlreichen Städten des Landes bildete sie nach wie vor die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung, denn auch bei den Franken hatte sich damals noch die herkömmliche Abneigung der Deutschen vor einem Verschluß zwischen engen Mauern und Gassen und vor einer Hingabe an alle specifisch-städtischen Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten frisch genug erhalten.

Viele römische Familien dieser Gegenden, die durch Herkunft oder Reichthum sich auszeichneten, traten bald nach der fränkischen Eroberung in ein näheres Verhältniß zu den vornehmeren Franken und besonders zu der fürstlichen Familie. Die Brücke dazu wurde ganz von selbst durch die eigenthümliche Stellung der fränkischen Fürsten zu dem römischen Reich, zu dem kaiserlichen Hofe und den römischen Statthaltern in Gallien geschlagen. Sie betrachteten sich herkömmlich immer als Glieder des römischen Reichs, freilich ohne sich für Unterthanen desselben zu halten und ohne auf die vollste Ausbeutung aller der Vortheile, welche durch eine vollständige Souveränetät bedingt waren, zu verzichten. Ihren eigenen Volksgenossen gegenüber trug diese doppelte Basis ihres fürstlichen Bewußtseins nicht wenig dazu bei ihr Ansehen zu erhöhen, denn auch die Franken standen wie alle anderen deutschen Völker dieser Zeit, die mit den Römern in Berührung gekommen waren, noch in dem Banne eines zwar groben, aber doch überwältigenden Gesammteindruckes des römischen Wesens, oder der großartigen Resultate der antiken Cultur, die sich damit unauflöslich verbunden hatten, wenn sie auch im Einzelnen jedes Stück dieses römischen Wesens und jeden einzelnen Römer als solchen mit Haß oder mit Geringschätzung je nach den Umständen zu betrachten und zu beurtheilen sich angewöhnt haben mochten. Auch die fränkischen Fürsten versuchten

sich das ihnen und ihren Landsleuten aufs Höchste imponirende Formengepränge des römischen Hofceremoniells und vornehmen Lebens anzueignen, und Niemand konnte besser befähigt sein, sie darin zu unterweisen, als geborene Römer aus den höheren Ständen, die in jenem aufgewachsen und nach der Art der Zeit von dem aufrichtigsten Glauben an seine seligmachende Kraft durchtränkt waren.

Childerich. Unter den fränkischen Fürsten des fünften Jahrhunderts war Childerich, vielleicht der Sohn jenes Chlodios [8]), obwohl er der

8) Die historische Sage bei Gregor von Tours und in der Hist. Epitom. macht Childerich zum Sohn des Meroveus, der ein Sohn Chlodios, oder vielmehr eines aus dem Meer entstiegenen Ungeheuers und der Gemahlin Chlodios heißt. In einer dem 11. Jahrhundert angehörigen Genealogie der fränkischen Herrscher (Pertz II. 307), die manches Merkwürdige enthält und wenigstens von allen bisher bekannten in den Hauptsachen unabhängig ist, stehen dagegen zwischen Meroveus und Chlodio zwei Königsnamen. Da der Name Meroveus auch später noch in dem fränkischen Königsgeschlecht in Gebrauch ist, so ist aus dem Namen allein nicht zu erweisen, daß seine ganze Persönlichkeit nur ein Erzeugniß der reflectirenden Sage ist, die für den Stammnamen der Merovinger eines Eponymos bedurfte. Auch ließe es sich recht wohl denken, daß man später den mythischen Ursprung des ganzen Geschlechtes der fränkischen Könige, der von der Sage anfänglich in viel fernere Zeiten zurückgeschoben und an einen jedenfalls ganz und gar mythischen Eponymos Meroveus geknüpft ward, der mit diesem Meroveus des fünften Jahrhunderts nichts weiter als den Namen gemein hat, weiter herab verlegte, verleitet durch die dunkele Erinnerung an einen im fünften Jahrhundert wirklich vorhandenen Meroveus, von dem man außer dem Namen nichts wußte. Immer muß es auffallend genannt werden, daß sich zwischen Chlodio und Childerich, die beide in ihren Hauptzügen, unbeschadet des sagenhaften Schmuckes, mit dem sie umgeben wurden, ebenso historisch sind wie Attila, Theodorich, Karl der Große, eine vollkommen dunkle Periode in der Ueberlieferung, auf die kaum die Sage einen schwachen Schimmer wirft, findet. In Ermangelung positiver Beweise könnte man sich mit einiger Wahrscheinlichkeit zu der Annahme bequemen, daß Chlodio und Childerich unmittelbar als Vater und Sohn zusammengehören, wozu die chronologischen Daten und der äußere und innere Zusammenhang der Begebenheiten bestens stimmt, und daß Meroveus einer der zahlreichen fränkischen Fürsten jener Zeit gewesen ist, die meist bis auf den Namen verschollen sind. Seine Erhaltung würde er dann nur einer chronol. Verwechselung der Tradition verdanken, die sein Name veranlaßte.

Es versteht sich von selbst, daß diese erwähnte Sage entschieden deutsch-heidnischen Ursprunges ist, allein es heißt aller Genauigkeit wissenschaftlicher Untersuchung Hohn sprechen, wenn Müllenhoff (Ztf. VI. 432) die einzelnen Züge derselben ausführend, dem Meer-Ungeheuer die Gestalt eines Rindes beilegt,

historischen Sage als ein Sohn des Meroveus gilt, derjenige, der die so höchst folgenreiche Hinneigung und Anlehnung des fränkischen Königthums an den römischen Hof- und Militärprunk vorläufig zum Abschluß brachte. Sein an Wechselfällen überreiches Leben drehte sich im Wesentlichen immer nur um den einen Punkt: um die Lösung der großen Aufgabe, sich durch die Römer und neben den Römern in Gallien festzusetzen, ohne aus dem Zusammenhang mit der nationalen Vergangenheit seines Volkes herauszutreten. Es wäre ihm bei seiner Begabung und seinem Glücke ein Leichtes gewesen, die Rolle, die einst sein Stammgenosse Arbogast am Hof von Mailand gespielt hatte, mit noch größerem Erfolge in Ravenna oder Konstantinopel aufzunehmen und als der erste Mann des Reiches unumschränkt zu gebieten, oder er hätte auch, ohne erheblichen Widerstand befürchten zu müssen, ganz Gallien, soweit es noch in römischen Händen war, erobern und dort ein selbstständiges Reich nach Art des westgothischen, burgundischen oder vandalischen gründen können. Mit Ehrgeiz, Habsucht und Genußgier war er wo möglich noch reicher, als irgend ein anderer der germanischen Eroberer ausgestattet, auch banden ihn nicht die Rücksichten der Freundschaft oder Anhänglichkeit, oder der Buchstabe beschworener Verträge. Aeußerlich und innerlich zureichende Mittel hätten ihm sein Geist und sein Muth, sowie die Naturkraft seines Volkes mehr als genug geboten. Die Hindernisse lagen einzig und allein in ihm selbst. Es war jener außerordentlich richtige Instinkt, der bisher sich stets in der Geschichte des fränkischen Volkes bethätigt hatte, der auch jetzt Childerich selbst und sein Volk Angesichts der verlockendsten Gelegenheit zu einer besonders damals und besonders wieder bei Germanen fast unbegreiflichen Selbst-

---

und aus dieser seiner wunderlichen Conjectur und einigen anderen unkritisch zusammengerafften Citaten folgert, daß sich unsere einheimische Mythe die Wassergottheiten häufig in Stiergestalt dachte. Der auch sonst mit gelehrten Reminiscenzen behaftete Verfasser der Histor. Epit. nennt den Dämon minotaurus, wobei ihm die mit Stierköpfen oder auch mit Stierhörnern versehenen Flußgötter der römisch-griechischen Mythe und Kunst vorschweben mögen, offenbar aber will er damit nicht sagen, daß jenes Meerungeheuer gerade in dieser Gestalt — die in jedem Falle noch von einem wirklichen Stier unterschieden ist — aus dem Meere aufgestiegen, sondern nur, daß ein Meergott, der Vater des M. gewesen sei.

beschränkung veranlaßte. Childerich begnügte sich mit der Vorarbeit für künftige Zeiten. Er lebte sich ganz in das schon angebahnte System ein, mit den Römern zusammen gegen die übrigen deutschen Besitzer der gallischen Provinzen Front zu machen. Ganz von selbst wurde er und sein Volk dadurch der eigentliche Schwerpunkt der Verhältnisse von Gallien, während er noch immer die höhere Autorität des Aegidius und seines Sohnes Syagrius, der römischen Statthalter des Landes, voranschob und sich seine ganze Thätigkeit auf den pflichtmäßigen Schutz dieser letzten Vertreter der legitimen Herrschaft zu beziehen schien. Dabei wußte er doch vortrefflich die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich außerhalb des Rayons des eigentlich fränkischen Gebietes einzelner fester Positionen als Stützpunkte für die Zukunft zu bemächtigen, denn ohne daß er sich weiter von dem lebendigen Eingreifen in die Gegenwart durch träumerisches Hinaussehen in die Ferne hätte abziehen lassen, wie dies sonst so sehr im Wesen der deutschen Art lag, war er und sein ganzes Volk doch gehoben und getragen durch die Ahnung, daß ihm und seinem Geschlechte Ehre, Reichthum und Macht in Fülle noch aufgespart sei.

Chlodwig.

Sein Sohn und Nachfolger Chlodwig erntete die Früchte seiner vorsichtigen, und wenn man so sagen darf, organischen Politik. Aber auch er besaß und fast in noch gesteigertem Maße die Kraft der Selbstbeherrschung und des Ansichhaltens, wo ein scheinbar in nächster Greifbarkeit winkendes Ziel es gleichsam darauf angelegt zu haben schien, ihn aus dem festen Geleise zu bringen. Diese Kunst vertrug sich bei ihm, wie bei seinem Vater, mit der raschesten Thatkraft, mit dem feurigsten Eingehen auf den Moment und dessen Forderungen, sie vertrug sich aber auch mit der größten Barbarei in den vorgesteckten Zielen und in der Wahl der Mittel, die zu ihrer Erreichung ins Werk gesetzt wurden. Es war nichts weiter als derselbe Instinkt, der dem Raubthier die Geduld giebt, mit der es sich still in den Hinterhalt verstecken und auf seine Beute lauern kann, während es doch der grimmigste Hunger peinigt. Auch nicht ein Bestandtheil höherer Menschlichkeit läßt sich darin entdecken. Und doch war Chlodwig wie sein Vater schon damit den meisten seiner von gleichen Voraussetzungen der Nationalität und der geschichtlichen Umgebung bedingten Zeitgenossen, den Königen und Fürsten der germanischen Völker und Staaten dieser Periode, weit überlegen,

wenn man den einzigen Theodorich, den Ostgothen, ausnimmt. Die anderen schwankten alle auf die häßlichste und unfruchtbarste Weise zwischen einem schrankenlosen Streben ins Weite, zwischen den ungemessensten Plänen eines Ehrgeizes und einer Begierde, die neben sich weder das Recht der Anderen, noch auch die Schlauheit und die Kunst der Anderen anerkennen will, die der ihrigen allenfalls gewachsen oder überlegen sein könnte, und zwischen der Unzulänglichkeit ihrer äußeren und inneren Hülfsmittel, wodurch so oft dem Fluge ihres phantastischen Strebens auf die demüthigendste Weise Halt geboten wurde.

Als im Jahre 480 mit dem Tode des Kaisers Julius Nepos endlich der letzte Schimmer der Legitimität von dem römischen Statthalter in Gallien, Syagrius, wich, und er, desselben beraubt, für nichts mehr gelten konnte, als für einen auf seine eigene Kraft gestellten, ganz unabhängigen Landesfürsten, der sich nur dadurch von den westgothischen, burgundischen, vandalischen Königen unterschied, daß er, der Römer, nur durch das sehr schwache Band eines Soldvertrages mit den deutschen Truppen zusammenhing, die ihm seine fürstliche Macht gewährleisteten, während jene durch ihre Herkunft und geschichtlichen Traditionen aller Art untrennbar mit ihren Völkern verwachsen waren, hörten auch für die Franken die Rücksichten auf, die sie bis dahin zu ihrem leisen und vorsichtigen Auftreten bestimmt hatten. Nichtsdestoweniger ließ es Chlodwig noch volle fünf Jahre von seiner Thronbesteigung gerechnet, vom Jahre 481 bis 486 anstehen, ehe er den an und für sich unhaltbaren Zuständen dieses weder römischen, noch deutschen Staats in der Mitte von Gallien ein Ende machte. Bei der Ueberlegenheit seiner Hülfsmittel wurde es ihm leicht Syagrius anzugreifen und zu besiegen, ehe noch eine der anderen Mächte, die sich in den Besitz von Gallien theilten, sich in den Kampf zu mischen und ihm die Beute wegzunehmen oder zu schmälern vermochte. Dem Umfange nach war die neue Eroberung nicht sehr bedeutend. Nur die Mitte des eigentlichen Galliens, die Landschaften zwischen der Seine und Loire, umfaßte dieser letzte Rest römischer Herrschaft, allein es waren hochcultivirte und wohlbevölkerte Gegenden mit vielen festen und reichen Städten, darunter Paris, das schon in den letzten Jahrhunderten der römischen Zeit be-

gonnen hatte die Rolle eines Centrums des ganzen nördlichen und mittleren Galliens zu spielen.

In dem neueroberten Lande gestalteten sich die Beziehungen der römischen Bevölkerung zu dem fränkischen König und seinem Volke sehr analog denen, die sich in den älteren Eroberungen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts schon einigermaßen fixirt hatten. Sie blieb in ihrem Besitz und ihren Rechtsverhältnissen unangetastet, nachdem die Gewaltthätigkeiten, die der ohnehin nur kurzdauernde Krieg gegen Syagrius nach der Art der Zeit in seinem Gefolge gehabt hatte, schnell vorübergegangen und vergessen worden waren. In der ersten Zeit nach der Eroberung machte sich der Wechsel der Herrschaft den Römern nicht einmal dadurch bemerklich, daß sich fränkische Einwanderer in größerer Zahl unter ihnen niederließen. Erst allmälig strömte eine verhältnißmäßig große Masse von Franken auch in das mittlere Gallien und sogar noch weiter nach Süden und Westen ein, doch dies geschah zu einer Zeit, wo sich das römische Element der Landesbevölkerung, das selbst in der Krisis der Eroberung nur wenig erschüttert worden war, wieder gänzlich und in allen Beziehungen consolidirt hatte, und die Einwanderer, wenn auch noch so zahlreich, zerstreuten sich über ein so weitläufiges Gebiet, daß sie schon deshalb der Bevölkerung nicht ihren wesentlich römischen oder keltisch-römischen Typus zu entziehen vermochten. Eigentlich deutsch war und blieb von den Landschaften, über die Chlodwig im Anfang seiner Regierung gebot, nur das alte salisch-fränkische Stammland an der Schelde. Von da bis zur Somme, in den Erwerbungen Chlodios und Childerichs, mögen sich damals beide Nationalitäten ungefähr die Wage gehalten haben, bis nach einiger Zeit das fränkische Blut überwog und das romanische Element von ihm absorbirt wurde. Westlich und südlich von der Somme begann ein durchweg römisches Land, in welches nur einzelne fränkische Ansiedelungen inselartig eingesprengt waren. — Dagegen lag hier in dem eigentlich römischen Lande Paris, die Stadt, die Chlodwig selbst zum officiellen Mittelpunkt seines Reiches bestimmte, und schon dadurch war die unauflösliche Verkettung des fränkisch-deutschen und des römischen Wesens als die wahre Grundlage der Gegenwart und Zukunft dieses Reiches genugsam bezeichnet.

Auch in staatsrechtlicher Beziehung blieb es bei dem, was sich

bisher als Grundlage des Verhältnisses der römischen Unterthanen zu den Franken und ihren Königen herausgebildet hatte, nur nahm alles eine festere und präcisere Gestalt an, wobei der Vortheil der Römer bei weitem besser als bisher gewahrt wurde.

Es war keine Rede von einer ausschließlichen Berechtigung der Franken in dem neugegründeten Staate, wie es bei den meisten anderen germanischen Völkern herkömmlich galt, welche sich in den Provinzen des römischen Westreiches niedergelassen hatten. Vornehme Römer bildeten nicht bloß einen wesentlichen Bestandtheil der Umgebung des Königs, sondern wurden auch zu Staats- und Militärämtern verwandt. Denn selbst in dem Kriegsdienst und der Wehrhaftigkeit erkannte der erste gallisch-fränkische König die gleiche Berechtigung und Verpflichtung seiner römischen und deutschen Unterthanen an, und hob damit die ersteren, wenn auch vielleicht nicht zu ihrem eigenen Behagen, gewissermaßen auf eine höhere Stufe der Unabhängigkeit als sie unter ihren bisherigen Herrschern eingenommen hatten, wo fremden Soldtruppen der Schutz des Landes überlassen war. Selbst der ostgothische Theodorich wagte die sonst grundsätzlich von ihm festgehaltene Gleichstellung seiner gothischen und römischen Unterthanen nicht so weit auszudehnen. Die Römer blieben gesetzlich von dem Waffenrechte ausgeschlossen, wie sie herkömmlich von der Verpflichtung zum Kriegsdienst befreit waren, und die Gothen bildeten den waffenfähigen Bestandtheil, den Kriegsadel des Gesammtvolkes. — Ja nicht einmal in Hinsicht auf die öffentlichen Lasten trat ein Unterschied zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Volke ein. Die Franken sahen sich, wenn sie Eigenthum erwarben, principiell zu denselben Abgaben verpflichtet, die bei den Römern hergebracht und von dem fränkischen König beibehalten waren, und nur in Folge einer besonderen Begünstigung des Herrschers, keineswegs aber in Folge eines Rechtsanspruches, den die Nationalität gewährte, mochte dieser und jener Besitzer davon befreit sein, im Anfang natürlicher Weise meist Leute fränkischer Herkunft, bis auch einzelne Römer sich nach und nach so in dem fränkischen Hofleben zurecht zu finden wußten, daß sie der geborenen fränkischen Umgebung des Königs auch in solchen Vergünstigungen fast den Rang abliefen. —

Eine solche auffallend günstige Stellung der Römer wird nur verständlich, wenn man sich an die schon lange geordneten Be-

ziehungen zwischen Childerich auf der einen Seite, und Aegidius und Syagrius, den Repräsentanten der legitimen Staatsgewalt, auf der anderen Seite erinnert. Chlodwig trat an ihren Platz, zwar nicht mehr unter dem Namen eines Beamten des weströmischen Imperators, da ein solcher seit dem Jahre 480 nicht mehr vorhanden war, aber als sein natürlicher Stellvertreter, gleichsam als berechtigte Obrigkeit der herrenlos gewordenen Provinzial-Bevölkerung, bis sich dann später seine anticipirte Stellung durch die ausdrückliche Sanction des oströmischen Kaisers in seinen und seiner römischen Unterthanen Augen vollständig legitimirte. So wenig Chlodwig geneigt gewesen sein würde, seinen factischen Besitz auf einen bloßen Protest des oströmischen Kaisers aufzugeben, so wenig konnte sich auch die Staatskunst des Hofes von Konstantinopel, die im Ganzen alle auswärtigen Verhältnisse mit der durchgebildetsten Umsicht und Mäßigung behandelte, zu einem solchen veranlaßt finden, selbst wenn sie sich im Stillen ihre Anrechte auf Gallien bis auf günstigere Zeiten reservirte, wie sie es auch anderwärts den übrigen deutschen Beherrschern ehemaliger römischer Provinzen gegenüber zu halten gewohnt war. Erwägungen der triftigsten Art, insbesondere Chlodwigs Stellung zu der katholischen Kirche und zu dem ostgothischen Reich, veranlaßten sie indessen, aus ihrer rein passiven Haltung herauszugehen und dem fränkischen König ein offenkundiges Zeichen ihrer Anerkennung zu geben, auf das er mit Recht den größten Werth legte. Von da an fiel auch das letzte Hinderniß weg, das die vornehmen und reichen Römer von einer engeren Verbindung mit dem fränkischen Hofe und dem König hätte zurückhalten können, denn nun war er in jedem Sinn ihr legitimer Landesherr. Ungefähr gleichzeitig fällt auch die Erhebung einer mitten im römischen Land gelegenen Stadt, Paris, zum Mittelpunkt des fränkischen Reiches, was die Römer so verstehen konnten, als ob Chlodwig selbst den Schwerpunkt seiner Stellung in seiner Eigenschaft als Beherrscher eines Theiles des römischen Reichs gelegen denke und nicht zunächst in seinem Verhältniß zu seiner deutschen Heimath und zu seinem deutschen Volke.

Es läßt sich nicht wahrnehmen, daß die Franken an dieser so auffallenden Begünstigung der besiegten Römer, an ihrer staatsrechtlichen Gleichstellung, oder an ihrer zahlreichen und mächtigen Vertretung bei dem wahren Mittelpunkt des Staates, bei ihrem König

Anstoß genommen hätten. Nichts weist auf eine Entfremdung hin, die zwischen ihnen und ihrem König eingetreten wäre, nichts auf eine gesteigerte Erbitterung gegen die Römer, die sie natürlich nach wie vor noch immer als das besiegte Volk tief unter sich sahen. Hätte sich damit noch eifersüchtiger Haß verbunden, so würde es nach der Art der Zeit nicht an gewaltsamen Ausbrüchen der gereizten Leidenschaft gefehlt haben.

Unter solchen Umständen kam es den höheren Schichten der römischen Bevölkerung des fränkischen Reiches nicht bei, wie sie es wohl anderwärts thaten, in einer abgeschlossenen defensiven Haltung ihren innerlichen Protest gegen die deutsche Herrschaft einzulegen, oder auch äußerlich, soweit es nicht geradezu gefährlich war, zu erkennen zu geben, daß sie ihre neuen Herrscher trotz ihres Glückes doch für nichts anderes, als für rohe und übermüthige Barbaren hielten. Sie bemühten sich im Gegentheil, sich in die Nähe des Königs zu drängen und ihre Stellung durch fortwährende Aufmerksamkeit, durch die ausgesuchtesten Formen ergebener Dienstbeflissenheit und durch eine anfänglich gewiß mehr erkünstelte, als aufrichtige Bewunderung der persönlichen Heldenhaftigkeit, Klugheit und Charakterkraft Chlodwigs immer mehr zu verbessern und so alle etwa möglichen Ausbrüche seines barbarischen Naturells, das durch irgendwelche Einflüsse in seine angeborene Vernichtungslust gegen alles, was römischen Namen trug, verfallen konnte, im voraus abzuschneiden. Chlodwig selbst empfing mit innerlichster Genugthuung die Huldigungen der Römer, aber er wußte sich wohl vor jener entnervenden Hingabe an das römische Wesen, an die römische Bildung und die römischen Genüsse zu hüten, die unter ähnlichen Verhältnissen zerstörend auf die Kraft der Deutschen einzuwirken pflegte. Denn auch sie konnte sich gelegentlich ebenso schrankenlos geltend machen, wie ihr ebenso häufig vorkommender Gegensatz, jener blinde Zerstörungstrieb gegen alles, was den innersten Kern der römischen Nationalität ausmachte. Chlodwig war und blieb doch immer in seinem eigenen Bewußtsein und in dem seiner Umgebung und seiner Unterthanen ein echter Franke und vergaß es nie, daß er daraus seine Kraft zuerst ableitete, wie er es andrerseits auch nie vergaß, daß er seine Größe wesentlich seiner glücklichen Verbindung mit dem römischen Element verdankte.

Selbst in den äußerlichsten und scheinbar geringfügigsten Din-

gen blieb diese Doppelartigkeit an dem merowingischen Königthum noch bis in die spätesten Zeiten haften. Schon vor Chlodwigs Zeit war manches aus dem römischen Ceremoniell in das fränkische Hofleben eingeführt und damit, so gut es gehen wollte, in Verbindung gebracht worden. Seit Chlodwig bürgerte sich noch mehr davon ein, und es schien, als sollte die ganze Hierarchie der byzantinischen Hofämter, die ganze gespreizte Wichtigthuerei einer bloß für die nichtigsten Ausgeburten der Eitelkeit und Langeweile abgerichteten Menschenklasse und das Schaugepränge eines Götzendienstes der Majestät, das dort dominirte, auch hier nach und nach einziehen. Aber so viel davon auch herübergenommen wurde, so blieben doch noch die alten urnationalen Pfosten und Pfeiler stehen, und das Fremde diente nur zu ihrer oft wunderlichen und barocken, oft romantischen und sinnigen Verkleidung und Verzierung. Der fränkische Hof bot weder damals noch später das traurige und beschämende Schauspiel, welches der ostgothische Hof zur Zeit seines größten Glanzes geboten hatte. Hier galt es eine möglichst genaue, möglichst ängstliche Copie des heiligen Palatiums in Konstantinopel, und man war beinahe untröstlich, wenn es den groben gothischen Gesichtern nicht gelingen wollte, ihre Züge nach der dort als classisch geltenden Hofmiene zu stellen und zu bewegen. Doch gab es an dem fränkischen Hofe dafür auch niemals so hoch komische Contraste wie dort, wo mitten in der raffinirten Weichheit und in dem orientalisch weibischen Schaugepränge des ganzen Treibens um die Person des Königs die derbe und plumpe Figur eines armiger regis, eines königlichen Waffenträgers, als eine Erscheinung aus einer andern Welt und Zeit, aus der naiven Rohheit der barbarischen Vorfahren, hereinragte, völlig unvermittelt und unbegreiflich einen der ersten Würdenträger des Hofes und Reiches vorstellend, wenn man nicht etwa annehmen will, daß Theodorich hierin mit seiner gewöhnlichen Reflexion die Bedeutung der germanischen Waffenfähigkeit symbolisch erkannt und festgehalten habe. Die comites stabuli, thesaurarii, Siniscalchi, pincernae, Referendini, Comites palatii, die Majores domus, und wie sie alle heißen mögen, die die Person eines fränkischen Königs umgeben und sich in seinen Palästen bewegen, sind in ihrem Amt und in ihrer Ehre weder aus den Traditionen des deutschen Alterthums, noch aus dem Vorbild des römischen Hoflebens zu erklären. Sie sind

mit innigster Durchdringung beider Elemente zu neuen, lebendigen Gebilden geworden, als solche weder deutsch noch römisch, sondern fränkisch, gleichviel ob der Name der einen aus der naiven Rohheit der deutschen Urzustände und der Name der anderen aus der raffinirten Eleganz von Konstantinopel entlehnt sein mag.

Die fränkischen Könige werden auf Münzen und anderen Denkmalen mit dem byzantinisch-römischen Schmuck der Majestät, mit der Krone oder dem Diadem und mit langen Prachtgewanden abgebildet; aber das wallende Haupthaar, das Symbol der edelsten und freiesten Abstammung, versinnbildlicht den Zusammenhang mit einer mythischen Vergangenheit, wo noch keine römischen Einflüsse diese an sich so geringfügigen Aeußerlichkeiten berührt hatten. So erinnern noch mitten in dem Prunk und Glanz späterer Tage die schweren, mit Rindern bespannten Wagen, auf denen sie zu großen Festlichkeiten des Volkes oder in feierlichem Conduct von einem ihrer Schlösser zu dem anderen zu fahren pflegten, an die heiligen Gespanne, die einst in der Zeit des Heidenthums die Bilder der nationalen Götter in den großen Festzeiten von einem geweihten Ort zu dem anderen gebracht hatten, und denen sich auch wohl die Stammeshäupter als Priester und Fürsten des Volkes in einer Person bedienen durften.

Freilich blieb man sich in diesen und anderen Dingen nur selten des äußeren Zusammenhanges mit der Vergangenheit lebhaft bewußt, aber man bemühte sich auch nicht, Traditionen, die eben nichts als Traditionen waren, aus purer Reflexion künstlich aufrecht zu erhalten. Was sich noch mehr oder weniger metamorphosirt Alterthümliches in eine spätere Zeit, streng Nationales in eine Periode der mannigfachsten Durchdringung verschiedenster Bildungselemente hatte fortpflanzen können, war durch einen unbewußten Instinkt des Volksgeistes gerettet worden, und wurde von diesem ohne alle Affectation als ein Stück seines Wesens gehegt, ohne daß der Verstand darüber nachdachte, wie es zu der übrigen Physiognomie des gleichzeitigen Lebens harmonirte, und weshalb gerade dies so achtungsvoll respectirt wurde, während doch so viel anderes gänzlich verklungen war.

In dem eigentlichen Kern des Wollens und Strebens der ersten Fürsten, welche die ganze Kraft des fränkischen Volkes in Bewegung zu setzen berufen waren, wird es nicht schwer halten, gleichfalls

eine solche Verbindung und Vermittelung deutscher und römischer Eigenthümlichkeit nachzuweisen. Wenn sie auch noch so roh, noch so kindlich naiv vollzogen war, so war sie doch kräftig und selbstwüchsig, in entschiedenem Styl gehalten, und der specifisch-fränkische Typus verläugnete sich auch hierin nirgends.

Die höchsten Ziele ihrer Politik, die Grundlagen ihres Wollens und Strebens, blieben insofern ihrer nationalen Herkunft treu, als zur Ausbreitung ihrer Macht ein rastloser Ehrgeiz und eine ungemessene Habsucht im großen Style, und der Glaube, daß den Kühnen, daß den Franken alles möglich sei, nach wie vor anfeuerten. Dieselben Motive hatten auch andere deutsche Fürsten und Heerführer dieser wilden Zeit auf die Höhe der Geschichte emporgehoben, und insofern wäre hier nichts specifisch Fränkisches zu entdecken. Aber eigenthümlich war und blieb den fränkischen Fürsten, welche die Größe ihres Hauses und ihres Volkes begründeten, im Gegensatz zu den Mitteln, die andere Barbaren zu denselben Zwecken in Anwendung brachten, jene geduldige Selbstbeschränkung in der Erfindung und Benutzung der Hülfsmittel, welche zur Realisirung ihrer hochfliegenden Ideen dienen sollten, während diese selbst sich, trotz jener specifischen Beimischung, die aus römischer Schule stammt, doch noch die ganze unwiderstehlich wilde Naturkraft des ungebrochenen Barbarenthums bewahrten.

Childerich hätte, wie schon bemerkt, wenn ihm bloß der rohe Ehrgeiz und Sucht nach Glanz und Genuß einwohnte, wie den meisten seiner zeitgenössischen Stammverwandten, sich leicht eine für den Augenblick ergiebigere Laufbahn eröffnen können als ihm seine in so vieler Hinsicht beschränkte Stellung als fränkischer Fürst bot, falls er ganz und gar in römische Dienste hätte eintreten wollen. Es würde ihm nicht schwer geworden sein, zu den höchsten Würden im römischen Reiche emporzusteigen, ebenso wie jene Burgunden, Sueven, Alanen und Hunnen, die damals an den Höfen von Ravenna und Konstantinopel allmächtig geboten. Wenn er sich tüchtiger und kühner als sie alle fühlte, warum sollte ihm nicht sogar in der Ferne das kaiserliche Diadem winken? — Oder er hätte auch in Gallien eine Erobererlaufbahn betreten können, auf der er eben solchen Erfolg und weniger Hindernisse gefunden haben würde, als ein Alarich, Wallia, Geiserich. Statt dessen blieb er, was er war – ein durch vielerlei Rücksichten auf sein Volk und auf sein

eigenthümliches Verhältniß zu den legitimen Vertretern des römischen Reiches beschränkter Fürst von nicht geringem Einfluß und berühmtem Namen, aber beides nur in einem kleineren Kreiß und zufrieden trotz seines glühenden Ehrgeizes der Zukunft zwar nicht auffällig, aber desto gründlicher vorgearbeitet zu haben.

Chlodwig konnte sich nicht mehr besinnen, ob er dem Königthum über die Franken oder der Laufbahn eines römischen Emporkömmlings sein Schicksal anvertrauen wollte: ihm war seine Bestimmung im ganzen durch die Lage der Verhältnisse vorgezeichnet, jedoch noch immer im einzelnen die Möglichkeit dahin oder dorthin zu lenken im umfassenderen Sinn, als es sonst für menschliche Dinge gilt, belassen. Er konnte, wenn er bloß dem nächsten Ehrgeiz sich hingab und das Ziel seiner Thätigkeit in unmittelbarer Greifbarkeit vor sich sehen wollte, in Süden und Westen von Gallien alles das finden, was einen Eroberer gewöhnlichen Schlages anlocken mochte, von wo aus sich denn ein unermeßlicher Horizont nach allen Seiten hin eröffnete. Seine ersten großen, schon in einem Alter von zwanzig Jahren vollbrachten Kriegsthaten, die Besiegung des Syagrius und die Eroberung des römischen Galliens, beweisen, daß ihm der Muth und die Leidenschaft zu einer solchen Benutzung der gegebenen Gelegenheit im eminenten Maße eigen waren. Aber mitten in dem starken Zuge nach Süden und Westen, den zu empfinden er ebenso befähigt war, wie die Seelen aller damaligen deutschen Eroberer, verstand er es doch inne zu halten und den Blick nach rückwärts zu dem eigentlichen Quelle seiner Macht zu lenken.

Der scheinbar so gleichgültige Umstand, daß es neben ihm noch andere Fürsten der Franken gab, daß ihm nicht das ganze fränkische Volk, sondern ein verhältnißmäßig nur geringer Theil davon unmittelbar gehorchte, beschäftigte ihn mitten unter den großartigen Erfolgen und noch großartigeren Plänen, deren Object die gallisch-römische Culturwelt, die überschwänglich reichen und lockenden Länder an der Loire und Rhone waren. Man kann nicht umhin, hierin einen höheren politischen Instinkt zu erkennen, der über den nächsten und natürlichsten Hang der bloßen, einfachen Eroberungslust und Habsucht den Sieg davon trug. Diese hätte sich ja am kürzesten und leichtesten, so zu sagen am anschaulichsten nach jener Seite hin austummeln können. So geschah es, daß ihm die Befestigung und die Ausbreitung seiner Macht

in den eigentlich deutschen Ländern ebenso das Ziel seiner Thätigkeit wurde, wie die Eroberung Galliens, wenn ihn auch diese, wie natürlich, mehr anzog und seine Phantasie wohlthuender beschäftigte als jene. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn er die Geisteskraft und die äußeren Hülfsmittel, welche er zu dem Zwecke der Beherrschung aller Franken verwandte, bloß nach der anderen Seite hin, nach dem ihm vom Schicksal aufbewahrten Theil von der Beute der römischen Welt hätte concentriren wollen, er noch ganz andere Resultate erzielt haben würde, als er bei einer solchen Spaltung seiner Kräfte erzielte. Aber er arbeitete damit auf eine schwer nach ihrer vollen Bedeutung zu schätzende Weise der Zukunft seines Hauses und seines Reiches vor, gerade so wie sein Vater Childerich in seiner Weise derselben vorgearbeitet hatte. Er leitete eine unauflösliche Verbindung ein zwischen den deutschen Völkern, die noch gar nicht oder unbedeutend von dem römischen Wesen berührt und umgebildet worden waren, und dem Mittelpunkte der fränkischen Herrschaft, der seit seiner Zeit auf romanischem Boden gesucht werden mußte. Sie bedingte die eigenthümliche welthistorische Bedeutung des fränkischen Reiches sehr wesentlich und führte diesem zunächst und fortwährend eine Fülle noch unerschöpfter Kräfte zu, die es ganz unmöglich machte, daß es auch den Franken erging, wie es allen anderen deutschen Völkern ergangen war, die bis dahin Versuche zur Staatenbildung innerhalb des römischen Reiches gemacht hatten. Diese waren ohne Ausnahme zuletzt immer an ihrer Abgetrenntheit von den physischen und geistigen Lebensbedingungen ihrer Heimath und ihrer Urzustände zu Grunde gegangen, so recht von innen heraus vertrocknet. Dem fränkischen Reich dagegen stand fortwährend durch die Fülle des noch naturwüchsig gesunden deutschen Wesens in seiner noch fast unberührten Barbarei oder alterthümlichen Naivetät ein Strom von frischen Kräften zu Gebot, die notorisch in kritischen Augenblicken, z. B. während des Kampfes mit dem von Spanien aus nach Frankreich vordringenden Islam, ihm Rettung brachten, wo sonst alles verloren gewesen wäre.

Gewiß geschah, was von Chlodwig in dieser Hinsicht gethan wurde, nicht in Folge einer klaren staatsklugen Ueberlegung, eines großen politischen Systems, sondern ganz unwillkürlich durch denselben inneren Drang, der ihn auch in den puren Aeußerlichkeiten

des Lebens nicht ganz in die römische Art aufgehen ließ, trotz ihres mächtig auf ihn wirkenden Eindruckes. Was die staatskluge Reflexion des ostgothischen Theodorichs nicht erreichen konnte, was bei ihm, eben weil es aus bloßer Abstraction geboren war, immer ein unfruchtbarer Gedanke blieb, das wirkte hier mit der ganzen Mächtigkeit eines natürlichen Triebes und eines natürlichen Verhältnisses, und ward so das eigentlich befruchtende Element für die Zukunft des fränkischen Reiches, ja von ganz Europa, wenn man die Folgen erwägt, die sich aus der Einwirkung der durch die Franken vermittelten christlichen Cultur auf das eigentliche Deutschland ergaben.

So beseitigte er zuerst die anderen kleinen Fürsten oder Könige der fränkisch-sigambrischen Abtheilung des großen fränkischen Volkes, die bis zu seiner Zeit neben den größeren Territorien, über die er als fränkischer König unmittelbar gebot, noch kleine Gebiete in einer gewissen Selbstständigkeit beherrschten, wenn schon in Chlodwigs Hause die Oberfeldherrschaft und dann das Oberkönigthum über alle sigambrischen Franken hergebracht gewesen zu sein scheint.[9])

---

9) Das Verhältniß dieser zahlreichen fränkischen Fürsten zu Chlodwig und dem eigentlichen regierenden Hause gehört zu denjenigen Punkten der älteren fränkischen Geschichte, die am häufigsten besprochen und am dunkelsten geblieben sind. Gregor nennt sie alle zusammen, Sigebert von Austrasien mit eingerechnet, parentes Chlodwigs. Sigebert erscheint übrigens bei ihm durchweg als ein ganz unabhängiger Fürst eines großen und mächtigen Volkes, der nur im Schutz- und Trutzbündniß mit Chlodwig steht. Die von Gregor gleichfalls reges Francorum genannten Ragnacharius und Chararich dagegen waren Chlodwig, wie man aus seiner Darstellung sieht, wenigstens zur beständigen Heeresfolge verpflichtet, und damit schon nicht in dem Sinne souverän, wie er oder Sigebert. Ragnachar hatte seinen Sitz zu Cambray, das schon Chlodio erobert haben soll. Wenn dies begründet — und mit unseren geschichtlichen Hülfsmitteln läßt sich wenigstens kein directer Gegenbeweis führen — so konnte er ebenso gut, wie Chlodwig selbst, von Chlodio abstammen. Er wäre vielleicht auch ein Sohn oder Enkel jenes fränkischen Fürsten in der Mitte des fünften Jahrhunderts, der mit seinem Bruder über die Nachfolge im väterlichen Reiche, d. h. über die Erbtheilung stritt. Der ältere Bruder rief damals die Hülfe des Attila an, der jüngere wandte sich an Aetius; Attila benutzte das Gesuch des älteren zu einem Vorwand für seinen Einbruch in Gallien, s. Prisc. Legat. 8. Der jüngere Bruder wurde von Aetius adoptirt. Die Namen der beiden Brüder, sowie ihres Vaters, sind nicht überliefert, und so mag es denn erlaubt sein, den jüngeren mit Childerich zu identificiren, der, wie

Allerlei Mittel sehr verwerflicher Art vom Standpunkt humaner Moral, erlaubte von seinem aus und dem seiner Zeit, welche die rücksichtslose Ueberlegenheit des Individuums allein schätzte und zu verwerthen wußte, dienten zu ihrem Untergang. Darnach kam auch die andere Hauptabtheilung des fränkischen Stammes, die ripuarischen Franken, an die Reihe ihm unterthänig zu werden. Die Aufgabe war ungleich wichtiger, aber auch schwieriger. Er löste sie durch eine seltene Verbindung kalter Perfidie und feuriger männlicher Thatkraft, und wurde an der Stelle des von ihm betrogenen und geopferten Königs Sigebert und seines Sohnes König der Ripuarier. Die ripuarischen Könige hatten bis dahin außer über den nächsten Kreis ihres Stammes auch über die ehemaligen Chatten und andere größere und kleinere Völker, die den Collectivnamen der Franken trugen, geherrscht, eine Stellung, die von selbst nun auf Chlodwig überging. So war er wirklich und völlig König aller Franken, die bis dahin niemals in der Geschichte unter einer einheitlichen Leitung gestanden hatten.

Man möchte fast zu der Annahme versucht sein, daß ihm bei diesen Bestrebungen das in eigenthümlicher Stärke entwickelte Nationalbewußtsein und der unbefriedigte Ehrgeiz dieser Völker wenn auch nicht gerade anfänglich schon fördernd und aufmunternd entgegengekommen, doch wenigstens später hülfreich zur Seite gestanden sei, als sie sich durch ihn zu großartiger und nach ihrer Sinnesweise im höchsten Maße lohnender Thätigkeit in Bewegung gesetzt sahen. So nahm die scheinbar zufällige und durch den Ehrgeiz eines Einzelnen zu Stande gebrachte, ja zusammengezwungene Ver-

---

vermuthet wurde, selbst ein Sohn Chlodios ist. Vielleicht wäre für den älteren der Name des Meroveus festzuhalten, der, so viel sich sehen läßt, auch in diese Zeit und in die nächste Verwandtschaft mit Chlodio und Childerich gehört. Gregor (II. 42) erwähnt neben Ragnachar und Chararich noch zwei Brüder des ersten, Richar und Rignomeris. Ob aber der letztere zu Le Mans König gewesen, oder nur daselbst hingerichtet worden sei, geht aus Gregors Worten nicht deutlich hervor. Ruinart interpungirt so, daß der erste Sinn herauskommt, und Cointius ad ann. 477 folgt Ruinart. Davon sind dann die meisten Neueren abhängig, welche dieses Verhältnisses Erwähnung gethan haben. Es ist aber an und für sich sehr unwahrscheinlich, daß Le Mans schon vor Chlodwigs Zeit den Franken unterworfen gewesen sein sollte, wie man doch in diesem Fall annehmen müßte.

bindung bald eine solche solide Haltbarkeit an, als wenn sie der natürliche Zug der Dinge und ein unwillkürlicher geschichtlicher Proceß hervorgerufen hätte.

Es war aber auch zugleich eine Erscheinung, die in der bisherigen Geschichte der deutschen Stämme noch gar nicht vorgekommen war. Alle Kräfte einer der größeren Abtheilungen des deutschen Gesammtvolkes, eines Hauptstammes, mit so großer Entschiedenheit nach einem Centrum hin strebend und von einem Centrum aus bewegt, war etwas wesentlich Unterschiedenes von dem lockeren, mehr negativen als positiven Zusammenhang der bis dahin unter den Gliedern eines Stammes bestanden hatte. Dieser reichte höchstens auf kurze Zeit aus um gegen einen gefährlichen äußeren Feind Front zu machen, kaum zu einem Angriffskrieg, niemals um irgend eine dauernde Aufgabe der Geschichte zu ergreifen und zu lösen. Und wenn auch eine spätere Zeit jene Centrifugalkräfte, die damals und immerdar im deutschen Volksleben so verhängnißvoll mächtig sich erwiesen, wieder entband und gefährliche Explosionen veranlaßte, die alles wieder in das frühere Chaos der Vereinzelung zurückschleudern zu wollen schienen, so wirkte im Stillen doch die Kraft der einmal glücklich organisirten Cohäsion in den von der Natur selbst zu einer dauernden Gegenseitigkeit bestimmten Elementen fruchtbar fort und verhinderte wenigstens auf lange hinaus und bis in eine wesentlich auf andere Voraussetzungen gegründete Periode der Geschichte eine totale Zerklüftung.

Am wichtigsten aber war es, daß Chlodwig durch eine geschichtliche Nothwendigkeit fortgerissen nicht einmal an der allernächsten natürlichen Grenze seines Verhältnisses zu den eigentlich deutschen Völkern Halt machen konnte. Schon ehe er die letzte Hand an die Vernichtung des ripuarischen Königshauses und die Vereinigung seines Erbes mit dem salisch-fränkischen Reiche legte, machte es sich ihm unbedingt nöthig, die gefährlichsten Feinde desselben, die Alamannen, zu bändigen, welche ohne sein Dazwischentreten dieses deutsch-fränkische Reich unfehlbar vernichtet haben würden. Mit seiner gewöhnlichen großartigen Energie begnügte er sich nicht sie zurückzutreiben und seine Stammverwandten einstweilen sicher zu stellen, sondern er brachte ihnen so schwere Schläge bei, daß sich der größte Theil dieses wilden und ungebändigten Volkes, das einst Jahrhun-

derte lang der Schrecken der Römer gewesen, ihm unterwerfen und der fränkischen Oberherrschaft huldigen mußte.

Für Chlodwigs Nachfolger war es von der größten Bedeutung, daß sie sich von dem ruhmgekrönten Begründer ihrer Macht, dessen Vorbild selbstverständlich ihnen allen, wenn auch nur um es äußerlich zu copiren, vorschwebte, diese Richtung mit so großer Entschiedenheit vorgezeichnet sahen. Sie hielten dieselbe, gleichviel ob von demselben gesunden Instinkt wie ihr Ahn geleitet, oder weil er es so gethan, besonders in den nächsten Generationen auch wirklich mit nicht geringer Thatkraft und überraschendem Erfolge fest, und wurden dabei durch das Bedürfniß der innern deutschen Völker nach einem möglichst festen Stützpunkt, an den gelehnt sie sich gegen äußere Feinde der gefährlichsten Art und von fremdem Ursprung, die Avaren und Slaven, zu behaupten versuchten, wesentlich gefördert. Damit wurde den Wechselbeziehungen zwischen den Franken und den innern deutschen Völkern, die für beide die Grundbedingung ihrer weiteren geschichtlichen Entwicklungen bilden sollten, eine reale Basis von unzerstörbarer Festigkeit unterbreitet, die allein die lange und innige Dauer derselben ermöglichte.

In allen diesen so wichtigen Beziehungen war es, wie sich ergiebt, vorzugsweise doch die Persönlichkeit Chlodwigs, die den Gang der geschichtlichen Thatsache bestimmte, und nicht die natürliche Schwerkraft der Massen, an deren Spitze er stand. Vielmehr wußte er sich diese hierin und in anderen Dingen soweit dienstbar zu machen, als sie nach der von ihm gegebenen Anregung mit eigener innerer Genugthuung sich in Thätigkeit setzen lassen konnten. Er muthete ihnen mit feinem Gefühle für ihre Neigungen und Kraft nichts zu, was nicht mit beiden harmonirte, was sie nicht selbst im dunkeln gehaltlosen Drang als ihr natürliches Wollen und Können empfanden. —

Zwölftes Capitel.

Das Verhältniß der fränkischen Könige zu dem Christenthum bis zu Chlodwigs Bekehrung.

Die ersten fränkischen Könige von allgemein gefeierten Namen und wahrhafter geschichtlicher Bedeutung, ein Chlodio und Childerich, die Gründer der Größe des fränkischen Volkes, waren noch dem Heidenthum treu geblieben, obgleich sie der Zug ihrer Eroberungen in ein schon lange christliches Land mit einer streng kirchlich gesinnten Bevölkerung führte. Schon in der älteren Heimath der Franken, in dem Lande an der Schelde, müssen sich christliche Elemente vorgefunden haben, als es von ihnen erobert wurde, denn es ist unzweifelhaft, daß in den belgischen und rheinischen Provinzen schon im Laufe des dritten Jahrhunderts eine nicht geringe Anzahl christlicher Gemeinden bestand. Aber zugleich mit der römisch-keltischen Bevölkerung wurde von den heidnischen Franken auch das Christenthum ausgerottet und keine Spur weist darauf hin, daß sich Ueberreste des letzteren neben dem deutschen Heidenthum, das hier bald ebenso ausschließlich und kräftig, wie in dem Boden seines Ursprunges wucherte, erhalten hätten, noch weniger, daß sich das Christenthum irgend einen Einfluß auf das fränkische Volk zu erwerben wußte. Unter den zahlreichen Kriegsgefangenen, die als Knechte und Handwerker im Lande lebten, waren ohne Zweifel Christen, wie auch anderwärts auf deutschem Boden in dieser Schicht der Bevölkerung zuerst das Christenthum heimisch wurde, allein es blieb nur auf sie beschränkt und das eigentliche Volksleben war davon, soviel sich erkennen läßt, ganz unberührt.

In den seit Chlodio neueroberten Landschaften bis zur Somme blieb dagegen ein römischer Stock der Bevölkerung auch nach der fränkischen Besitznahme.[1]) Allerdings brachte dieselbe hie und da schwere Kriegsleiden mit sich und verminderte die Bevölkerung einzelner Orte und durchweg die des platten Landes um ein Beträchtliches. Aber das römische Blut wurde dadurch nicht vertilgt, so wenig wie das Christenthum, das in diesen Gegenden bereits als herrschende Religion galt, neben der sich nur noch in versteckten Schlupfwinkeln Reste des römischen und vielleicht auch noch des keltischen Heidenthums erhalten hatten. Auch die christliche Kirche ging bei den Leiden, die durch die fränkische Eroberung über diese Landstriche kamen, nicht leer aus und es mag nicht an einzelnen Ausbrüchen des heidnischen Fanatismus gefehlt haben, wodurch ihre Diener und ihre heiligen Gebäude schwer gefährdet wurden. Aber es waren doch immer nur locale Bedrängnisse, meist auch von kurzer Dauer, auf die Zeit des eigentlichen Krieges beschränkt und darnach von selbst wieder aufhörend. Sobald eine gewisse Ordnung der Verhältnisse eingetreten war, genoß die christlich-römische Bevölkerung einer unbeeinträchtigten Glaubensfreiheit, gerade so, wie sie sich in weltlicher Hinsicht eines ausreichenden Rechtsschutzes erfreute. Doch mußte sie es ruhig geschehen lassen, daß sich eine zahlreiche heidnische Bevölkerung in ihrer Mitte ansiedelte und daß das Heidenthum wieder als die eigentlich herrschende Religion auftrat, weil es die Religion des herrschenden Volkes war. Das platte Land wurde jetzt wie überwiegend fränkisch, so auch überwiegend heidnisch und auch einzelne größere Städte, die vor der fränkischen Eroberung durch und durch christlich gewesen waren, erhielten allmälig wieder eine Beimischung heidnischer Bevölkerungselemente, die nach und nach sogar die christlichen an Zahl und Bedeutung überwogen. Dies fand namentlich da Statt, wo die christlich-römische Bevölkerung in Folge einer hartnäckigen Belagerung, die der Einnahme durch die Franken vorherging, oder in Folge einer Eroberung mit stürmender Hand und allen Greueln damaliger roher Kriegsführung sehr zusammengeschmolzen war. Geschah es dann noch, daß die fränkischen Fürsten in einer solchen Stadt gelegentlich ihren Wohnsitz nahmen, so war es ganz natür-

---

1) S. o. S. 290.

lich, daß von ihrem ursprünglichen römisch-christlichen Typus wenig übrig blieb. So war es nachweislich der Fall in Arras, Cambray und Tournay, Städten, die einst ganz römisch und ganz christlich, nach ihrer Eroberung durch die Franken so vorwiegend deutsch und heidnisch wurden, daß wenigstens die beiden erstgenannten ihren deutschen oder fränkischen Charakter niemals wieder bis auf diesen Tag verloren haben und daß das Heidenthum in allen dreien noch auf Jahrhunderte hinaus seine Existenz zu fristen vermochte.[2])

Im Ganzen blieben auch während der Herrschaft Childerichs die äußeren Züge bestehen, welche das Verhältniß zwischen der christlichen und heidnischen Bevölkerung des fränkischen Gebietes schon zur Zeit Chlodios bestimmt hatten. Er und sein Volk waren dem Heidenthum ergeben, selbst als jetzt immer mehr christliche Städte und Landschaften dem bisher doch noch überwiegend heidnischen Gebiete der fränkischen Herrschaft zugefügt wurden; doch die christlichen Römer blieben in ihrem Glauben unbelästigt.

Aber noch mehr als das. Childerich ging auch hier, wie auf einem anderen Gebiet des Wechselverhältnisses zwischen römischem und deutschem Wesen[3]), über die bisher von den Franken eingehaltene bloß passive Duldung und Schonung der römischen Nationalität hinaus bis zu einer Art Befreundung und Verständigung mit derselben. Eifrige Christen bildeten einen geehrten und freundlich angesehenen Theil seiner nächsten Umgebung. Bischöfe und Priester sowohl aus den seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfenen gallischen Landschaften, wie aus den andern, welche noch unter römischer Botmäßigkeit standen, pflogen jetzt einen intimen Verkehr mit dem heidnischen König eines heidnischen Volkes, und es war keineswegs eine bloße politische Speculation, eine kühle Berechnung des mächtigen Einflusses, den sie für oder gegen ihn bei ihren Landsleuten und Glaubensgenossen in die Waagschaale legen konnten, was

---

2) Dies geht aus den noch näher zu besprechenden Zeugnissen über die Existenz einer beinahe ohne Ausnahme heidnischen Bevölkerung dieser Städte und ihrer Umgebung während des sechsten und Anfangs des siebenten Jahrhunderts hervor. Von der Eroberung Cambrays sagt die Hist. Epit. IX.: Chlodio missis exploratoribus ad urbem Camaracum, perlustrans omnia, ipse sequitur, Romanos proterit, civitatem capit. — Haec generatio fanaticis usibus culta est.

3) S. o. S. 289 ꝛc.

ihn zur Anknüpfung und Hegung solcher Verhältnisse bestimmte, sondern wiederum derselbe instinktive ahnungsvolle Zug nach dem römischen Wesen, der seine ganze Stellung zu dem römischen Reiche und den Provinzialen beherrschte.

So stand er nicht bloß einmal und auf vorübergehende Augenblicke, sondern wiederholt und dauernd in einem sehr nahen Verkehr mit der heiligen Genovefa, die schon bei ihren Lebzeiten einer allgemeinen Verehrung und des Rufes genoß, mit wunderthätiger Kraft wegen der Reinheit und Heiligkeit ihres Wandels begnadigt zu sein. Sie lebte für gewöhnlich zu Paris, das wenigstens eine Zeit lang damals von dem fränkischen König beherrscht wurde.[4]) Ihr Einfluß auf ihn machte sich ganz in der herkömmlichen Weise solcher Verhältnisse geltend. Es war natürlich nicht möglich, daß sich sein ganzes Wesen den Forderungen streng christlicher Lebensanschauungen, welchen die heilige Frau für sich selbst mit einem penibeln Rigorismus Genüge zu leisten suchte, anbequemte. Die Substanz seines Charakters war und blieb heidnisch und barbarisch. Allein sein Gemüth war doch in so weit von ihr abhängig, daß sie durch ihre ebenso sanfte als muthige und eindringliche Vermittelung harten Ausbrüchen seines Naturells gelegentlich die Spitze abzubrechen vermochte. In so weit fügte er sich denn auch gewöhnlich ihren Wünschen und Ermahnungen, wie denen anderer hervorragender Vertreter der kirchlichen Frömmigkeit. Allerdings mußten sie von ihrem Standpunkte aus es heiß ersehnen, daß sich die Grenzen ihrer Einwirkungen noch viel weiter ausdehnen möchten, aber doch konnten sie immerhin schon mit einiger Genugthuung auf das schauen, was ihnen zu gelingen pflegte. Denn sein Gemüth war doch schon in so weit gebändigt, daß von seiner Seite aus nicht bloß alle wirklichen Conflicte zwischen dem fränkischen Heidenthum und dem Christenthum vermieden, oder, wo solche entstanden, schnell ausgeglichen wurden, sondern daß er auch in solchen Fällen, wo seine Neigung oder seine Grundsätze es ihm unmöglich zu machen schienen, den Bitten seiner christlichen Freunde zu willfahren, seiner Weigerung alles Verletzende zu nehmen sich bestrebte. Ja das furchtlose Herz dieses heidnischen Kriegsfürsten fühlte stets eine scheue Verlegenheit, wenn es galt, seiner heiligen

S. Genovefa

4) S. die nächste Anm.

Freundin Genovefa geradezu entgegen zu handeln. In ihrer Lebensgeschichte ist ein sehr charakteristischer Zug dieser Art enthalten. Sie hatte ihn einst, als er gerade in Paris anwesend war, inständigst um die Begnadigung zweier zum Tode verurtheilter Verbrecher gebeten. Childerich wollte ihnen unter keiner Bedingung das Leben schenken, aber er fühlte so wenig Kraft in sich, der Heiligen eine geradezu abschlägige Antwort zu ertheilen, daß er heimlich die Stadt verließ und den strengsten Befehl ertheilte, nach seiner Entfernung die Thore für Jedermann bis nach vollzogener Hinrichtung geschlossen zu halten. Genovefa hätte indessen den Namen einer Heiligen nicht verdient, wenn sie nicht ein solches Hinderniß in ihrem frommen Vorhaben zu besiegen gewußt hätte, die Thore öffneten sich ihr, sie fand den König auf und erhielt von ihm die Begnadigung der Missethäter. [5])

Auch bezeugte er selbst für die große Masse des Volkes, das für die mehr innerliche Seite seines Verhältnisses zu dem römischen Christenthum wenig Urtheilsfähigkeit besitzen mochte, seine wohlgeneigte Gesinnung gegen die Kirche und ihre Diener auf die allgemein verständlichste Art, indem er bei verschiedener Gelegenheit Kirchen und Geistliche reich beschenkte.

Childerichs Grab.

Das Grab Childerichs [6]), das nach dem Ablauf von fast

5) Vita Genov. (da mir der betreffende Band der A. S. Boll. gerade nicht zur Hand ist, so citire ich nach Sur. I. Cap. XIII.) Childericus rex Francorum tametsi non esset Christiana religione intentus, virginem hanc sanctissimam singulari veneratione prosecutus est. Nam cum aliquando quosdam reos — decrevisset occidere, ne S. Genovefae precibus posset flecti ad misericordiam, ex urbe egressus jussit portas occludi. At ubi S. Genovefae nuntiatum est, festina ad regem pervenit atque adveniente illa ad portas obseratas, confestim ei stupefactis custodibus quasi ad quoddam jubentis imperium reseratae sunt — ne miseri illi capite plecterentur obtinuit. Aus dieser Stelle geht zugleich mit unzweifelhafter Gewißheit hervor, daß damals die Stadt Paris in der Gewalt der Franken war. Denn urbs schlechtweg bezeichnet in dieser Vita immer den Aufenthaltsort der Heiligen, eben Paris. Die harte Belagerung der Stadt durch die Franken, die Cap. XV. erwähnt wird, scheint sie in die Hand Childerichs gebracht zu haben, aber nicht durch Sturm, sondern durch Vertrag. — Die Authenticität dieser Vita ist, wie aus der Com. praev. der Bolland. hervorgeht, über allen Zweifel erhaben.

6) S. darüber J. J. Chifflets Anastasis Childerici, wo der merkwürdige jetzt zum größten Theil wieder zu Grunde gegangene Fund mit erschöpfender Ausführlichkeit beschrieben ist.

zwölfhundert Jahren 1653 zu Tournay wieder aufgefunden wurde, bezeugt, daß er trotz alledem doch bis zu seinem Ende Heide blieb. Aber es bezeugt auch, wie sein ganzes Leben, daß sein Heidenthum nur noch eine fast ausgelebte Form war, die sich ohne Bedenken mit entschieden christlichen Umgebungen vertragen und christliche Einflüsse auf sich wirken lassen konnte. Heidnischer Sitte gehören in jenem Grabe das Streitroß und die Waffen an, die mit ihm beerdigt wurden. Nichts deutet jedoch unter den zahlreichen Schmuckgegenständen, die sich vorfanden, auf eine lebendige Beziehung zu specifisch deutsch-heidnischen Vorstellungen hin. Goldene Bienen, wohl der Schmuck seines königlichen Gewandes, und goldene Stierhäupter, die den Stirnschmuck seines Streitrosses bildeten, mögen vielleicht auf antike mythologische Vorstellungen deuten, die von der Kunst auch in der christlichen Zeit noch immer festgehalten wurden, aber an das deutsche Heidenthum erinnern sie nicht[7]), ja sie sind nicht einmal ein Beweis, daß der, dessen Grab sie zieren, überhaupt nur irgend einer Form des Heidenthums angehört habe. Friedlich liegen römische Goldmünzen von christlichen und heidnischen Kaisern neben einander, die einst zum Halsschmuck des Königs gedient haben mögen. Eine Schreibtafel daneben, die das Zeichen des Kreuzes trägt, weist direct auf seinen Verkehr mit christlichen Römern, und man könnte sagen, daß sie symbolisch das wahre Verhältniß des Königs zu dem christlich-römischen Geist der Zeit und seiner Unterthanen vergegenwärtigt.

---

7) Das bubulum caput aureum ex equi regii fronte sive capistro pendulum ist von Chifflet und den Aelteren kurzweg für ein idolum erklärt worden und zwar für den egyptischen Apis. In neuerer Zeit hat Müllenhoff an der oben (S 291 Anm. 8.) cit. Stelle eine scharfsinnige, aber sehr gezwungene Erklärung versucht, wodurch er es mit der mythischen Genealogie der Merovinger, jenem Minotaurus der Histor. Epit., in Verbindung setzt. Aber so wenig wie Adler, Löwen, Greifen und andere anderswo allerdings der Mythologie angehörige Thiere auf barbarischen Grabdenkmälern oder Schmucksachen dieser Zeit auf einen deutschen Thiercultus, auf eine Stammesmythe deuten, so wenig dieses bubulum caput als Stirnschmuk des Pferdes Es mag allerdings als Amulet gegolten haben, wie der cristallinus globus, der sich in dem Grabe gefunden hat, aber ohne alle Beziehungen zu deutscher Mythe. Die Arbeit weist hier, wie bei den andern Schmucksachen, ohnedem auf römische Fabriken hin und wahrscheinlich war es, wie die Münzen, die Schreibtafel &c., das Geschenk eines vornehmen Römers.

Aber von einer andern Seite her hatte das christliche Glaubensbekenntniß doch Eingang in das Haus und in die Familie des heidnischen Königs der Franken gefunden. Zwei seiner Töchter, Lantchild und Audofled, waren Christinnen und zwar, merkwürdig genug, arianische Christinnen. Es läßt sich wohl voraussetzen, daß der Arianismus, der alle deutschen Völker mit einem gewissen Rechte als seine natürliche Domäne ansah, so weit sie noch dem Heidenthume angehörten, es auch nicht an Versuchen zur Bekehrung der Franken wird haben fehlen lassen.[8]) Daß es ihm, trotz der unzweifelhaften Gegenbemühungen der katholischen Umgebung des königlichen Hauses, wenigstens theilweise damit gelang, mag als ein neuer Beweis für den Satz angesehen werden, daß sich allerdings bis dahin eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem deutschen Element und dieser Fassung des christlichen Glaubens überall bethätigte, die ihr den Vorzug vor dem Katholicismus verschaffte, auch wo demselben gleich günstige äußere Umstände hülfreich zur Seite standen.[9])

Chlodwig und Chlotilde.

Auch Chlodwig blieb, was sein Vater gewesen, dem Namen nach Heide, in der That aber in denselben engen Beziehungen zu christlichen Bischöfen und kirchlich gesinnten Laien, die Childerich angeknüpft hatte und damit auch in derselben respectvollen und wohlgesinnten Haltung, wie sie etwa ein Constantin der Große einst vor seinem definitiven Uebertritt zum Christenthum eingenommen hatte.

Seine Heirath mit Chlotilde, der Tochter des burgundischen Königs Chilperich, war der erste entscheidende Schritt, nicht zu einer positiven Annäherung an den Katholicismus, aber, was in seinen Consequenzen auf ein und dasselbe hinauslief, zu einer definitiven Zerstörung aller der Hoffnungen, mit welchen sich der Arianismus trug. Eingebürgert in dem königlichen Haus, begünstigt noch überdies durch die nahe Verwandtschaft, die Chlodwig

---

8) Audofled, die Gemahlin des arianischen Theodorichs, des ostgothischen Königs, erscheint überall als eine Arianerin. Es ist nirgends von ihrem Uebertritt zum Arianismus in Folge ihrer Heirath die Rede, daher wird sie gemeinschaftlich mit Lantchild aus dem Heidenthum sogleich zum arianischen Christenthum übergetreten sein.

9) S. o. Cap. IX.

mit dem Haupte der arianischen Germanen verknüpfte, mit dem König Theodorich der Ostgothen, der sich mit Chlodwigs Schwester Audofled vermählt hatte, mochte er nun ganz fest darauf rechnen, auch Chlodwig selbst seiner Gemeinschaft zuzuführen. Allein Chlotilde war eine eifrige Katholikin, die Tochter eines ebenso eifrigen katholischen Vaters, der von seinem arianischen Bruder Gundobald[10]) auf die grausamste Weise seiner Herrschaft und seines Lebens beraubt worden war. Der Gegensatz des Glaubensbekenntnisses gab allerdings nicht die wahre Veranlassung zu dieser schnöden Gewaltthat her, sie war, wie es scheint, nur das Ergebniß rohen Ehrgeizes und gewissenloser Habsucht, der beiden Hauptlaster des damaligen Barbarenthums. Allein Niemand konnte die katholische Bevölkerung Galliens oder die gesammte katholische Welt verhindern, vorauszusetzen, daß Glaubenshaß das Motiv zu dem Brudermorde gewesen sei. Chlotilde galt ihr demgemäß als die Tochter eines Märtyrers und sie begrüßte ihre Heirath mit dem fränkischen König als das vollgültigste Zeichen, daß er auf ewig von dem Arianismus durch das ungesühnte Blut seines Schwiegervaters geschieden sei.

Chlodwig selbst scheint, wenn man aus den folgenden Ereignissen sich einen Schluß auf seine damalige Stimmung erlauben darf, in dieser Heirath eine starke Bürgschaft für das positiv friedliche und achtungsvolle Verhältniß zu der katholischen Kirche gesehen zu haben, zu dem bereits sein Vater den Grund gelegt hatte und das er selbst als eine der Hauptstützen seiner Macht anzusehen gewohnt war. Aber noch kräftiger mag eine andere Aussicht auf ihn gewirkt haben. Es verstand sich nach den Begriffen seiner Zeit von selbst, daß er von nun an zur Blutrache gegen den burgundischen König berechtigt und sogar verpflichtet war, wenn er nicht durch weichherzige Nachgiebigkeit dem Heldenruhm, den er sich durch sein erstes Auftreten bereits zu erwerben begonnen, einen unaustilgbaren Makel zufügen wollte. Dazu kam noch, daß in den Traditionen seiner Familienpolitik die Aussicht auf eine dereinstige Eroberung von ganz Gallien obenan stand. Denn mit Ehrgeiz war das fränkische Geschlecht ebenso reichlich wie jedes andere Erobergeschlecht unter den damaligen Deutschen ausgestattet, nur wußte er besser als alle andere, seine Kräfte und

10) Ueber seinen Arianismus, sowie über seine Familie s. o. Cap. X.

Hülfsmittel der Realität der Verhältnisse anzupassen. Eine bessere Veranlassung, um das burgundische Reich zum nächsten Ziel seiner ehrgeizigen Pläne zu machen, als die, die sich ihm so gewissermaßen durch Nothwendigkeit der Natur bot, ließ sich nicht denken, und er war ganz und gar der Mann dazu sie vollständigst auszubeuten, aber nicht eher, bis die Umstände ihm eine hinreichende Bürgschaft für das Gelingen boten.

Chlotilde, obwohl ein Weib und eine Christin, sah auch in Chlodwig zuerst nur den Bluträcher ihres Geschlechtes. Die sagenmäßig ausgebildete, aber in ihren Grundzügen wahre Erzählung von ihrer Brautfahrt, [11]) die Gregor von Tours giebt, beweist, daß sie unversöhnliche Todfeindschaft gegen ihren Oheim und sein Volk, als die pflichtmäßige Grundstimmung ihrer Seele ihrem Gemahl zubrachte. Sie benutzte den großen Einfluß, den ihr ihre Schönheit und ihr Seelenfeuer bald bei ihrem Gemahl verschaffte, um ihn in diesem Sinne noch mehr aufzustacheln, wenn er noch einer Aufstachelung bedurft hätte. Doch ging sie nicht ausschließlich in diesen einen Gedanken auf, was als das vollgültigste Zeugniß für ihre eminente geistige Begabung angesehen werden darf, denn eine weniger reich ausgestattete Natur würde vollkommen daran genug zu thun gehabt haben, um sich durch eine so wilde Gluth des unbefriedigten Hasses und Rachedurstes nicht völlig aufreiben zu lassen, geschweige denn, daß ihr noch Kraft zu anderer Thätigkeit geblieben wäre.

Sie wirkte mit allen Mitteln, die ihrer gewaltigen Persönlichkeit zu Gebote standen, um den König zu dem letzten entscheidenden Schritt eines förmlichen Uebertrittes zu dem katholischen Glauben zu bewegen. Aber sie traf bei ihrem Gemahl doch noch auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie sich Jahre lang nur mit Concessionen begnügen mußte, ohne in der Hauptsache einen wirklichen Erfolg zu erreichen. Chlodwig ließ den ersten Sohn, den ihm Chlotilde gebar, taufen, aber er starb kurz nach der Geburt. Schon nach dem Tode des ersten wurde es der Königin schwer, die Bedenken, die in Chlodwig aufstiegen, zu beseitigen, noch schwieriger ward ihre Stellung, als ein zweiter Sohn geboren und ebenfalls getauft wurde, aber bald darauf tödtlich erkrankte. Es

---

11) Greg. Tur. II, 26.

war dem Heiden zu nahe gelegt, an der Kraft, oder an der hülfe- reichen Gesinnung des Gottes zu zweifeln, den er zu dem Herrn seiner Seele und seiner Thaten erkiesen sollte. Es lag ihm allzu- nahe, zu glauben, daß seine väterlichen Götter gnädiger gegen ihn sich erzeigt haben würden, falls er seine Kinder ihrem Schutze hätte anvertrauen wollen. Daß sie sich jetzt in Zorn von ihm abkehrten, konnte er ihnen nicht zum Vorwurf machen, denn er hatte sie ja selbst von sich gestoßen. Deshalb war es ein Ereigniß von weit- greifender Bedeutung, als das tödtlich erkrankte Kind dennoch ge- nas und der christliche Gott seine Allmacht und seine Güte glän- zend bewährte.[12])

Aber noch immer blieb Chlodwig Heide. Erst in einem Mo- ment der äußersten Gefahr, in welchem die eigne Kraft, dem hereinbrechenden Untergang gegenüber, sich als ohnmächtig erkannte und als damit auch dem Gemüth der Schutz der Götter, an denen es bisher doch noch immer aus alter Tradition gehangen, gänz- lich gewichen war, fühlte er, jedes andern Haltes beraubt, die überlegene Kraft des christlichen Gottes in der ganzen Fülle ihrer Majestät. Alles, was er bisher halb gläubig, halb ungläubig davon vernommen hatte, durchschauerte nun mit einem Male wie in einer Art von Offenbarung oder Verzückung seine Seele. Er betete zum ersten Male zu dem Gott der Christen und gelobte, sich ihm fortan ganz zu weihen, wenn er ihn diesmal retten wollte. Und er rettete ihn und gab ihm den vollständigsten Sieg über seine Feinde. Es war die Schlacht gegen die heidnischen Ala- mannen im Jahre 496, in welcher sich dies ereignete, und es verstärkte in jedem Sinn den gewaltigen Eindruck, den dies Er- eigniß auf Chlodwig und auf die Franken machte, daß der christ- liche Gott so sichtbarlich und augenblicklich die Niederlage seiner Feinde und Verächter gewirkt hatte.

---

12) Greg. Tur. II, 31 erzählt diese Vorgänge in seiner unübertrefflichen Art, wo man die handelnden Personen in vollster Lebendigkeit ganz ohne irgend welche Beimischung von subjectiver Auffassung, oder auch nur einer Darstellung, wie sie sonst in der Geschichtsschreibung gebräuchlich, sich selbst offenbaren sieht und wo die größte Formlosigkeit den unschätzbaren Werth einer in dieser Art selten sich findenden Unmittelbarkeit hat.

Dreizehntes Capitel.

Die nächsten Folgen der Bekehrung Chlodwigs.

Als Chlodwig so in einem entscheidenden Augenblick thatsächlich die höhere Macht des christlichen Gottes hatte anerkennen müssen, führte er mit seiner gewöhnlichen energischen Thatkraft, die neben einer ebenso großen Zähigkeit und elastischen Fügsamkeit in die Nothwendigkeit der Verhältnisse als ein Erbtheil seines Vaters Childerich, gewissermaßen als Familiencharakter, auf ihn übergegangen war, auch seine wirkliche Hingabe in den Dienst des christlichen Gottes aus. Der heilige Remigius von Rheims taufte ihn alsbald. Schon vor Chlodwigs Taufe war er die Seele der Bekehrungsversuche gewesen, welche jedoch damals immer noch an den traditionellen nationalen Reminiscenzen, trotz der mächtigen Unterstützung durch den Einfluß der Königin Chlotilde und trotz der zahlreichen christlichen und römischen Umgebung des Königs, gescheitert waren.

Die Bekehrung zum Katholicismus erschien Chlodwig vielleicht selbst anfänglich nicht in der außerordentlichen Folgenwichtigkeit, die sich bald für seine eigene Stellung nach allen Seiten hin daran knüpfte. Wäre er im Stande gewesen, sie vorauszusehen, oder auch nur zu ahnen, so ließe sich sein langes Zögern, bis er den entscheidenden Schritt that, nicht recht begreifen, da ja eine wirklich positive Ergebenheit an das nationale Heidenthum, die dasselbe allein erklärlich machen könnte, bei ihm nicht angenommen werden darf, bei ihm, dem Sohne Childerichs, des verehrungsvollen Freundes der heil. Genovefa und vieler christlichen Bischöfe, der selbst von Jugend

auf im innigsten Verkehr mit eifrigen Christen aufgewachsen war und eine Chlotilde zur Gemahlin hatte. Es war nur noch die Passivität des Herkommens und des nationalen Selbstgefühls in ihm zu überwinden, die wohl schwerlich vor der unendlichen Perspective, die sich, nach der gegebenen Weltlage durch seine Bekehrung zum katholischen Christenthum seinem Ehrgeiz eröffnen konnte, Stand gehalten hätte.

Der Eindruck, den seine Bekehrung in der ganzen katholischen Welt hervorbrachte, die schon längst das Auge auf ihn und auf die Franken abwechselnd in ängstlicher Spannung und freudiger Hoffnung gerichtet hielt, öffnete ihm, wie es scheint, erst den Blick für seine neue Bedeutung. Die Kirche selbst war es hauptsächlich, die durch einige ihrer Hauptvertreter ihm eine legitime Basis ohne Gleichen in seinem katholischen Glaubensbekenntnisse für den ungemessensten Flug seiner ehrgeizigen Phantasie unterbreitete und ihn jene allgemeinen Ideale des Ruhmes und der Herrschaft, die sich bis dahin nur zu einem sehr kleinen Theil verwirklicht hatten, in eine unmittelbare Greifbarkeit nahe brachte. Dies bezeugt vor allem das glückwünschende Schreiben, welches der Metropolit Avitus von Vienne, unbedingt der einflußreichste Mann im burgundischen Reich nach dem König Gundobald, vielleicht auch noch vor ihm, an Chlodwig richtete, als dieser ihm seine Taufe gemeldet hatte. Er identificirte geradezu die Zukunft des Königs und des Katholicismus, und da er den letztern naturgemäß als das einzige zur weltlichen Herrschaft berechtigte Glaubensbekenntniß ansah, erschien ihm Chlodwig als der legitime Herrscher der Zukunft, auch da wo bis jetzt noch Ketzer, d. h. arianische Deutsche, die katholische Kirche in Unterdrückung hielten, also in dem ganzen Abendland. Der rechtgläubige Kaiser im Osten und der rechtgläubige König im Westen: um diese beiden sollte nach dieser Anschauungsweise sich die Welt bewegen, weil sie allein durch ihren Glauben zur Herrschaft berechtigt waren. [1]) Die nächste Umgebung

---

1) S. Epist. Aviti Ep. Vienn. (am besten bei Mans. Conc. VIII, 175 f.): invenit quippe tempori nostro arbitrum divina provisio — vestra fides nostra victoria est. — Gaudeat ergo quidem Graecia habere se principem legis nostrae, sed non jam quae tanti muneris dono sola mereatur illustrari: quod non desit et reliquo orbi claritas sua. Siquidem et occiduis partibus in rege novo non

des Königs, die christlichen Bischöfe seines Reiches, Remigius an der Spitze, die nun die letzte Scheidewand, die sie von Chlodwig trennte, hatten fallen sehen, urtheilten selbstverständlich ebenso und der König fügte sich natürlich mit Freuden einer Anschauungsweise, die er, so lange er noch nicht den letzten Schritt zum Christenthum gethan hatte, unmöglich innerlich lebendig ergreifen konnte. Auch jetzt war es ihm nicht zuzumuthen, die weitläufigen Voraussetzungen und casuistischen Deductionen, mit welchen diese streng katholisch-kirchliche Auffassung unterstützt wurde, in ihren Einzelheiten zu verstehen, dazu wäre erforderlich gewesen, daß die kirchliche Atmosphäre schon länger seine eigentliche Lebensluft gewesen wäre. So verstand er auch von den umfangreichen Deductionen des Avitus nichts weiter, als daß ihm als unveräußerliches, von Gott selbst gegebenes und beschütztes Recht, als Lohn für seine Taufe, die Besiegung aller ketzerischen und heidnischen Feinde zuertheilt sei, daß er, um sich dieser Gabe würdig zu machen, die Kirche im Allgemeinen als seine mächtigste Bundesgenossin ehren und dem Willen ihrer erlauchtesten Vertreter sich fügen müsse, so weit sie Schutz und Ehre für die Kirche von ihm beanspruchten, daß er der unterdrückten katholischen Kirche in Gallien, als dem nächsten Object seiner Lebensthätigkeit, Sieg über ihre Bedränger verschaffen müsse und um diesen Preiß für sich und sein Haus alle die Ehren und die Gunst des Glückes in Anspruch nehmen dürfe, wovon er vorher wohl auch geträumt hatte, ohne es als seinen rechtmäßigen und ihm gebührenden Lohn von den höheren Mächten, deren Gewalt er fürchtete, ohne daß sich sein Herz für sie erwärmte, fordern zu können.

Die katholische Kirche in Gallien ließ es nicht bloß bei Zuschriften, Ergebenheitsversicherungen und eifrigen Wünschen für Chlodwigs Heil und Größe bewenden. Sie organisirte eine über alle Begriffe mächtige praktische Agitation, um ihrem Schützling und Beschützer und damit sich selbst zu ihrem Recht gegen ihre bisherigen Feinde und Verfolger zu verhelfen. Die burgundischen und westgothischen katholischen Bischöfe waren im Augenblick allerdings vor den Gewaltthätigkeiten einer früheren Zeit sicher. Gun-

novi jubaris lumen effulgurat. Tangit etiam nos felicitas: quotiescunque illic pugnatis, vincimus.

dobald und Alarich hatten mehr gedrängt durch die innere Nothwendigkeit der Verhältnisse [2]), als in Folge freiwilligen Entschlusses das System der Begünstigung ihres nationalen Glaubens, des Arianismus, bereits fallen lassen und wehrten allen übermüthigen und rohen Uebergriffen von Seiten der herrschenden Nation gegen die Kirche der beherrschten Römer. Aber diese war damit nicht versöhnt. Sie kannte nach wie vor nur einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Arianismus und diese Vorstellung war so in das Allerinnerste der kirchlichen Gesinnung und Bestrebungen eingedrungen, daß jede Connivenz gegen den Arianismus, soweit sie nicht bloß in einer nach den Umständen eingerichteten weltklugen Vertagung des Kampfes bestand, als der ärgste und schlechthin unverzeihlichste Verrath am Glauben angesehen wurde. So war der katholische Fanatismus, der lange genug durch die wehrlose Stellung der Kirche nach innen zurückgedrängt gewesen, jetzt im westgothischen und burgundischen Reiche im Begriffe, schonungslos zu explodiren, sobald nur eine äußere Gelegenheit dazu sich bieten wollte. Auch die durch die Ereignisse der Völkerwanderung und die Ansiedlung deutscher Stämme in dem politischen und socialen Leben ganz unpraktisch gewordene Vorstellung von der Einheit Galliens, an welcher die romanische Bevölkerung nichts desto weniger noch immer zähe genug fest hielt, trat jetzt als ein nicht unwesentliches Moment zu diesem Bunde der gesammten gallischen Kirche für die Herstellung des Katholicismus heran. So fand der fränkische katholische König in seiner Richtung gegen die römische Welt auf diesem festen Boden der Thatsächlichkeit die natürliche Grenze seines Ehrgeizes und seiner Größe. Seine Eroberungspläne dehnten sich zwar nicht über den Bereich Galliens oder der gallischen Kirche hinaus, aber es beseelte ihn auch das feste Vertrauen, sie genau bis zu dieser natürlichen Grenze durchführen zu können, während er vor seiner Bekehrung nur ganz im Allgemeinen Eroberungsgedanken, zunächst in Gallien, hegen, aber nicht wissen konnte, in wie weit hülfreiche gegebene Verhältnisse ihre Ausführung möglich machen würden.

Burg. Krieg.

Zu dem nach Chlodwigs Anschauungsweise so mächtigen Beweggrunde der Blutrache, der seinen leidenschaftlichen Zorn gegen das burgundische Königshaus kehrte, war nun noch ein neuer

2) S. o. S. 266 und 273.

hinzugekommen, dessen politische Bedeutung jedenfalls um vieles schwerer wog, weil er ihm auch in der Mitte des feindlichen Landes unzählige Verbündete schuf, die ihm zwar nicht mit den Waffen, aber durch tausendfältige andere Hülfsmittel eine unendliche Ueberlegenheit über seine Feinde geben mußten. Der schon erwähnte Hauptvertreter der burgundischen katholischen Kirche, Avitus von Vienne, hatte es vor seinem eigenen König Gundobald kein Hehl, daß er den fränkischen Waffen den Sieg wünsche, und daß er glaube, daß sie siegen müßten, weil der Beistand Gottes mit ihnen sei.[3] Daraus kann man schließen, wie hinter dem Rücken des Königs von der burgundischen Kirche zu Chlodwigs Gunsten gedacht und gehandelt wurde. Jetzt erhob der qualificirte Hochverrath, den die Kirche selbst gegen einen ungläubigen Landesherrn in der Theorie immer mißbilligte, freilich aber so lau, daß ihre wahre unmittelbare Ansicht immer deutlich genug zu erkennen blieb, fast unter den Augen des Königs ungescheut sein Haupt, und der König, der nach dem innern Verhängniß der ganzen Situation in dieselbe unhaltbare Stellung, wie andere deutsche Herrscher in den römischen Provinzen, gerathen war, sowohl gegen seine Landsleute wie gegen seine römischen Unterthanen, gebot über keine Mittel

3) Der merkwürdige Versuch, der etwa im Jahre 500 non contradicente rege Gundobaldo wie es in den actenmäßigen Berichten heißt, aber, wie sich aus der Darstellung selbst ergiebt, auf sein eifriges Betreiben hin von einigen katholischen kirchlichen Würdenträgern gemacht wurde, die arianische Landeskirche durch ein Religionsgespräch mit einigen ihrer Häupter von ihren Irrthümern zu überzeugen und mit dem Katholicismus auf billige Bedingungen wieder zu vereinigen, scheiterte, wie sich denken ließ, an dem siegesfreudigen Stolz der Katholiken, vor allem an der herben Hartnäckigkeit des Avitus, der sich auch nicht zu der geringsten Concession gegen die Arianer verstehen wollte, sondern unbedingte Unterwerfung forderte. — Der König, der nicht bloß das Ganze veranlaßt hatte, sondern auch die Verhandlungen gewissermaßen leitete, äußerte unter anderm: si vestra fides est vera, quare episcopi vestri non impediunt regem Francorum, qui mihi bellum indixit et se eum inimicis meis sociavit, ut me destrueret? Tunc humiliter respondit dominus Avitus, faciem habens Angelicam ut et sermonem: Ignoramus, o Rex, quo consilio et qua de causa rex Francorum facit quod dicitis; sed scriptura nos docet, quod propter derelictorem legis Dei saepe subvertuntur regna et suscitantur inimici omni ex parte illis qui se inimicos adversus Deum constituunt. Sed redite cum populo vestro ad legem Dei et ipse dabit pacem in finibus vestris; nam si habetis pacem cum illo, habebitis eum ceteris et non praevalebunt inimici vestri. S. Mansi VIII, 241.

um sich dagegen zu wahren. Es blieb nichts übrig, als weitere Concessionen gegen den Katholicismus, die bis an die äußerste Grenze des Möglichen gingen. Aber damit war für ihn nichts gewonnen, da der letzte Schritt, den die Kirche mit unerbittlicher Strenge forderte, ein offener Uebertritt zum Katholicismus, von ihm nicht gethan wurde. Um diesen Preiß stellte ihm Avitus mit verblümten Worten, aber noch immer verständlich genug, die Unterstützung der einflußreichsten Macht in seinem Staate, der katholischen Kirche, zu Gebote, ohne sie ihm gewiß versprechen zu können; denn wahrscheinlich ahnte er selbst, daß die Kirche, selbst wenn sie es wollte, nunmehr nicht auf dem halben Wege stehen bleiben und daß nur eine vollständige Verbindung mit dem fränkischen König oder, was dasselbe war, eine wirkliche Vernichtung der Selbstständigkeit des burgundischen Staates, ihre Zukunft verbürgen konnte.

So nahm der Krieg Chlodwigs gegen Gundobald den Verlauf, den dieser selbst sowie Jedermann in Gallien vorausgesehen hatte. Das burgundische Reich fristete zwar noch nach anfänglichen herben Niederlagen auf dem Schlachtfeld seinen Bestand durch die bewaffnete Demonstration, die das Haupt der arianischen deutschen Völker der Zeit, Theodorich, von Italien aus unter der Form bundesgenossenschaftlicher Hülfe für seinen Schwager Chlodwig, mit seiner gewöhnlichen Kraft und Umsicht durchführte. Aber seine Existenz blieb nach diesem einen Schlag doch gebrochen und sein Untergang erfolgte genau durch dieselben Motive, die Chlodwigs Angriff veranlaßt hatten, durch das Gebot der Blutrache und das katholische Siegesbewußtsein des fränkischen Königshauses, dem die Burgunder zuletzt nichts weiter als eine ohnmächtige Reaction des arianisch-nationalen innerlich so ganz zerfressenen Elementes entgegensetzen konnten. [4])

Chlodwig selbst faßte den Ausgang des burgundischen Kriegs ganz in dem Sinne auf, wie es die katholische Kirche in Gallien that. Der Sieg war ihm, weil er im Namen Gottes und der Kirche focht, geworden; daß ihm die vollen Früchte desselben durch politische Verhältnisse entzogen wurden, brach dem neuen Schwung seines Selbstvertrauens nichts ab, das jetzt des unwandelbaren Beistandes

4) S. o. S. 276.

des mächtigsten Gebieters der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt sicher war.

Westgoth. Krieg.

Der Krieg gegen die Westgothen, der einige Jahre auf den burgundischen folgte, legte davon eine glänzende Probe ab. Hier war die Macht der Feinde eine ganz andere, als bei den Burgunden, denn unter allen germanischen Reichen galt das westgothische traditionell als das erste und angesehenste, und dieser herkömmlichen Auffassung entsprach in der That der Umfang seines Gebietes, der Ruhm früherer Könige und Helden, der das ganze Volk noch fortwährend überstrahlte, der Reichthum und die Pracht des königlichen Hofes. Mit dem Aufsteigen der Ostgothen durch Theodorich verdunkelte sich allerdings dieser Glanz in den Augen der Zeit in etwas und für die Katholiken des Westens noch mehr, als Chlodwig einer der ihrigen geworden war. Aber noch mußte eine bloße äußere Abschätzung der Kräfte den Westgothen eine große Ueberlegenheit über die Franken zugestehen und Chlodwig selbst wäre, wenn man ihn sich auch in dem Besitz derselben oder noch größerer materieller Hülfsmittel denkt, die er im Beginn des Krieges wirklich verwenden konnte, früher gewiß nicht so tollkühn gewesen, damit den Kampf gegen das westgothische Reich aufzunehmen, so lange er noch nicht durch seine Bekehrung neue und unendliche Hülfsmittel in seinem eigenen gesteigerten Selbstvertrauen und in der offenkundigen Zuneigung der Katholiken im ganzen Abendland erhalten hatte. Es wurde ihm allein durch seinen Katholicismus möglich und diesem allein auch verdankte er den Sieg. Allerdings erfolgte derselbe nicht so, daß sich ohne Schwertstreich bloß durch die Conspiration der Katholiken die Macht der Westgothen zerbröckelte, sondern eine Reihe harter Schlachten und Belagerungen mußte ihm den Weg bahnen; aber die höhere, rein geistige Kraft, die von seiner Stellung zu der Kirche ausging, war es, die seinem Schwerte jene Wucht gab, vor der die westgothischen Heere erlagen. Er konnte in der That keinen andern Beweggrund zu dem Kriege anführen, als den, welchen Gregor von Tours mit seiner gewöhnlichen unvergleichlichen Naivetät dem König in dem Mund legt: „es reut mich, daß diese Ketzer einen so schönen Theil Galliens besitzen. Auf, mit Gottes Hülfe, wir wollen das Land für uns erobern.“ Aber dieser Grund allein genügte, um ihm selbst das Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit zu geben und ihn von der

katholischen Bevölkerung südlich von der Loire als den ersehnten Befreier von einem in der Wirklichkeit gar nicht mehr vorhandenen Druck empfangen zu lassen. Die katholischen Bischöfe Volusianus, Verus, Quintianus, Cäsarius und andere, die wegen ihrer ungestümen Propaganda für den fränkischen König, also aus rein politischen Gründen, und zwar aus Gründen der erlaubtesten Selbsterhaltung von dem König Alarich abgesetzt oder bestraft worden waren, erschienen der Welt als ächte Märtyrer des katholischen Glaubens und konnten nach ihrer eigenen Auffassung mit Recht dafür gelten, denn es war in der That die ganz abstracte Begeisterung für den weltlichen Sieg der rechtgläubigen Kirche, nicht eine Rücksicht auf einen partiellen Vortheil, am wenigsten auf einen im gewöhnlichen Sinne äußerlichen, der sie die sonst hergebrachte weltliche Vorsicht hoher kirchlicher Würdenträger hatte vergessen und mit dem fränkischen König in eine Verbindung treten lassen, die offenbarer Hochverrath war. Die katholische Bevölkerung selbst konnte ebenfalls von den Franken äußere Vortheile irgend einer Art nicht erwarten, und die gewöhnlichen Leiden des Kriegs, so wie die Rache ihrer bisherigen Herren fast mit Sicherheit vor Augen sehen. Das fränkische Heer, das im Namen des wahren Gottes zu ihrer Befreiung kam, übte schonungslos die hergebrachten Verwüstungen des Kriegs, trotz aller Bemühungen des Königs, es zu zähmen und besonders alles, was unmittelbar oder mittelbar mit der katholischen Kirche in Berührung stand, zu schützen. Eine spätere Zeit konnte sich den Widerspruch zwischen den Zwecken des Feldzugs und diesen Vorgängen nur so erklären, daß die Schuld davon auf die Heiden in dem fränkischen Heere gewälzt wurde, die allerdings nicht gehalten waren, aus freudiger und uneigennütziger Aufopferungslust für die Kirche zu streiten, sondern wie anderwärts, so auch in diesem Krieg, Mord, Raub und Brand suchen durften.

Alarich selbst war in der ersten Hauptschlacht, wie es später dargestellt wurde, von der Hand Chlodwigs gefallen. Auf diesen concentrirte sich damit der ganze concrete Ruhm der Besiegung und Vernichtung der Ketzer. Nicht bloß sein guter Wille und seine allgemeine Thätigkeit, sondern seine schrankenlose persönliche Hingabe, der mannhafte Einsatz seines Lebens gegen das des Hauptes der Ketzer, hatte den Kampf entschieden, natürlich unter directem Beistand des Gottes, der bisher schon seine Schritte gelenkt und ge-

segnet hatte. Es war somit ein wirkliches ächtes Gottesurtheil, in dem in unmittelbarster Weise die Hand des Höchsten sich offenbarte, wodurch der Untergang des ketzerischen Königs und seines Gott verhaßten Volkes vollzogen wurde.

Auch hier rettete die Dazwischenkunft Theodorichs, der schon lange dem Siegesflug der Franken mit ängstlicher Berechnung Schritt für Schritt folgte und damals nicht mehr, wie im Jahre 486, nach der Besiegung des Syagrius, ihm Glück zu wünschen geneigt war, daß Chlodwig seinem Volke eine neue Heldenlaufbahn eröffnet habe, die Existenz des westgothischen Reiches, die nach dem Tod des Königs bei dem schwachen Halt, den ihm seine Verfassung gab, und bei den zahlreichen und mächtigen Elementen innerer Auflösung, von denen es erfüllt war, schon verloren schien. Auch hier errang Chlodwig, wie gegen Burgund, nur einen theilweisen Sieg; es gelang ihm nicht einmal ganz Gallien, soweit es bisher den Westgothen gehört hatte, als Kriegsbeute davon zu tragen; aber der moralische Eindruck des Sieges wurde dadurch nicht geschwächt und der christliche Gott hatte wieder einmal seine die Feinde zerschmetternde, die Freunde beschützende Macht in glänzender Weise bethätigt.

An einen Rückfall zum Heidenthum war bei einer Natur, wie die Chlodwigs, nachdem sie überhaupt einmal den zähen Widerstand in ihrem eignen Innern und vielleicht auch manche äußere Bedenklichkeiten überwunden hatte, unter keiner Bedingung zu denken, selbst wenn sein Lebensweg nicht so reich gewesen wäre an gewaltigen Zeugnissen von der Macht des christlichen Gottes in der unmittelbaren Erfüllung der Hoffnungen und Wünsche, deren Realisirung bei seiner Hingabe an den neuen Glauben er sich nicht nur als Preiß für seinen Uebertritt, sondern auch zugleich als Beweis für die Ueberlegenheit seines freiwillig erkorenen Herrn ausbedungen hatte. Daß sich dies alles so rasch und in so handgreiflicher Sichtbarkeit vollzog, ließ sein Verhältniß zu der Kirche nicht in der höchst gefährlichen Lauheit verkommen, wodurch anderen mehr durch äußere Veranlassungen als durch irgend welche innere Vorgänge bekehrten Heiden die besten Früchte des neuen Glaubens, auch wenn man sie nur nach der rohen und äußerlichen Auffassung der Zeit beurtheilt, entgingen. Den Schwung der Thatkraft, das unzerstörbare Selbstvertrauen, das in allem, was es be-

gann, schon deshalb, weil alles in dem unmittelbaren Gottesschutz begonnen war, unerschütterlich an dem Glauben eines glücklichen Ausgangs festhielt und damit auch über das Maß der eigenen Kräfte hinaus wunderbare Thaten verrichtete, beurkundete genugsam, daß er innerlich so tief von dem neuen Glauben erfüllt war, als er äußerlich kund gab. —

Jenes laue Christenthum anderer ebenbekehrter deutscher Heiden vermochte zu der ursprünglichen Kraft und den sonst zur Wirksamkeit bereiten Mitteln des Individuums nicht nur nichts hinzuzuthun, sondern beschränkte und stumpfte die ungezügelte Kraft ihrer Seelen ab. So war es z. B. der Fall bei Odoaker. Alles, was er erreichte, verdankte er nicht dem christlichen Glauben, zu dem er sich bekannte, sondern den im tiefsten Sinne heidnischen Elementen seines Wesens, aber die ängstliche Schüchternheit und das Maßhalten, was mitten in der Entfaltung seiner Kraft diese ihrer besten Erfolge beraubte, war zuletzt doch nichts anderes, als der passive Einfluß des Christenthums, das ihm gewohnheitsmäßig überkommen war wie anderen seiner Landsleute und von ihm mit gewohnheitsmäßiger äußerer Gewissenhaftigkeit fortgeführt wurde, ohne daß die innerste Tiefe seines Geistes davon wirklich erfüllt oder erwärmt worden wäre. Aehnlich war es mit allen hervorragenden Heldengestalten aus den christlichen Schaaren der Völkerwanderung. Nicht ohne tiefere Beziehung waren sie dem Arianismus zugefallen, der es doch bei ihnen im besten Falle nicht höher bringen konnte, als zu einem bloß negativen Fanatismus, mehr gegen die Kirche der Römer, als gegen die katholische Auffassung des Christenthums im Allgemeinen, aber in keinem Falle zu einer specifischen und positiven, ihres Sieges gewissen Begeisterung für den neuen Gott und den neuen Glauben.

Auch bei Chlodwig trat in den äußern Umrissen seines Lebens diese bloß negative Seite überwiegend hervor und man könnte ihn daher nur als katholisches Gegenbild zu jenen arianischen Helden und Königen ansehen. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied; er haßte die Arianer mit derselben Gluth, mit welcher ein Geiserich und Hunerich oder Eurich die Katholiken haßten, aber er fühlte sich ganz und gar als Schützling der höheren Macht, des höheren Gottes, während jene bloß für ihren Gott gegen einen andern fechten konnten, aber nicht mit dem festen Bewußtsein, daß dem ihrigen

an und für sich der Sieg gehöre, daß sie nur sein Arm, sein Werkzeug seien, um diesen herbeizuführen. Daher ihre überreizte Erbitterung, die nur in einer Ahnung der eignen Schwäche und der Unzulänglichkeit ihrer Kampfmittel wurzelte. Davon ist bei Chlodwig nichts zu entdecken, nicht als ob er vom Anfang an die gleiche Innigkeit des Glaubens, dasselbe feste Vertrauen in die Unwiderstehlichkeit und Uebermacht seines Gottes gehabt hätte, aber ein Vorgang genau von der Art, die den gewaltigsten Eindruck auf diese Individualität machen mußte, das Wunder in der Alamannenschlacht, hatte gleich zuerst sein Gemüth kräftig gebannt und die späteren geschichtlichen Ereignisse, die alle nur als potenzirte Beweise für das, was er schon damals hatte anerkennen müssen, von ihm und seinen Zeitgenossen verstanden wurden, brachten es vollends dahin, daß sein Geist mit unlösbaren Banden zur Unterthänigkeit gegen den einmal zum Herrn gewählten Gott der Römer und der katholischen Kirche gefesselt wurde.

Die Bekehrung Chlodwigs kann vollständig genannt werden, wenn man, wie es sich einer verständigen Betrachtung geschichtlicher Ereignisse geziemt, nur die Individualität und die geschichtliche Situation, die ihre eigenthümliche Gestaltung bedingten, in Rechnung bringt. Vollständig war sie deshalb, weil sie alle die Regungen und Gefühle des Königs, welche sich auf sein Verhältniß zu den höheren Mächten bezogen, ergriff und dem neuen Glauben unterwarf. Keine Spur in den äußeren geschichtlichen Zeugnissen, oder in den Thatsachen selbst, weist darauf hin, daß sich ein Rest des alten Heidenthums in seiner bestimmt heidnischen Gestalt neben dem Christenthum und seinen religiösen Formen in der Seele Chlodwigs erhalten hat. Er ist nach der Taufe nach seinem eignen Glauben ganz und vollkommen Christ und sein ferneres geschichtliches Handeln bezeugt, daß die Worte des heil. Remigius bei seiner Taufe: verbrenne was du angebetet hast, bete an was du verbrannt hast, in ihm in dem Maße zur Wahrheit wurden, als es überhaupt nach den Vorbedingungen seines Wesens, seiner Persönlichkeit und geschichtlichen Stellung denkbar war. Durch diese straffe, warme Einheit seines religiösen Lebens wurde ihm allein auch der Schwung seiner Thatkraft gegeben, der mit unerschütterlicher Naivetät überall des Schutzes des allgewaltigen Christen-Gottes sicher sein durfte, weil er ihm seine ganze Seele hingegeben hatte.

Aber freilich wäre es weit gefehlt, das beliebte allgemein gültige, in der That freilich nirgends recht passende Schema christlicher Gesinnung auf den Neubekehrten anwenden zu wollen. Faßt man es ganz allgemein auch nur als eine innere Umwandlung der sittlichen Grundlagen des Empfindens und Wollens nach den Gesetzen der christlichen Moral, so waren diese weder durch die Bekehrung, noch nach der Bekehrung bei Chlodwig verändert, oder auch nur berührt worden. Es handelte sich in seinen innern Kämpfen vor der Bekehrung ja immer nur um die traditionell von ihm festgehaltene Macht der Götter, denen er bisher diente, und die durch ein Zusammentreffen aller möglichen Einflüsse nahe gerückte Vorstellung von der Existenz eines noch gewaltigeren Gottes, der jenen minder mächtigen so feindlich gegenüberstand, daß sich ihr Dienst und sein Dienst zusammen vertrugen, daß die einen zürnten, wenn nicht andere freundlich gesinnt waren, der eine Verderben drohte, wenn der andere seinen Diener segnete. Als durch ein gewaltiges Ereigniß die Uebermacht des einen über die andern für sein Gefühl entschieden war, gehörte er diesem einen ganz an und stand mit ihm den andern feindlich gegenüber, er focht für ihn die Kriege gegen alle seine Feinde und erhielt von ihm, wie billig, den Sieg. Das war alles, was er von seinem neuen Gotte forderte, da sein ganzes Leben in die eine Seite der ehrgeizigen Thätigkeit nach außen hin aufging. Damit war ihm zugleich auch alle innere Befriedigung, die er von seinem Herrn verlangte, gegeben, denn diese bestand eben in der glänzenden Bethätigung und Erfüllung dieser einen vorwiegenden Leidenschaft. Hätte man von außen her mehr von ihm gefordert, etwa eine Aenderung seiner Lebensgewohnheiten nach den gewöhnlichen Normen, die für ein streng christliches Leben damals galten, hätte man in ihm eine innere Gebrochenheit unter der Last seiner Sünden als Vorbedingung zur Aufnahme in die christliche Gemeinschaft setzen wollen, oder verlangt, daß er in seiner politischen und kriegerischen Thätigkeit streng die Gebote der christlichen Sittlichkeit einhielte, hätte man mit einem Worte ihm durch die Bekehrung eine andere Substanz seines Wesens aufzwingen wollen, so würde er wahrscheinlich nicht einmal begriffen haben, um was es sich handelte, und weshalb diese Forderung, die in seinem Innern nirgends einen Anknüpfungspunkt fand, an ihn gestellt wurde. Es kam auch in der That den Personen, die auf seine Bekehrung den hauptsäch-

lichsten Einfluß hatten und ihn auch nach seiner Bekehrung innerhalb gewisser Grenzen stets als ihren gehorsamen und devoten Verehrer lenken konnten, auch nicht entfernt in den Sinn dergleichen von ihm zu verlangen. Ihnen lag nur daran, wie ihm selbst, daß er in gläubiger allgemeiner Hingabe an ihren Gott die gewaltigen Kräfte, durch welche er sich als Heide einen weithin gefeierten Namen gegründet hatte, im Dienst des christlichen Gottes gegen seine Feinde, Arianer und Heiden, gebrauchte und damit glänzender, als irgend ein Fürst und Held seiner Zeit oder der Vergangenheit der Kirche zu ihrem Recht gegen jene verhalf.

Natürlich war aber bei einer so warmen Hingabe an den neuen Glauben, selbst wenn die eigentliche Substanz des Geistes nicht verwandelt, sondern in ihrer alten ungebrochenen Selbstwüchsigkeit geschont wurde, eine Reihe von Verpflichtungen für das äußere Benehmen und ein gewisser Typus für die Formen des inneren Lebens gegeben, an deren freudiger und vollständiger Einhaltung sich für die Kirche und den Neubekehrten selbst die völlige Herrschaft des christlichen Elementes erproben sollte. Dies bestand zunächst in der eifrigen und gewissenhaften Beobachtung der christlichen Cultusformen im weitesten Sinne des Wortes und in der äußern und innern Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Vertreter. An der einen wie an den andern ließ es Chlodwig nicht fehlen, nicht weil er durch Reflexion sich hätte dazu gewöhnen müssen, sondern beides war nur die für ihn selbst ganz unwillkürliche innerlich nothwendige Consequenz des Gehorsams, den er dem christlichen Gott schuldig war. Die complicirten Formen des Cultus nahm er in ihrer Totalität mit dem Act der Taufe auf sich, wie er die Totalität des christlichen Dogmas und der christlichen Sittenlehre, ohne daß das Einzelne davon als Einzelnes je seinem Geiste nahe gekommen und mit ihm vermittelt worden wäre, als selbstverständliche Folge seines Glaubensbekenntnisses aufgenommen hatte.

Seine Andacht gegen die Kirche und ihre Vertreter gab er bei jeder Gelegenheit in den herkömmlichen Formen, mit denen sich die Kirche vollständig begnügte, zu erkennen. Eine Reihe von anschaulichen Zügen aus seinem Leben zeigt ihn als den aufmerksamen Verehrer und Beschützer der Kirche seines Landes und der gesammten katholischen Kirche, so weit sein unmittelbarer Einfluß reichte. Er besucht die besonders geweihten Stätten, wie das Grab des heil.

Martinus zu Tours, mit ganz besonderer Devotion, erweist dessen Angehörigen, d. h. dem Klerus von Tours und dem Besitz dieser Kirche alle möglichen Ehren und Vortheile, er empfiehlt seinem Heere in den Kriegszügen gegen die Westgothen auf das nachdrücklichste ihre besondere Schonung. Er bemüht sich auch sonst, die rohen und verwüstenden Kriegsgebräuche seiner Zeit, an denen er im allgemeinen so wenig wie an andern Ausbrüchen des nationalen Geistes Anstoß nahm, weil er selbst genau auf derselben Stufe geistiger und sittlicher Bildung stand wie sein übriges Volk, wenigstens soweit die Kirchen und ihre Diener unmittelbar davon berührt werden, aufzuheben oder möglichst zu beschränken. Auf seine Berufung hin versammelt sich eine Landessynode der Bischöfe seines Reiches im Jahre 511 zu Orleans. Er baut und dotirt Kirchen und spendet überall hin an heilige Stätten reiche Geschenke aus der Beute seiner Kriege, die er im Namen des katholischen christlichen Gottes geführt hat, und wird endlich in der von ihm und Chlotilde gebauten und dotirten Apostelkirche in Paris begraben. In seiner Umgebung nehmen geistliche Würdenträger, vor allem der h. Remigius, die ehrenvollste Stelle ein und er beobachtet gegen sie die ganze herkömmliche Courtoisie solcher Verhältnisse. Er überhäuft sie mit Beweisen seiner Freundschaft und Devotion. Auch sorgt er dafür, daß seine ganze Familie dem katholischen Christenthum zugeführt wird. Von den Kindern seiner rechtmäßigen Gemahlin Chlotilde ist es begreiflich genug, aber auch sein ältester Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe, Theodorich, wird im strengen Katholicismus erzogen, obgleich seine Mutter, wie Chlodwig selbst bei seiner Geburt noch dem Heidenthum zugethan war. Sogar seine beiden in seinem Hause lebenden Schwestern Albofled und Lantchild traten zu dem Glauben ihres Bruders über, die erste aus dem Heidenthum, die letztere aus dem Arianismus, und damit war das ganze Königshaus der Franken, so wie es die Kirche ersehnt hatte, dem Katholicismus gewonnen.

In seiner nächsten Umgebung blieben freilich nach wie vor einzelne Heiden; die vornehmen Franken, die dem Beispiel des Königs nicht folgten, traten deshalb nicht alle aus den intimen Beziehungen des Hofdienstes, in welchen sie bisher zu dem König gestanden waren, und es kam weder dem König noch seiner eifrig christlichen Umgebung in den Sinn Gewaltmaßregeln zu ihrer Be-

kehrung anzuwenden. Beide waren zu sehr von der Unthunlichkeit derselben überzeugt, wenn sie auf die gegebenen Verhältnisse Rücksicht nahmen, als daß sie sich zu solchen Schritten fortreißen ließen, die nach der eigenen Ansicht der Kirche der Glaubenseifer allenfalls entschuldigte, aber keineswegs rechtfertigte und noch weniger als Pflicht gebieten konnte. Der rechtgläubige König erschien der Kirche und seinen katholischen Unterthanen trotzdem doch immer in derselben Glorie, wie der große christliche Heros, der Kaiser Constantin, der ja auch, wie bekannt, nirgends zu wirklichen Gewaltmaßregeln gegen das Heidenthum schritt und nichts desto weniger doch unter allen geschichtlichen und mythischen Heroen am meisten als Beförderer und Verbreiter des wahren Glauben gefeiert wurde. Es genügte einstweilen nach dieser Seite hin der Kirche vollkommen die christliche Haltung des Königs und seines Hauses, seine persönliche vollständige Entfremdung von allen offenbar heidnischen Formen und Namen, die christliche Färbung, die im Ganzen seine äußere Umgebung überzog; und dann hatte er ja auch dem Heidenthum als politische Form überall bei den Franken durch die Besiegung oder Ueberlistung der noch in gewissem Maße oder ganz unabhängigen heidnischen Fürsten und Stämme ein Ende gemacht. Ragnachar, Richar, Sigebert waren noch Heiden, als er ihre Länder mit dem fränkischen Reiche vereinigte; selbst Chararich,[5] den er nebst seinem Sohne scheeren ließ, als er ihn in seine Gewalt bekam, und ihn somit ohne Weiteres in den geistlichen Stand versetzte, ist deshalb nicht nothwendig vor seiner Besiegung ein Christ gewesen. Und noch über das fränkische Gebiet hinaus hatte er durch die Unterwerfung der heidnischen Alamannen die äußere Herrschaft des Christenthums verbreitet und damit den Mahnungen des Bischofs Avitus, auch über die fernen Heidenvölker den Samen

5) Warscheinlich erhielten Chararich und sein Sohn gegen das Versprechen ihres Uebertrittes zum Christenthum Schonung ihres Lebens, aber um sie in politischer Beziehung ganz unschädlich zu machen, mußten sie ihre Waffen ablegen und ihre Haare abschneiden lassen, also auf die Symbole der männlichen Vollkraft und Freiheit und der fürstlichen Abstammung verzichten. Um den Verzicht dauernd zu machen, ließ sie Chlodwig der Kirche einverleiben, die dadurch gewissermaßen die Verpflichtung erhielt, über ihr ferneres Verhalten zu wachen. Doch fühlte sich Chlodwig nicht ganz sicher und eine unbedachte Aeußerung kostete beiden trotz ihrer Weihe das Leben. Greg. II, 41.

des Christenglaubens auszustreuen, in dem Sinn, in welchem er selbst diese Mahnungen verstehen konnte und wie sie allein nach den gegebenen Verhältnissen zu verstehen waren, hinlänglich genügt.[6])

6) Ep. Aviti l. c. p. 176: Ulterioribus quoque gentibus, quas in naturali adhuc ignorantia constitutas nulla pravorum dogmatum germina corruperunt, de bono thesauro vestri cordis fidei semina porrigatis nec pudeat pigeatque etiam directis in rem legationibus adstruere partes Dei, qui tantum vestras erexit. —

Vierzehntes Capitel.

Das Christenthum und das fränkische Volk in ihren ersten Wechselbeziehungen.

Wie die Könige und ihr Haus war auch das fränkische Volk selbst, als es schon geraume Zeit untermischt mit einer christlichen Bevölkerung gelebt hatte, doch noch fast ausnahmslos dem Heidenthum treu geblieben. Einzelne christliche Franken werden allerdings schon seit Anfang des vierten Jahrhunderts erwähnt, allein sie gehören der langen Reihe von Emporkömmlingen im römischen Hof- und Militärdienst an, [1]) die durch einen Glaubenswechsel ihren übrigen brauchbaren Eigenschaften erst das rechte Relief zu geben pflegten. Wer sich so ganz des Zusammenhanges mit seiner Heimath und seinem Volke entäußerte, wie es mit dem Eintritt in den römischen Dienst nothwendiger Weise verbunden war, konnte sich auch leicht zu einer Hingabe an den Dienst des Gottes der Römer verstehen. Doch blieben auch immer noch einzelne aus der Zahl dieser Abenteurer dem Heidenthume treu, so jener Arbogastes, einst der allmächtige Gebieter am Hofe des christlichen Kaisers Valentinian II. Sein Heidenthum war noch so energisch, daß er, als die Besetzung des kaiserlichen Thrones nach einer Palastrevolution, die dem Kaiser Valentinian das Leben kostete, in seine Hand gelegt war, den Heiden Eugenius hauptsächlich deswegen auf den Thron erhob, weil er ein Heide war. Doch läßt sich nicht wahrnehmen, ob er sich den Formen des antiken Glaubens und Cultus fügte,

---

1) S. o. 286.

oder ob er sich seine heimischen Götter auch noch in der Fremde nahe genug fühlte, um sich mit ihrem Schutze zu befriedigen. Da in den römischen Dienst Männer aus allen Schichten der deutschen Bevölkerung einzutreten pflegten, — Arbogastes stammte aus dem salisch-fränkischen Fürstenhause, der berüchtigte Usurpator Magnentius[2]) dagegen war von der niedrigsten Herkunft, wahrscheinlich ursprünglich ein Unfreier, — so gab es auch in allen Lebensverhältnissen des fränkischen Volkes directe Beziehungen zu dem Christenthum. Denn selbst die fürstliche Geburt hinderte, wenn man überhaupt in eine nähere Beziehung zu dem römischen Staate treten wollte, nicht an dem Wechsel des Glaubens, obgleich natürlich Leuten von sehr hoher Abstammung ein solcher Schritt wegen der Rücksichten, die sie doch immer noch auf die öffentliche Meinung ihrer Landsleute zu nehmen gewohnt waren, um vieles schwerer fallen mußte, als einem niedrig gebornen und unbekannten Menschen, der für sein Thun und Lassen sich höchstens dem kleinen Kreis seiner nächsten Angehörigen verantwortlich fühlen mochte. Aber auch zur Zeit Childerichs, als das Geschick des römischen Reiches fast schon erfüllt war, wandte sich ein Mann aus dem königlichen Hause der sigambrischen Franken, ein naher Verwandter des Königs selbst, Arbogastes, gleichnamig mit jenem älteren Arbogastes, dem Christenthum zu, nachdem er in den römischen Kriegsdienst eingetreten war. Er galt seinen Zeitgenossen als ein eifriger und gebildeter katholischer Christ, mit welchem die hervorragendsten Vertreter der katholischen Kirche in Gallien, darunter selbst ein Sidonius Apollinaris, im vertrautesten und achtungsvollsten Verkehr standen.[3])

Daß sich das Heidenthum des salisch-fränkischen Volkes seit seiner Ausbreitung über christliche Gebiete nicht mehr zu jenem vernichtungslustigen Fanatismus erhob, den es bei anderen deutschen Stämmen in dieser oder der vorhergegangenen Zeit wohl noch zu erzeugen fähig war, hat sich bereits ergeben.[4]) Die ihnen unterworfene römisch-christliche Bevölkerung wurde meist und ungekränkt ruhig in ihrem Glauben und in der Ausübung ihres Gottesdienstes be-

2) S. o. S. 189.

3) S. über diesen jüngeren Arbogastes die wichtigsten Notizen zusammengestellt u. a. auch bei Rettberg I, 272, das. Note 7.

4) S. o. Cap. XI.

lassen und wo die Christen als solche von ihren heidnischen Siegern mißhandelt wurden, erklärte es sich immer durch ganz besondere, nur für den einen Fall maßgebende Umstände, meist aus einer durch hartnäckigen Widerstand und mühsamen Sieg gereizten Erbitterung, die an und für sich nichts mit den religiösen Gegensätzen zu thun hatte, wenn diese auch unwillkürlich mit hineinspielten und die Wuthausbrüche der Sieger noch grausamer und zerstörender werden ließen, als sie ohnedem geworden wären. Dieser negative Zug, dieser Mangel an einem wirklichen Religionsfanatismus, ist fast das Einzige, was sich zur Charakteristik des fränkischen Heidenthums mit überzeugender Gewißheit angeben läßt; alles andere, was hierher noch weiter gehört, kann nur durch Analogien und Muthmaßungen gewonnen werden. Die Trümmer des fränkischen Heidenthums sind uns so spärlich überliefert, daß man daraus nicht einmal eine specifische Färbung desselben im Großen und Ganzen zu erkennen vermag, die es doch einstens ohne Zweifel besaß. Denn ebenso wie sich in der übrigen geschichtlichen Thätigkeit des Volkes ein scharf ausgeprägter individueller Charakter deutlich zu erkennen giebt, muß der nationale Geist es auch im Gebiet seiner religiösen Schöpfungen zu Gebilden zu bringen vermocht haben, die sich durch eine specifisch fränkische Ausführung von der allgemeinen deutschen Basis der Mythologie wohl abheben. Noch weniger läßt sich über Einzelnes davon etwas Genügendes entnehmen.

Daß das fränkische Heidenthum mit derselben inneren Regelmäßigkeit, wie das der übrigen deutschen Völker, seine verschiedenen Phasen durchlaufen hat und zwar ungefähr gleichzeitig mit den Hauptentwicklungsepochen, die sich anderwärts finden, darf vielleicht aus den wenigen Blicken geschlossen werden, die uns in seinen Auflösungsproceß zu thun verstattet sind. Dieser war zu der Zeit, als sich durch dauernde, in größerem Maßstab gemachte Ansiedelungen ganz unwillkürliche Wechselbeziehungen zwischen den fränkischen Heiden und einer eifrig katholischen römischen Bevölkerung bildeten, schon so weit fortgeschritten, daß fast keine Seite des menschlichen Gemüthes sich in ganz unmittelbarer Abhängigkeit von dem Glauben der Vorzeit fühlte, sondern daß beide, das Großleben des Volkes und des Seelenleben des Einzelnen, sich im Wesentlichen unabhängig von jeder religiösen Basis zu constituiren versuchten.

Heidnisches in der Lex Salica.

Für das erstere liegt ein merkwürdiger Beweis in dem Inhalt des alten Gesetzbuches des fränkischen Volkes, in der Lex Salica, die in ihrer ursprünglichen Fassung noch unzweifelhaft den heidnischen Zeiten angehört.[5] Nur eine einzige directe Hinweisung auf den nationalen Glauben findet sich in ihren ziemlich umfangreichen und eine Menge von Verhältnissen berührenden Bestimmungen. Es ist die Erwähnung des zu dem großen Frühlingsopfer gewählten Ebers, des Majalis sacrivus, und auch daraus läßt sich nichts weiter entnehmen, als daß einige Cultusformen einer früheren Zeit sich auch damals noch in Uebung erhalten hatten.[6]

---

5) Es mag genügen, hierüber auf Waitz, das alte Recht der sal. Franken S. 75 u. folgende zu verweisen, wo mit genügender Begründung dargethan ist, daß der älteste Text der lex Salica noch dem Heidenthum angehört. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich nach der Vergangenheit hin keine so genaue Grenze feststellen läßt und daß man sich mit dem allgemeinen Resultate ihrer Abfassung vor der Bekehrung Chlodwigs genügen lassen muß, wenn man auf dem Boden directer historischer Zeugnisse bleiben will. Doch kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß man nicht weiter als bis zu den letzten Jahren der Herrschaft König Chlodios hinaufsteigen darf. Denn schon in dem ältesten Texte umfaßt das Gebiet des fränkischen Reiches nicht mehr bloß die alte Heimath der salischen Franken, sondern dehnt sich nach Tit. XLVII. auch südlich der silva carbonaria und jenseits des Ligeris aus, eine Ausdehnung, die es durch den eben genannten König erst erhalten hatte. Aus inneren Gründen möchte man jedoch geneigt sein, die Abfassung des Gesetzes in die letzten Jahre der Regierung Childerichs herabzurücken. Die eigenthümliche Stellung der königlichen Gewalt und die rechtlichen und socialen Verhältnisse der Römer weisen auf diese Zeit. Vielleicht bezieht sich auch eine merkwürdige Wendung des längeren Prologs auf ein wichtiges Ereigniß im Leben Childerichs und in der Geschichte des fränkischen Volkes, auf seine gewaltsame Vertreibung, in Folge deren er mehrere Jahre im Exil bei den Thüringern verlebte, und auf die Herrschaft des Aegidius über die Franken: haec est enim gens, quae fortis dum esset et valida, Romanorum jugum durissimum de suis cervicibus excusserunt, und dann wäre es doch gewissermaßen das, wofür es sich ausgiebt, ein Pactus legis salicae, d. h. eine Rechtsaufzeichnung, die mit der Restitution des nationalen Königshauses zusammenhing und die Grundlage der Verfassung — nur nicht im heutigen Sinn des Wortes genommen — zu bilden bestimmt war.

6) Ueber den Majalis votivus oder sacrivus (L. Sal. Tit. II, 13) s. deutsche Mythol. v. J. Grimm, S. 44 und 194. An keltische Einwirkungen ist dabei nicht zu denken. Daß er mit dem Cultus eines deutschen Gottes zusammenhängt, ist nach den Mythologie l. c. gesammelten Zeugnissen mehr als wahrscheinlich.

Wäre das nationale Heidenthum wirklich noch in seiner alten Vollkraft erhalten gewesen, so würde es dem Gesetze ein anderes Gepräge aufgedrückt haben. So aber rollt sich in ihm das Bild eines Zustandes vor uns auf, dessen Fundamente jeder religiösen Weihe entkleidet sind. Nirgends findet sich eine Spur, daß bei Institutionen, die einstmals unmittelbar aus dem religiösen Bewußtsein hervorgegangen waren, wie vor allem bei den Gottesurtheilen, die doch in der Gerichtspflege dieser Zeit so häufig in Anwendung kamen, diese unmittelbare Beziehung auf den Glauben oder gar auf ein concretes Gebild der religiösen Vorstellungen empfunden wurde; höchstens ahnte man noch im Allgemeinen die Abhängigkeit gewisser Vorgänge von einer höheren Macht, deren lebendiger Begriff längst verschwunden war.

Aber mit der Entäußerung von den lebendigen Beziehungen des alten Glaubens in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens war man doch nicht soweit gekommen, daß zugleich auch die religiöse Bedürftigkeit der Gemüther aufgehoben worden wäre. Vielmehr kann man behaupten, daß sie sich hier, wie es auch anderwärts in der Periode des verfallenden deutschen Heidenthums geschah,[7]) noch erhöhte. Die Trümmer des nationalen Glaubens fristeten an dieser Beschaffenheit der Gemüther ihren Bestand, aber sie selbst waren unfähig, sich durch sich selbst wieder aufzurichten und das zerstörte oder verfallene durch innere Kraft wieder zu ergänzen, und ebenso wenig war der Volksgeist dafür organisirt. Ein solcher Zustand beförderte allein das Wachsthum der nächtigen Elemente in den religiösen Vorstellungen. Zauberei, Hexenwesen wucherte jetzt auf das allerüppigste und die Menschen strengten sich umsonst an, durch äußerliche Vorkehrungen ledig des Schreckens und der Sorgen zu werden, welche durch das Umsichgreifen dieses dämonischen Unfugs über sie kamen, ohne daß ihnen in einem kräftigen Anschluß an hülfreiche göttliche Mächte eine Waffe dagegen geboten war.[8])

Die Schärfe des gesammten nationalen Gegensatzes, herausgekehrt durch eine unabsehbare Folge von Thaten des wildesten Hasses, war bei den meisten deutschen Völkern, die mit den Römern und dem Christenthum in Berührung traten, mächtig genug,

---

7) S. o. Cap. VI.

8) S. o. Cap. VII.

um sich mit Ingrimm von der Hingabe an das letztere abzukehren und sich an den Resten des heimischen Glaubens mit einer Hartnäckigkeit anzuklammern, die sonst gänzlich unbegreiflich gewesen wäre. Den Franken war ein so tödtlicher Haß gegen das römische Wesen, die Religion der Römer inbegriffen, seit langem unbekannt und doch vermochte das Christenthum auch bei ihnen den Widerstand ihres an und für sich so kraftlosen Heidenthums lange und selbst dann noch nicht zu besiegen, als ihm alle und jede äußere Gelegenheit geboten war, auf das fränkische Volk umfassend einzuwirken. Eine große passive Zähigkeit des nationalen Selbstbewußtseins, die sich recht wohl mit den friedlichen und freundlichen Beziehungen vertrug, in welche man zu der römischen Art gewöhnlich getreten war, sicherte dem Volksleben in socialer und politischer Hinsicht seine Eigenthümlichkeit und auch auf dem religiösen Gebiet war sie es allein, welche sich dem entschiedenen Zug der Gemüther nach einer Befriedigung und Beruhigung, die ihnen in dem heimischen Glauben, wie er einmal beschaffen war, versagt blieb, mit aller Macht entgegenstemmte. —

Chlodwigs Stellung.

Als der König Chlodwig, sonst in jeder Hinsicht der potenzirte Typus der damaligen fränkischen Nationalität, endlich so weit gebracht war, daß das Schwanken zwischen seinem überlieferten Heidenthum und dem Glauben der Römer in ihm die heftigsten Seelenkämpfe zu Wege brachte, fühlte er wohl, daß er einen sehr weitgreifenden Schritt über den Kreiß hinaus zu thun gesonnen sei, in dem bis dahin das Geheimniß seiner Größe und der Kraft seines Volkes beschlossen gewesen war. Möglichste Schonung des römischen Wesens, vollständigste Bewahrung der eigenthümlichen Züge, die die Franken eben zu Franken stempelten — daraus allein war es zu erklären, daß das noch vor wenigen Menschenaltern fast vergessene fränkische Volk jetzt schon weit und breit genannt wurde, daß sein eigenes königliches Haus sich aus dem Dunkel dürftiger Verhältnisse bis zu einem der glänzendsten Plätze unter den damaligen Herrschergeschlechtern emporgearbeitet hatte. Volk und Fürsten waren in allen Hauptdingen bis dahin denselben Weg gegangen und beide dadurch groß und berühmt geworden. Wenn aber der König in einem so unendlich wichtigen Verhältniß, wie es der Glaube war, sich von seinem Volke trennte, konnte es um die Zukunft beider geschehen sein.

Allerdings war der Entwicklungsgang der Geschichte des fränkischen Volkes seit Chlodio der Art gewesen, daß die Bedeutung der königlichen Person — nicht eigentlich der königlichen Würde als solcher — mit einem Gewicht sich geltend machen durfte, von dem früher keine Rede sein konnte. Der König mochte in allen großen Dingen unbedenklich die Initiative ergreifen, nur mußten sie nicht in schroffem Widerspruch zu den nationalen Gefühlen und Gewohnheiten stehen. Childerichs, des eigenen Vaters, Lebensgeschicke konnten Chlodwig in dieser Hinsicht vor jeder Maßlosigkeit warnen. Er hatte, weil er seinem fränkischen Volke Unleidliches zumuthete, mit einem zeitweiligen Sturze und der Verbannung aus der Heimath büßen müssen. Es war sehr ernstlich zu bedenken, ob nicht das fränkische Volk der Gegenwart den förmlichen Uebertritt seines Königs zum römischen Christenthum, die förmliche Verleugnung seines nationalen Glaubens gleichfalls als etwas Unleidliches empfinden und ähnlich wie einstmals bestrafen werde.

Die Kämpfe und Zweifel, von denen die Seele des Königs hin und her getrieben wurde, lösten sich durch eine plötzliche Katastrophe zu einem vollständigen Sieg des christlichen Glaubens auf. Nach der Alamannenschlacht war für Chlodwig selbst keine Umkehr möglich; er hatte ein für allemal mit den heimischen Göttern gebrochen und den Gott der Christen zum Herrn seines Lebens und seiner Thaten erkoren. Ob es der mächtige Eindruck dieses Ereignisses war, oder ob die Persönlichkeit Chlodwigs mehr als er selbst wußte Kraft besaß, um die Gemüther über ihre gewöhnlichen Schranken hinaus mit sich fortzureißen, bleibe dahin gestellt. Es genügt die Thatsache, daß die Bekehrung des Königs nicht isolirt blieb und daß sie seinem lebendigen Zusammenhang mit dem Volksgeiste keinen Eintrag that, nicht einmal für vorübergehende Augenblicke.

Gregor von Tours [9]) läßt dem feierlichen Taufact, durch wel-

---

9) S. Greg. II, 31. Er schöpft hier, wie er ausdrücklich sagt, aus den früh verlorenen Acten des h. Remigius. Schon Hincmar von Rheims konnte sie, als er seine Vita Remigii schrieb, nicht mehr benutzen. Ihr Verfasser muß den erzählten Begebenheiten so nahe gestanden haben, daß ihn die Neigung, die Thatsachen im kirchlichen Sinn und zu Ehren seines Heiligen auszuputzen, oder gar umzumodeln, doch nie allzuweit von der geschichtlichen Wahrheit abkommen ließ.

chen Chlodwig in die christliche Gemeinschaft aufgenommen ward, eine Ansprache des Königs an sein Volk vorhergehen, worin er ihm seinen Entschluß verkündete und es aufforderte seinem Beispiel zu folgen. Ehe er noch ausgeredet hatte, scholl ihm nach dieser Erzählung begeisterter Beifall entgegen: Ja, wir wollen die sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gott, den uns Remigius verkündigt, dienen. Dreitausend Franken ließen sich auch wirklich zugleich mit dem König taufen.

Ohne Zweifel läßt sich hier der Styl der Legende, nicht der einer wirklichen Geschichtschreibung erkennen. Allein Gregor hat wie gewöhnlich mit seinem naturwüchsigen Instinkt für den Kern der Ereignisse doch den Hauptpunkt, auf den es bei der Bekehrung des fränkischen Volkes ankam, deutlich genug hervorgehoben. Das Beispiel des Königs allein war mächtig genug um gleich im Anfang zahlreiche Nachahmung unter seinem Volke zu Wege zu bringen. Weder offene Gewalt, noch auch nur indirecter Zwang und Verlockung durch irgend welche Vortheile materieller Art, aber auch nicht der individuelle Drang der einzelnen Täuflinge, hat die erste massenhafte Bekehrung unter dem fränkischen Volke bewirkt. Sie traten nicht deswegen von dem heimischen Glauben ab und zu dem christlichen, weil sie sich durch die Erfahrungen des eigenen äußeren und inneren Lebens von der Nichtigkeit ihrer Götter, von den Irrthümern ihrer religiösen Vorstellungen und von der Wahrheit der christlichen Glaubenssätze und der Macht des christlichen Gottes zu überzeugen Veranlassung gefunden hatten. Weil der große König, der sieggekrönte Held, der sein ganzes Volk mit Glanz umstrahlte und Jedem, der sich seinem Dienste widmete, Ehre und Reichthum schaffte, selbst anerkannt hatte, daß er dem unüberwindlichen Arm des christlichen Gottes die Rettung und den Sieg da verdankte, wo alle andere Kraft erlahmt war, weil er ihm deshalb als dem höchsten Herrn im Himmel und auf Erden, als dem allmächtigen Vertheiler aller Gaben, die das Menschenherz begehrte, zu huldigen sich gezwungen gesehen hatte, dankten ihm auch und huldigten ihm diese dreitausend Franken. Wenn man dies erwägt, so kann es nicht befremden, daß die neubekehrten Christen aus der Mitte des fränkischen Volkes auch nach ihrer Bekehrung dem christlichen Gott doch noch um einen Schritt ferner standen, als ihr König. Er blieb der, der ihr Verhältniß zu dem neuen obersten

Herrn vermittelte, wie er es gewesen war, der sie zur Huldigung gegen denselben geführt hatte. Folgen von der tiefgreifendsten Bedeutung gingen aus dieser eigenthümlichen Haltung des Volkes und seines Königs hervor und geschichtliche Erscheinungen, die außerdem ganz unverständlich bleiben, lassen sich allein daraus, aber auch vollständig erklären.

Es wäre indessen in jedem Sinne, selbst in dem alleräußerlichsten, unstatthaft die Bekehrung sogleich als eine vollständige, das ganze Volk umfassende sich zu denken. Ausdrücklich wird überliefert, daß unmittelbar nach der Taufe des Königs sich viele Franken, die von ihrem Heidenthum nicht lassen wollten und die Taufe des Königs als eine Art von Verrath gegen sein Volk ansahen, zu Ragnachar in Cambray wandten, der wie die meisten Glieder des merovingischen Hauses noch Heide geblieben war.[10]) Dieser erhielt dadurch plötzlich eine Bedeutung als Rivale des Königs, an die vorher, ehe die Glaubensspaltung das fränkische Volk theilte, nicht gedacht werden konnte. Auch blieben viele vornehme Franken dem Heidenthum und zugleich dem König Chlodwig treu. Doch folgte nach und nach die Mehrzahl der angesehenen Familien besonders aus der nächsten Umgebung des Königs seinem Beispiel und von hier aus verbreitete sich die christliche Atmosphäre immer weiter bis in die mittleren und unteren Kreiße des Volkes herab. Auch nach Zahlen abgeschätzt, mag noch bei Chlodwigs Lebzeiten die größte Hälfte des ganzen salisch-fränkischen Stammes das Christenthum förmlich angenommen haben und diejenigen, die noch dem Heidenthum zugethan blieben, fanden es wenigstens ganz naturgemäß, daß auch die Kraft ihres Armes und ihre Schwerter für Aufgaben, die nach der Vorstellung des Königs und seiner Zeitgenossen wesentlich mit dem christlichen Bekenntnisse zusammenhingen oder sich unmittelbar daraus ableiteten, verwandt wurden.

So konnte man im höheren Sinne doch mit Recht sagen,

---

10) Diese Notiz findet sich bei Hinemar l. c. Hinemars Werk ist in seinen thatsächlichen Bestandtheilen zusammengesetzt aus der Vita Remigii des Venantius Fortunatus, aus Gregor von Tours und der historia epitomata. Was es außerdem enthält, ist bei dem Charakter seines Verfassers mit großem Bedenken anzusehen. Indessen hat gerade diese Erzählung so viel innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß man sie wohl gelten lassen darf.

wie es damals schon häufig und später allgemein geschah, als die zufälligen Einzelheiten der Ereignisse vor ihrem wesentlichen Gehalt zu verschwinden begannen, daß Chlodwig mit seinem ganzen Volke das Christenthum bekannt habe. Man konnte dies mit größerem Rechte sagen, als es kirchliche Schriftsteller, wie Orosius und Sokrates z. B. von den zu ihrer Zeit bekehrten Burgunden thaten, oder wie man sich den Uebertritt der 376 im oströmischen Reich aufgenommenen Westgothen als einen allgemeinen zu denken gewöhnt hatte. Das Heidenthum war, ohne daß eine gewaltsame Katastrophe es von seinem bisherigen Platze verdrängte, doch schon durch die Taufe Chlodwigs stillschweigend bei Seite geschoben und zwar für alle Zeiten. Und wenn auch noch eine Zeitlang das Zahlenverhältniß zwischen den Anhängern der beiden Glaubensformen entschieden günstig für das Heidenthum sich gestalten mochte, änderte dies nichts an dem nun ein für allemal feststehenden Satz, daß der christliche Glaube die Religion des fränkischen Königs und des fränkischen Volkes, so weit es in die geschichtliche Entwickelung eingriff, geworden war. Das Heidenthum, seines bisherigen Vorrangs als Nationalreligion des herrschenden Volkes im fränkischen Reiche entkleidet, durfte sich zufrieden geben, wenn die neue Nationalreligion, das Christenthum, dieselbe passive Duldung gegen dasselbe zu üben sich geneigt zeigen wollte, die es allerdings schon seit geraumer Zeit, als es noch für die herrschende Religion des Staates gelten konnte, dem Christenthum gewöhnlich zu zeigen pflegte. Alle Uebergriffe und Brutalitäten, die es daneben doch auch gelegentlich gegen das Christenthum, seine Diener und seine heiligen Gebände einmal selbst noch zu Chlodwigs Zeit ausgeübt hatte, waren nun für immer ihm unmöglich gemacht.[11]) — Nur um den Preiß vollständigster Friedfertigkeit und bescheidener Zurückhaltung mochte sich das fränkische Heidenthum jetzt darauf Rechnung machen ignorirt zu werden.

Nach Außen hin sah sich das Volksleben durch die Annahme des neuen Glaubens ähnlich berührt und gehoben, wie Chlodwig selbst. Auch unter dem fränkischen Volke erhöhte sich mächtig der Glaube an die ihm einwohnende Kraft und Unwiderstehlichkeit

11) S. Gregor. Tur. II, 27: eo tempore (485) multae ecclesiae a Chlodovechi exercitu depraedatae sunt, quia erat ille adhuc fanaticis erroribus involutus.

durch das Vertrauen auf den neugewonnenen gewaltigen Beschützer im Himmel, dessen Hand ihm so sichtbar Gedeihen und Sieg auf Erden verlieh. Dies Bewußtsein schuf den Franken von nun an in ihren Kämpfen mit den Heiden und Arianern eine Fülle von Kräften, die in kurzer Zeit die Herrschaft des fränkischen Namens bis an die Pyrenäen, bis an die Elbe und bis an die mittlere Donau ausbreiteten. Die Verheißung des Avitus erfüllte sich schon in den nächsten Generationen nach Chlodwig in größerem Umfange, als er selbst sie wohl gemeint hatte. Das fränkische Reich im Westen und das römische im Osten, dies waren die beiden großen Weltmächte, neben denen die anderen Staaten und Völker Europas nur einen untergeordneten Rang einnahmen. Die Anschauungsweise dieser Zeit brachte es mit sich, daß sich diese beiden Mächte dazu noch durch das stolze Bewußtsein gehoben fühlten, die einzigen legitimen des damaligen Europas zu sein. Daraus ergab sich die Folgerung, daß nur sie von Gottes und Rechts wegen zur Beherrschung aller Völker, die ihnen noch nicht unterthänig waren, berufen seien. So konnte wenigstens in den allgemeinsten Umrissen und zunächst freilich mehr in der idealen Auffassung der Wirklichkeit als in dieser selbst die alte Ordnung des christlichen Erdkreißes, die Einheit des römischen Reiches, die zugleich der Einheit der katholischen Kirche entsprach, als wiederhergestellt gelten. Auch einstmals war es in eine westliche und östliche Hälfte getheilt und von mehreren Herrschern regiert worden, ohne daß deswegen sich der Begriff seiner Einheit und Ganzheit den damaligen Zeitgenossen verdunkelt hätte. So legten sich die Franken selbst in stolzer Selbstschätzung das Sachverhältniß zurecht. Nachdem sie sich der katholischen Kirche zugewandt, wiederholt für den Glauben gekämpft und gesiegt hatten, ihr König von der Hand des Kaisers mit den höchsten Würden der weltlichen Hierarchie geschmückt war, durften sie sich wohl nicht bloß für legitim, sondern für ebenso legitim in ihrem Kreiße, im Abendland, ansehen, wie die Byzantiner ihnen für den Osten galten. Daß aber von byzantinischer Seite eine solche Gleichberechtigung der Franken nicht statthaft gefunden werden konnte, war bei den dort eingewurzelten Vorstellungen von der durch göttliche und natürliche Fügung für alle Ewigkeit bestimmten Ueberordnung des Römerthums über alles Barbarenthum begreiflich. Nach der Ansicht des Hofes und des Volkes im oströmischen Reiche sollten ohnedem die Franken selbst

in gebührender Bescheidenheit auf eine solche Gleichstellung ein für allemal verzichtet haben, als der fränkische König Chlodwig im Jahre 508 von dem oströmischen Kaiser die Würde eines Patricius und Proconsuls erhalten und angenommen hatte.[12]) Wie Chlodwig selbst

12) Aus der Hauptstelle Gregor. II, 38 ist der Titel, mit dem Chlodwig geehrt wurde, nicht deutlich zu erkennen. Er sagt codicillos de consulatu accepit und dann: ab eo die tanquam consul et Augustus est vocitatus. Für et hat Ruinart gegen die Hds. und gegen den Sprachgebrauch des Schriftstellers aut in den Text gebracht. Die letzteren Worte scheinen darauf hinzuweisen, daß Gregor selbst den eigentlichen Titel, der dem König ertheilt ward, nicht recht kannte. Daß aber damit dem König in seinen eigenen Augen eine große Ehre ertheilt ward, zeigt jedes Wort der Erzählung dieses Vorganges. – Wäre der längere Prolog der L. Salica nicht allzu großen kritischen Bedenken unterworfen, so könnte man den Titel proconsul, der daselbst Chlodwig gegeben wird, für den von Gregor ungenau überlieferten halten. – Es kann nicht in Verwunderung setzen, daß bei einer solchen Beschaffenheit der Quellenzeugnisse die Ansichten der älteren und neueren Historiker sehr weit auseinander gehen. So läßt z. B. Le Cointe Chlodwig durch den oströmischen Kaiser Anastasius zum Kaiser des Abendlandes erhoben werden; Valesius behauptet, daß ihm nur der Titel eines römischen Patricius ertheilt worden, wie dieser dem Odoaker, Theodorich, Sigismund von Burgund und andern deutschen Fürsten auf römischem Reichsgebiet gegeben wurde. Ruinart denkt an das wirkliche Consulat. Neuerlich ist hauptsächlich durch Sybel die Annahme sehr verbreitet worden, daß Chlodwig, wie es der längere Prolog der L. Salica angiebt, zum Proconsul ernannt worden sei. Doch legt er und wer ihm beistimmt, z. B. Waitz, Verfass.-Gesch. II, 50 und 128, zu viel Nachdruck gerade auf die in dem Prolog enthaltene Notiz, der man, wie schon bemerkt, alle directe geschichtliche Beweiskraft mit geringer Mühe streitig machen kann. Gregor erwähnt neben der schon besprochenen an sich unklaren Notiz über den Titel ausführlich der Insignien, die Chlodwig in der Kirche des heil. Martin zu Tours anlegte, als ihm eine feierliche Botschaft vom Kaiser Anastasius seine Standeserhöhung notificirt hatte. Es waren die Insignien des Patriciats; insbesondere muß man in dieser Hinsicht auf das Diadem, dessen ausdrücklich Erwähnung geschieht, das gehörige Gewicht legen. Dies wurde nie einem Consul, wohl aber dem Patricius gegeben und ihm gewöhnlich von dem Kaiser selbst aufgesetzt. Gelegentlich konnte es wohl ein Stellvertreter des Kaisers, wie hier der Fall war, thun. Darnach wäre also die Ansicht des Valesius die wahrscheinliche. Allein auf einem uralten Denkmale, an der Hauptthüre der Kirche St. Germain aux prés, die schon 559 vollendet war, sieht man Chlodwig zwar auch mit den Insignien des Patriciates, dem Diadem und der Chlamys abgebildet, doch trägt er noch dazu den Consularstab in der Hand. Dieses unschätzbare Monument ist sorgfältig abgebildet und weitläufig commentirt in Ruinarts Ausgabe des Gregor S. 1371. Da an der Authenticität dieser Darstellung, die deutlich einem in jeder Beziehung gebildeten römischen Künstler ihren Ursprung verdankt, nicht

darüber gedacht hat, mag dahingestellt bleiben: die öffentliche Meinung der nächsten Zeit und die Ansicht seines eigenen Hauses gab sich jedoch in dem Benehmen seiner Söhne, Enkel und Urenkel gegen den Kaiser und Hof von Konstantinopel und seine Beamten und Unterthanen in Italien unzweideutig zu erkennen. Diese fränkischen Könige verkehrten mit der geheiligten Person des römischen Kaisers ganz auf dem Fuße der Gleichheit[13]) und es war von da

---

zu zweifeln ist, so werden auch die sonst unwiderleglichen Gründe, die Pagi (Critica II, S. 474, 92) für das Patriciat Chlodwigs beibringt, nicht genügen, um ihn blos als Patricius gelten zu lassen. Gregor von Tours scheint auch in der That zwei verschiedene Titel und Würden im Sinne gehabt zu haben, wenn er ihn tanquam consul et Augustus genannt werden läßt. Wirklicher Consul kann er jedoch nicht gewesen sein, wie schon Valesius (Rer. Franc. I, 299—301) vollständig erwiesen hat, denn sein Name findet sich nicht in den Consularfasten. Er war also Patricius und Proconsul (oder consul per codicillos, wie derselbe Titel auch heißt), was ich in den Text unbedenklich gesetzt habe. —

13) S. das Schreiben Theodorichs, des Sohnes des Chlodwig, an den Kaiser Justinian Bouq. IV, 30. In demselben heißt es schon: desiderantibus animis exoptantes ut antiquam retroactorum Principum amicitiam conservetis et gratia — in communi utilitate jungamur. Diese Sprache unterscheidet sich sehr von den solennen Unterwürfigkeitsformeln, mit denen die Briefe anderer deutschen Fürsten dieser Zeit an den Kaiser angefüllt zu sein pflegten. In einem späteren, Theodobald, Theodorichs Enkel, zugehörigen Briefe herrscht geradezu ein grober und herausfordernder Ton: illud namque inter omnia valde animis nostris molestiam generavit quod tantum ac talem Principem ac diversarum gentium domitorem post mortem pagina decurrente videmini lacerare. (Justinian hatte sich nämlich die Freiheit genommen, die groben Treulosigkeiten und die brutale Habsucht des Königs Theodebert, Theodobalds Vater, aber immer noch in sehr gemäßigter Weise zu tadeln und den Sohn zu besserer Treue zu mahnen.) Amicitias nostras, quas desideratis, stabiliter rogamus habere studeatis etc. — Daß beide Schreiben, aus denen manche wichtige Notizen für die sonst so dürftig überlieferte Geschichte der auswärtigen Politik der Franken entnommen werden können, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, dem Theodobald I., dem Sohne Theodorichs I., angehören, sondern das erste dem Theodorich I. selbst, das zweite dem Theodobald, dem Enkel Theodorichs, Urenkel Chlodwigs, glaube ich in meiner Abhandlung De commercio Regum Francorum cum Imperatoribus Orientis S. 10 und 17 bewiesen zu haben. —

Wenn aber hier und da behauptet wird, daß sich Theodebert sogar den Kaisertitel beigelegt habe, wie noch neuerlich von Waitz, Verf.-Gesch. II, 129, nach Mascovs Vorgang geschieht, so beruht dies auf einem bloßen Mißverständniß einer Inscription auf Münzen des Königs. Hier finden sich

ab keine Spur mehr davon nachzuweisen, daß sie um die Bestätigung oder Erneuerung der ihrem Anherrn einst übertragenen Würden je dort nachgesucht hätten. Ja die Franken und ihre Könige gingen bald so weit, daß sie dem oströmischen Reiche höchstens nur den Vorrang des Alters zugestehen wollten, während sie in allen Dingen sich nicht bloß den Römern gleich, sondern über sie stellen zu dürfen glaubten und in diesem Sinn ihr Reich und ihr Königthum unbedingt für das erste, von Gott mit größter Gunst angesehene auf dem ganzen Erdkreiß hielten.

Der Gott, dessen Gnade einst den Römern alle die Gaben an Reichthum und Kunstfertigkeit verliehen hatte, die die Begierde und den Neid der Barbaren reizten und ihren rohen Geist in Erstaunen versetzten, gehörte jetzt, wie die Franken mit tiefster Seelenbefriedigung fühlten, den Römern nicht mehr allein und ausschließlich an: er hatte sich den Franken mit ganz besonderem Wohlgefallen zugewandt, wie ihre glänzende Siegeslaufbahn, die Ehre und die Reichthümer, die sich das Volk in seinem Dienst erworben, offenkundig bewiesen. Ja er hatte sie sogar gelegentlich zu Sieg und Ehre in dem Lande des römischen Kaisers, in Italien, und über kaiserliche Heere geführt und damit zu erkennen gegeben, daß er die Franken noch vor den Römern liebe. Wenn sie ihnen somit in jeder Hinsicht überlegen waren, so durften sie sich auch an ihrer Stelle zur Weltherrschaft berufen erachten. Von solchen Stimmungen und Gedanken erfüllt, begnügte sich schon einer der Enkel Chlodwigs, der König Theudebert, nicht mehr mit dem bisherigen Rayon der fränkischen Eroberungsprojecte, sondern er zog Länder herein, die dem oströmischen Kaiser unmittelbar unterworfen waren, oder die derselbe als nothwendige Pertinenzen anderer ihm gehöriger nach der staatsrechtlichen Theorie der Zeit als sein Eigenthum ansprach, so vor allem Italien, das doch noch immer als das Hauptland des ganzen römischen Reiches betrachtet wurde.

---

die Worte Vict. Aug., was als Victor Augustus sehr wenig dem Inscriptionsstyl gemäß erklärt wird. Es ist Victoria Augusta gemeint, d. h. Sieg über den Augustus, über Justinian. Theodebert hat in Italien während des gothischen Krieges, an dem er abwechselnd als Bundesgenosse der Gothen und des Kaisers Theil nahm, eine Reihe von Schlachten geliefert und gewonnen, die ihn zu der Annahme der stolzen Inscription berechtigten.

Ja, er sann sogar, so glaubte man damals wenigstens allgemein, auf die Eroberung des ganzen oströmischen Reiches.[14]) Dann wäre der alte römische orbis terrarum wieder in eine Hand vereinigt worden und die Franken mochten denselben Rang für diese und die kommenden Zeiten beanspruchen, den man damals den alten Römern, den Eroberern des ganzen Erdkreißes zugestand, ein Ruhm, dessen bloßer Abglanz stark genug war, ihre entarteten und bedrängten Nachkommen mit einem Nimbus von Größe und Macht zu umgeben, der, so wenig er auch der Wirklichkeit der Verhältnisse entsprach, doch auf diese noch immer bedeutenden Einfluß ausübte.

Ein gewisser Ehrenvorrang des Alters und des Namens, den man dem oströmischen Reiche dieser Zeit zugestand, eine Pietät, wie man sie im Einzelleben einem Veteranen zu widmen pflegt, hinderte jedoch die Franken nicht, in der Beurtheilung der Oströmer mit unendlicher Geringschätzung auf ihren Mangel gerade an denjenigen Vorzügen herabzusehen, die nach ihren eigenen Begriffen ihnen am höchsten standen. Feig, weibisch, kraftlos waren die gewöhnlichen Epitheta, mit denen ihre Charakteristik von dieser Seite her erschöpft schien, eine vernichtende, aber keineswegs unwahre Charakteristik, welcher von der anderen Seite nichts gleich schwerwiegendes entgegengestellt werden konnte. Und nicht einmal auf dem eben dem fränkischen Unternehmungsgeist und leidenschaftlichen Ehrgefühl erschlossenen Gebiete der Kirche und der specifisch katholischen oder christlichen Interessen wollte sich der stolze Sinn des Volkes eine Unterordnung unter die Römer gefallen lassen. Diese, von der Voraussetzung ausgehend, daß bei ihnen die wahre Heimath der Kirche sei, sahen auf das Christenthum der Franken als auf eine Pflanzung herab, deren Verdienst ihnen allein zukam. Von selbst ergab sich daraus die Vorstellung einer gewissen allgemeinen Superiorität des römischen Christenthums über das fränkische. Sie zuzugeben, fiel den Franken ebenso lästig, als die weltliche Ueberordnung des römischen Reiches unbedingt zuzugestehen, und doch mußten sie hier den so wohl begründeten Ansprüchen der Römer anfangs ebenso eine sie selbst zur Anerkennung und Huldigung zwingende Berechtigung zugestehen als dort. Doch fand ihr stolzes Selbstgefühl auch hier einen Ausweg,

14) Wie Agathias I, 5, verglichen mit Procop. bell. Goth. III, 33 beweist.

der mit naiver, aber sie selbst vollkommen überzeugender Dialektik es ihnen möglich machte, die Ansprüche der Römer anzuerkennen und sich doch wieder über sie hinaus auf eine noch bedeutendere Höhe zu erheben. So, während die Römer auf das Alter ihres Christenthums hinwiesen, sagten ihnen die Franken, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo durch die Römer unzählige Bekenner des wahren Glaubens hingeopfert, verstümmelt, geköpft, gekreuzigt, verbrannt, oder den Bestien im Circus vorgeworfen worden seien, während ihre eigene Vergangenheit, obwohl dem Heidenthum angehörig, sich doch niemals mit dem Blute der Heiligen befleckt habe. Im Gegentheil waren sie jetzt, so kurz nach ihrer Bekehrung, eifrig darauf bedacht, zur Sühne des Frevels, der auf den Römern von einstmals und selbst noch auf ihren Nachkommen lastete, die Gebeine dieser Märtyrer in glänzenden Ruhestätten niederzulegen, mit Gold und kostbaren Steinen zu schmücken und ihnen die höchste Verehrung zu erweisen. [15])

Es mag als das beste Zeugniß für die Intensität des fränkischen Selbstgefühls in seiner eigenthümlichen Mischung aus wesentlich heidnisch-nationalen und christlich-kirchlichen Elementen angesehen werden, daß sich nach und nach selbst der traditionelle Stolz der Byzantiner zwar nicht zur Anerkennung ihrer Gleichheit oder gar ihrer Ueberlegenheit, aber doch so weit herabließ, ihnen eine ehrende Ausnahmestellung neben der allgemeinen Kategorie der Barbaren anzuweisen. Die einzelnen Thatsachen, aus denen sich ein solches verhältnißmäßig überaus günstiges Urtheil der Byzantiner am nächsten bilden konnte, waren freilich nicht geeignet, die Franken in irgend einer Beziehung besser als die übrigen Barbaren erscheinen zu lassen. Als die fränkischen Könige und Heere während des Kampfes zwischen Oströmern und Gothen bald als Verbündete, bald als Feinde des Kaisers zu wiederholten Malen

15) S. den längeren Prolog der L. Salic.: haec est enim gens quae post agnitionem baptisimi sanctorum martyrum corpora, quae Romani ipsi cremaverunt vel ferro truncaverunt vel bestiis lacerandum projecerunt, Franci super eas aurum et lapides pretiosos honoraverunt. So rühmt auch Theodobald von Theodebert gegen Justinian Bouq. l. c. 58: Christianae religionis intuitu non ut scribitis loca sacrosancta destituit, sed magis Paganorum consumpta excidio suis Christo auctore temporibus in meliori cultu revocavit.

Italien überschwemmten, offenbarten sie eine Brutalität, die die furchtbarsten Scenen der Züge eines Rhadagais oder eines Attila vor den Augen der entsetzten Zeitgenossen wiedererstehen ließ, die alles Frühere an Methode im Zerstörungstrieb noch überbieten zu wollen schien.[16]) Ja selbst die vielgerühmte kirchliche Gesinnung des Volkes und seiner Herrscher hielt vor den Versuchungen der rücksichtslosesten Beutegier und blinden Mordlust nicht Stand. Es zeigte sich sogar, daß unter den Fahnen eines specifisch-christlichen Königs Leute fochten, die dem rohesten Heidenthum ergeben waren, die sogar noch dem ärgsten heidnischen Greuel der Menschenopfer ungescheut in der Mitte eines christlichen Landes und einer christlichen Bevölkerung fröhnten.[17])

Trotzdem vermochte der byzantinische Historiker Agathias, ein Zeitgenosse dieser Vorgänge und auch sonst von den inneren Zuständen im fränkischen Volke so gut oder so schlecht unterrichtet, als es für einen Oströmer möglich war, von den Franken zu rühmen, daß sie an Bildung alle Barbaren überragten und sich eigentlich in nichts von dem Volke der Cultur und Humanität, den Byzantinern, unterschieden, als in ihrer Sprache und Tracht.[18]) So blendete ihn der rasche Erfolg ihrer kriegerischen Thaten, der Ruhm ihres orthodoxen Katholicismus und ohne Zweifel auch ihr eigenes maßloses Selbstgefühl, das stets einer Art von magnetischer Wirkung selbst auf Fremde und Widerstrebende sicher sein darf. So wie er, mag auch im Ganzen die öffentliche Meinung der römischen

---

16) Zeugniß davon geben Agathias und Procopius an allen den Stellen, wo sie von diesen deutschen Schaaren sprechen.

17) Procop. II, 25 bürdet es den Franken im Allgemeinen auf, während Agathias zwar nicht bei dieser Gelegenheit, wohl aber bei dem Zug des Leutharis und Buccelinus (I, 7) nur die Alamannen als wilde Heiden schildert.

18) Ag. I, 2 *Χριστιανοὶ γὰρ ἅπαντες τυγχάνουσιν ὄντες καὶ τῇ ὀρθοτάτῃ χρώμενοι δόξῃ* etc. *ἔμοιγε δοκοῦσι σφόδρα εἶναι κόσμιοί τε καὶ ἀστειότατοι καὶ οὐδέν τι ἔχειν τὸ διαλλάττον, ἢ μόνον τὸ βαρβαρικὸν τῆς στολῆς καὶ τὸ τῆς φωνῆς ἰδιάζον.* Daran schließt sich eine pathetische Lobpreisung ihrer Tugenden, unter denen *ἡ εἰς ἀλλήλους δικαιοσύνη τε καὶ ὁμονοία* besonders gerühmt werden, was so schlechtweg verstanden und mit den bekannten Zügen der damaligen fränkischen Geschichte zusammengehalten, einen komischen Eindruck macht. Doch meint Agathias etwas ganz anderes, als er zu sagen scheint, nämlich das starke Gefühl für die Größe des fränkischen Volkes und den lebendigen Zusammenhalt gegen auswärtige Feinde.

Welt geurtheilt haben. Was gegen diese Auffassungsweise stritt, z. B. eben jene mehr als heidnischen und barbarischen Thaten in Italien, oder alles das, was man von dem Blut und Greuel in dem königlichen Hause vernahm, wurde entweder von dem einmal befangenen Urtheil ignorirt, oder doch wenigstens im Vergleich mit dem, was zu ihrem Vortheil sprach, als geringfügig angesehen. Namentlich konnte sich auch die gebildetere römische Welt nie von der Vorstellung emancipiren, auf welcher zumeist der Glaube des fränkischen Volkes an sich und seine Zukunft beruhte, daß es ganz und wahrhaftig sich dem Christenthum, dem wahren Glauben hingegeben habe, denn in der Definition des Begriffes rechter Glaube und wahres Christenthum wichen Franken und Römer gemeinhin viel weniger von einander ab, als man nach dem sonstigen Unterschied ihrer nationalen Anlagen und ihrer Bildung hätte voraussetzen dürfen.

Eine solche Beurtheilung von Seite der auswärtigen Völker konnte ihre Rückwirkung auf die Franken nicht verfehlen. Sie faßten nun selbst die Summe ihrer Existenz in eine Formel, die ganz dazu geschaffen war, ihren nationalen Stolz bis zu einem wahrhaft alttestamentlichen Fanatismus der nationalen Selbstüberschätzung zu erhitzen. Gott selbst hatte ihr Volk, als es noch heidnisch war, erwählt, weil er es wegen seiner Kraft, Schönheit und Klugheit vor allen anderen seiner Gnade würdig hielt. Er hatte es aus seiner Dienstbarkeit unter der Herrschaft der Römer befreit, ihm durch Chlodwig Sieg über alle heidnischen und ketzerischen Feinde gegeben, weil es seinem Rufe Folge geleistet und sich zu dem wahren Glauben bekehrt hatte. Für alle Ewigkeit war ihm dafür sein besonderer Schutz versprochen; er wollte es kräftig, schön von Leib und Angesicht, tapfer und klug erhalten, unbefleckt von aller Ketzerei. Gott selbst war also der Gründer und Erhalter des Volkes und es konnte mit einem Nachdrucke ohne Gleichen von sich sagen: Christus liebt und beschützt die Franken. [19])

19) S. den schon öfter citirten Prolog der L. Sal. im Eingang. Gens Francorum inclita, Deo auctore condita, ad catholicam fidem conversa et immunis ab heresi — inspirante Deo inquirens scientiae clavem etc. Vivat qui Francos diligit Christus, eorum regnum custodiat, rectores eorum lumine suae graciae repleat, exercitum protegat, fidei munimentum tribuat, pacem gaudia et felicitatem — dominus Iesus Christus concedat. —

Aber alles war in dieser Gedankenreihe von der Festigkeit im wahren Glauben abhängig gemacht und das Volk durfte die unendlichen Vorzüge, die es vor allen anderen in der Welt auszeichneten, nur in diesem Sinne als sein Eigenthum ansehen. Machte es sich der göttlichen Gnade und des unmittelbaren Schutzes Christi nach wie vor würdig, so öffnete sich ihm der Blick in eine unermeßliche Zukunft voll Ehre, Freude und Glanz, ebenso wie alles zu Nichte werden mußte, wenn die große Grundbedingung, unter der es ihm einzig und allein gegeben war, nicht mehr erfüllt wurde. Genau so dachte auch Chlodwig und sein Geschlecht von sich selbst, nur daß hier, entsprechend der höheren Stellung, die das Königthum dem Volke gegenüber einnahm, auch ein erhöhter Schutz der göttlichen Macht als Lohn für erhöhte Verdienste in Anspruch genommen ward. Aber dafür mußten auch die Forderungen, die der Einzelne an sich selbst zu stellen hatte, hier mit gesteigerter Nachdrücklichkeit empfunden werden, wenn nicht diese Bevorzugung des königlichen Hauses und der königlichen Würde entschwinden sollte.

Wo man die Grundlagen der nationalen Existenz so positiv, so warm und füllereich auffaßte, wie es bei den Franken geschah, war freilich schon die Bürgschaft einer gedeihlicheren Zukunft gegeben, als sie sich die deutschen Völker bisher zu gestalten vermocht hatten. Wie sehr unterscheidet sich der, wenn auch rohe, dafür desto energischere Idealismus des fränkischen Nationalbewußtseins von jener innerlich so lauen und flauen Stimmung und Haltung der arianischen Deutschen. Allerdings mußten auch sie, wenn ihr Glaube überhaupt einen Sinn haben sollte, von der Gnade ihres Gottes das abhängig machen, was ihnen als Summe ihrer Wünsche und Bedürfnisse, als das höchste Gut erschien, Sieg und Herrschaft; aber keinem ihrer Helden und Führer, noch weniger dem eigentlichen Nationalbewußtsein kam es in den Sinn, Gott selbst in dem allerunmittelbarsten Verhältniß zu sich und sich durch eine directe Fügung der göttlichen Vorsehung zur Weltherrschaft berufen zu fühlen. Ihr Kampf und Sieg über die Römer war nicht mit einer durch religiöse Anfregung erzeugten Energie geführt worden, sondern mit Kräften, die so weit als möglich von allen religiösen Motiven abgelöst waren. Als sie sich dem Arianismus zuwandten, geschah es weniger, weil er ihnen innerlich näher als der Katholicismus gestanden hatte, als weil sie in ihm instinktiv ein Mittel

erkannten, um wenigstens den Haupttheil ihrer nationalen Geistes-abgeschlossenheit gegen die römisch-christliche Weltanschauung festzuhalten, nachdem ihre einstmalige totale Unzugänglichkeit sich an so vielen Stellen des Eindringens fremdartiger Elemente doch nicht mehr zu erwehren vermocht hatte. Aber die Vandalen, Westgothen und andere deutsche Arianer glaubten sich nicht deshalb den Römern überlegen, weil sie Arianer und diese Katholiken waren, sondern weil ihnen ihre eigene Kraft und Tüchtigkeit größer als die der Römer erschien. — Sollte ihnen der Arianismus eine ähnliche Vertiefung und Entflammung des Nationalbewußtseins verleihen, wie der Katholicismus den Franken, so hätte sich jedes einzelne arianische deutsche Volk auch als das einzig durch göttliche Fügung mit dem wahren Glauben begnadigte ansehen müssen, was ganz und gar außer dem Bereiche der möglichen Selbsttäuschung lag, da der Augenschein allzudeutlich erwies, daß in dieser Hinsicht keins vor dem andern sich bevorzugt halten durfte. So mochte immerhin jedes einzelne Volk, die Vandalen so gut wie die West- und Ostgothen für sich selbst nach einer möglichst großen Ausdehnung seiner Macht vor allen auf Kosten aller anderen, gleichviel ob Arianer, Katholiken oder Heiden, streben, aber keinem kam es in den Sinn, sich von Gottes und Rechts wegen ausschließlich zur Weltherrschaft berufen zu glauben und den Besitz aller anderen als eine bloße Usurpation zu betrachten, weil es allein dem wahren Gott diente und allein an dem wahren Glauben festhielt. Das Gefühl des specifischen Gottesschutzes, das in den Franken so lebendig war, trat darum hier niemals als ein spirituelles Motiv von unberechenbarer Wichtigkeit zu den anderen niederen Trieben nach Beute, Reichthum, Genuß, Sieg, Glanz und Ruhm hinzu, die durch dasselbe doch immer eine gewisse ideale, die Phantasie und das Gemüth befriedigende und zugleich erhebende Verklärung erhielten, wenn auch ihre Aeußerungen zunächst noch ebenso brutal blieben, wie in der Zeit, wo sie in roher Nacktheit der rein irdischen Selbstsucht die Menschen beherrscht hatten.

Religiöser Fanatismus sowohl, wie das volle Ungestüm eines ziel- und maßlosen Barbarengeschlechtes, dem die ganze Welt kaum groß genug für seine begehrliche Phantasie erscheint, haben sich schon von jeher geeignet erwiesen, die größten Erschütterungen in der Geschichte zu bewirken. Beide Elemente waren in dem fränkischen

Wesen dieser Zeit in hinreichender Fülle vertreten. Wenn die Franken sich fähig erweisen sollten, einerseits ihre nationalen Anlagen und Kräfte ganz und gar in den Dienst der religiösen Motive zu geben, wenn andrerseits die neue Religion ganz und gar in diese Anlagen und Kräfte des Volksgeistes aufzugehen und das gesammte Volksleben eine völlig harmonische Einheit von beiden darzustellen vermochte, so gab es in der ganzen damaligen Welt nichts, was sich dem Expansivstreben eines solchen Volkes hätte entgegenstellen können. —

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.







